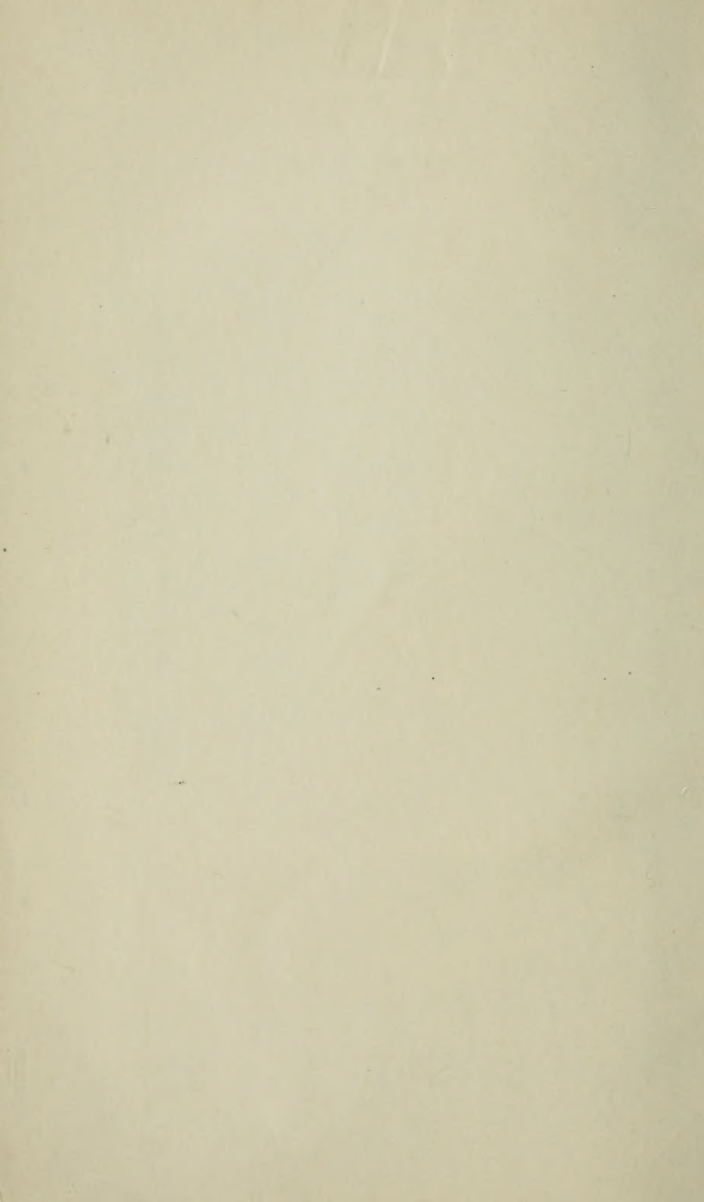
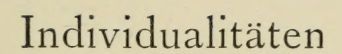
Malwida von Meysenbug

Jndividualitäten







Individualitäten

Von Malwida von Meysenbug erschien im gleichen Verlag:

Memoiren einer Idealistin. VI. Auflage
Drei Bände geh. M. 10.—
geb. M. 14.—

Stimmungsbilder. III. Auflage
geh. M. 4.—
geb. M. 5.50

Der Lebensabend einer Idealistin. III. Auflage
Nachtrag der „Memoiren." Mit einem Bilde der Verfasserin in Lichtdruck nach dem Original von Fr. von Lenbach
geh. M. 6.—
geb. M. 7.50

Malwida von Meysenbug

INDIVIDUALITÄTEN

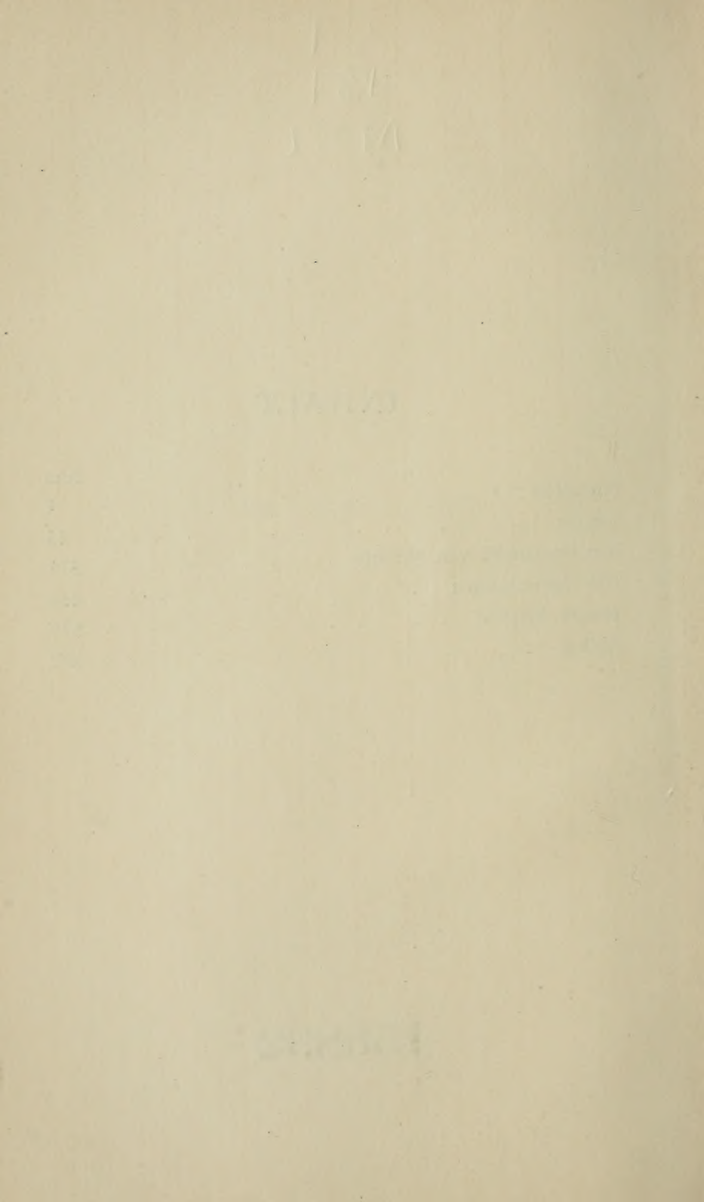
ZWEITE AUFLAGE



SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1902

INHALT

	Seite
Nietzsche	1
Frauen	43
Ein Grossneffe von Mazarin	371
Die Decembristen	435
Joseph Mazzini	527
Epilog	567





NIETZSCHE



Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr von Nietzsche zu reden, über dessen Grab nun ehrendes Schweigen der beste Tribut einstiger Freundschaft ist; Wünsche, von verschiedenen Seiten geäussert, haben mich vermocht, schon früher Geäussertes noch einmal zusammen zu fassen und als den letzten Denkstein auf dies ferne Grab, das ich in diesem Leben nicht mehr besuchen kann, zu setzen.

Ich glaube nicht, dass Nietzsche, wie Viele meinen, ein so gewaltiger Revolutionär im Reiche des Geistes und der Moral war, eine solche „Riesengestalt, die ihren Schatten über Jahrtausende wirft“, ein solcher „Sturmherd und Ausgangspunkt grosser Wogen“, wie ihn Herr Ola Hansson genannt hat. Ich glaube auch, dass die eigentliche Bedeutung Nietzsche's und das wahrhaft Neue, was er zu bringen hatte, nicht das ist, was die Meisten veranlasst, sich mit ihm zu beschäftigen. Er war kein Prophet einer neuen, noch nie in solchen Formen dagewesenen Zeit; er war vielmehr der hervorragendste Repräsentant einer Uebergangsperiode in der Culturge-

schichte des Kampfes zweier Weltanschauungen, die sich noch feindlich gegenüberstanden, sowie sein eigenes, leider zu früh abgerissenes Leben sich noch in einer nicht zum Abschlusse gelangten Uebergangsperiode befand. Dies ist meine Ansicht über den bedeutenden Mann, mit dem mich lange Jahre wahre Freundschaft verband und den ich in den verschiedenen Stadien seiner geistigen Entwicklung theils in persönlicher Nähe, theils durch Correspondenz zu beobachten und kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ihm, dem so hart vom Schicksal Behandelten, dem so Hochbegabten und so sehr Verirrten, dem im persönlichen Verkehr so Liebenswürdigen und Gütigen und in seiner letzten Lebensanschauung so unbarmherzig Richtenden, möchte ich eine Betrachtung widmen, in der es mir gelänge, sein Bild in wahren Zügen festzustellen, gleich fern von irriger Vergötterung wie von ungerechtem Hasse.

Im Jahre 1872 in Florenz lebend, wurde ich von Frau Cosima Wagner auf eine Schrift aufmerksam gemacht, die soeben erschienen war und von einem jungen Professor in Basel herrührte, welcher mit der am Luzerner See lebenden Familie Wagner innig befreundet war. Die Schrift führte den Titel: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, der Verfasser hiess Friedrich Nietzsche. Es befand sich gerade damals ein kleiner Kreis bedeutender Menschen um

mich. Wir lasen diese Schrift zusammen und waren Alle gleich davon begeistert. Die Beleuchtung der zwei Grundelemente des griechischen Lebens, welche der Verfasser mit dem Namen: Dionysisches und Apollinisches bezeichnete, erschloss eine Fülle von geistvollen Gedanken darüber, wie das Wesen der Welt „an sich" das dionysische, dessen Ursprache die Musik ist, aus der Schönheit der apollinischen Erscheinung das Kunstwerk der Tragödie erzeugt. Wir erfuhren zugleich, dass Nietzsche, ein grundgelehrter Philologe, schon als ganz junger Mann von dem ihn hochschätzenden, berühmten Professor Ritschl als ordentlicher Professor an die Universität Basel empfohlen worden sei. Was uns Alle aber noch mehr anzog als die Gelehrsamkeit des gründlich mit dem Alterthum Vertrauten, war die Geistesfülle und Poesie in der Auffassung, das errathende Auge des dichterischen Menschen, welcher die innere Wahrheit der Dinge mit seherischem Blicke begreift, da, wo der pedantische Buchstabengelehrte nur die äussere Schale fasst und für das Wesentliche hält. Mit wahrer Wonne erfüllte der Gedanke, eine so herrliche, zugleich wissenschaftlich wie schöpferisch hochbegabte junge Persönlichkeit neben dem Werke zu wissen, welches sich in Bayreuth vorbereitete, wohin Richard Wagner eben nach dem beendigten Kriege übersiedelt war. Zur Zeit der Grundsteinlegung des Theaters in Bayreuth

ging ich dorthin. Die Aufführung der Neunten Symphonie Beethoven's durch ein ausgesuchtes Künstlerorchester, von Wagner dirigirt (eine Aufführung, wie sie in solcher Vollendung nicht leicht wieder gehört werden wird), vereinigte schon in den Proben die besonderen Gäste Wagner's in der grossen markgräflichen Loge des alten anmuthigen Rococo-Theaters in Bayreuth. In einer Pause der Generalprobe kam Frau Wagner mit einem jungen Manne auf mich zu und sagte, sie wolle mir Herrn Nietzsche vorstellen. „Wie, der Nietzsche?" rief ich voll Freude. Beide lachten, und Frau Wagner sagte: „Ja, der Nietzsche." Und nun gesellte sich zu jenem bedeutenden Geistesbild der Eindruck einer jugendlich schönen, liebenswürdigen Persönlichkeit, mit der sich schnell ein herzliches Verstehen einstellte.

Kurz nach dem Aufenthalte in Bayreuth, der sich zu einigen Wochen verlängert hatte, sah ich Nietzsche in München wieder, wo wir zusammen den dreimaligen Aufführungen von »Tristan und Isolde« beiwohnten und den Freundschaftsbund, der in Bayreuth begonnen, noch fester schlossen. Ich erinnere mich, wie Nietzsche während einer solchen Aufführung sagte: »Dies Drama des Todes macht mich gar nicht traurig, im Gegentheil, ich fühle mich glücklich und erlöst.« Es war ein Anklang an die Definition der Tragödie in seiner Schrift, »an den metaphysischen Trost,

mit welchem uns jede wahre Tragödie entlässt, dass das Leben im Grunde der Dinge, trotz allen Wechsels der Erscheinungen, unzerstörbar mächtig und lustvoll sei.« Nach diesem Zusammensein begann zwischen uns nun ein eifriger Briefwechsel, in dem es sich, ausser um Persönliches, um allgemeine Interessen und um das Werk von Bayreuth handelte, dessen Förderung uns Beiden gleich am Herzen lag. Noch im Juli desselben Jahres erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir seine Pläne in Bezug auf sein Wirken für Bayreuth mittheilte und zugleich schrieb: »Ich bin mit dem ersten Entwurfe einer neuen Schrift beschäftigt; der Zustand erster Conceptionen hat etwas sehr Beglückendes und Einsammachendes. Trotzdem bin ich aber überzeugt, bei manchen Freunden meines früheren Buches einen Misserfolg zu erleben, denn es geht darin gar nicht »dionysisch« zu: aber es ist sehr viel von Hass, Streit und Neid die Rede — das gefällt nicht. Denn so sind die meisten Leser, sie construiren sich nach einem Buche den Autor, und wehe, wenn er in einem nächsten Buche ihrer Construction nicht entspricht!« Etwas später schickte er mir eine Schrift seines Freundes, des Philologen Professor Rohde, zur Vertheidigung der »Geburt der Tragödie«, gegen einen philologischen Angriff geschrieben, und sagte dabei: »Ich habe es nämlich durch diese Schrift dazu gebracht, der anstössigste Philologe des Tages zu sein, für den einzu-

treten ein wahres Wunderwerk der Kühnheit sein mag, da Alles einmüthig ist, über mich den Stab zu brechen. Abgesehen von der Polemik, mit der ich Sie nicht belästigen möchte, enthält die Rohde'sche Schrift sehr viel Gutes über die philosophischen Fundamente meines Buches und wird dadurch bei Ihnen einige Theilnahme finden. Wenn ich nur nicht fürchten müsste, dass der grossmüthige Schritt Rohde's ihn in ein wahres Nest von Missgunst und Bosheit hineinführen wird. Jetzt sind wir Beide zusammen auf dem Index! Im Grunde ist es ja eine Verwechslung, ich habe nicht für Philologen geschrieben, obwohl diese — wenn sie nur könnten — mancherlei selbst Rein-Philologisches aus meiner Schrift zu lernen vermöchten. Nun wenden sie sich erbittert an mich und meinen, ich habe ein Verbrechen begangen, weil ich nicht zuerst an sie und ihr Verständniss gedacht habe. Auch Rohde's That wird erfolglos bleiben, denn nichts vermag die ungeheure Kluft zu überbrücken. Aber ich ziehe ruhig weiter auf meiner Bahn und hüte mich, den Ekel zu empfinden, zu dem man sonst auf Schritt und Tritt Veranlassung hätte. Sie haben ja Schwereres, doch Analoges erlebt, und wer weiss, wie weit mein Leben noch dem ihren ähnlich zu werden vermag, denn bis jetzt habe ich eben nur gerade angefangen, mich etwas auszusprechen. Ich brauche noch viel guten Muth und kräftige Freundesliebe, vor Allem

gute und edle Beispiele, um nicht mitten im Sprechen den Athem zu verlieren. Ja, gute Beispiele! Und dann denke ich an Sie und freue mich von Herzen, mit Ihnen, als mit einer einsamen Kämpferin für das Rechte, zusamengetroffen zu sein.«

Auf der Durchreise durch Basel im Herbst des Jahres 1872 sah ich ihn wieder und lernte seine Schwester kennen, die bei ihm war und ihm ein angenehmes Heim sorglich bereitete. Gegen Ende des Jahres schrieb er mir von dem »Besuch an sich«, der ihm schon lange angekündigt war von Wagner und dessen Frau, und sagte: »Unser Zusammentreffen hat stattgefunden in beglückendster Weise, aber nicht hier in Basel, sondern in Strassburg, wohin ich eines Freitags reiste und wo wir mit und beieinander zwei und einen halben Tag verlebten, ohne alle sonstigen Geschäfte, erzählend, spazieren gehend und Pläne machend und der herzlichsten Zusammengehörigkeit uns erfreuend.« Ich hatte ihm eine Frage vorgelegt, die mich bei dem Nachdenken über Erziehung oft beschäftigt hatte, nämlich, ob es rathsam sei, wie es jetzt vielfach die Sitte wäre, Kinder schon früh mehrere Sprachen lernen zu lassen. Ich war von dieser Ansicht zurückgekommen, da es mir schien, als hindere es die Vertiefung des Geistes, wenn dem Denken des Kindes nicht das bezeichnende Wort der Muttersprache zugleich mit dem Begriffe erwüchse, da die Leichtigkeit der

Kinder, fremde Sprachen zu lernen, doch nur mehr die Fertigkeit des Papageis sei, während der reifere Mensch eine Quelle tiefen Genusses an dem Studium fremder Sprachen finde, wodurch sich ihm gleichsam der Schleier von dem Gedankenleben anderer Völker-Individuen abziehe. Nietzsche erwiderte mir hierauf: »Die Entscheidung dünkt mich allgemein hier nicht wohl möglich. Es kommt so sehr darauf an, welche gerade die Muttersprache ist. Leider fehlt es mir sehr an Erfahrung, aber ich sollte meinen, dass es für ein deutsches Kind ein wahres Glück sei, zuerst in einer regelrechten, strengen Cultursprache, Französisch oder Latein, erzogen zu werden, damit sich ein kräftiges Stylgefühl (hier zeigt sich schon das unendliche Gewicht, welches er auf Stylschönheit legte) entwickle, das nachher auch der später gelernten, etwas barbarischen Muttersprache zugute käme. Dagegen war es bei den Griechen und ist es bei den Franzosen freilich unnütz, eine zweite Sprache überhaupt zu lernen. Solche Völker, die ein eigenes Stylgefühl in so hohem Grade besitzen, dürfen sich bei ihrer eigenen Sprache zufrieden geben. Alle anderen müssen lernen und lernen. (Ich spreche hier natürlich nicht von dem Werthe, den das Erlernen einer fremden Sprache für Kenntnisse fremder Literaturen und Wissenschaften hat, sondern nur vom Sprachgefühl und Stylgefühl.) Warum schreibt denn Schopenhauer so

vortrefflich? Weil er viele Jugendjahre hindurch fast nur Französisch oder Englisch oder Spanisch gesprochen hat. Dann hat er, wie er selbst sagt, ausserordentlich Seneca zu diesem Zwecke studirt und nachgeahmt. Aber wie ein Deutscher durch deutsche Lectüre zu einem Styl kommen soll oder gar durch deutsche Unterhaltung und Geselligkeit, begreife ich nicht. Das Schwankende soll sich am Festen bilden; aber in Deutschland, im Lande der wüstesten Buch- und Zeitungsmacherei (im Jahre 1872 allein 12 000 deutsche Bücher!), da sollte Jemand im Sprechen und Schreiben Styl lernen? Ich glaube es nicht, bin aber gerne bereit, zu lernen, denn, wie gesagt, ich weiss nichts, habe nichts erfahren und bin kein Fachmann.« Es war auch bei dieser Entscheidung, wie überhaupt bei ihm, das künstlerische Element, welches den Ausschlag gab und welches seinen Anschauungen neben der fachmännischen Gelehrsamkeit den hohen Werth verlieh. Dass dieses künstlerische Schönheitsgefühl sich bei ihm auch auf kleine Aeusserlichkeiten des Lebens, wie z. B. die Kleidung erstreckte, wie ein Kritiker bemerkt, ist wahr, hatte aber den Ursprung in dem Bedürfniss eines tief ästhetischen Menschen, dem die Schönheit wie die Güte angeborene Elemente seiner Natur sind. Von letzterer erhielt ich wieder einen Beweis durch das innige Bedauern, welches er aussprach, zu kurze Ferienzeit zu haben, um mich Ostern

1873 in Florenz besuchen zu können, wo er mich physisch und psychisch, nach einem schweren Trennungsschmerz, leidend wusste: »Wenn ich auch nicht helfen könnte, Sie zu trösten, so wäre es mir doch hie und da gelungen, Sie zu zerstreuen und Ihr Nachdenken irgend wohin abzulenken.« Statt dessen ging er nun für die paar freien Tage nach Bayreuth und schrieb: »Morgen Nachmittags $^1/_2$4 Uhr sitze ich im Hause an der Dammallee (damals die Wohnung Wagner's, ehe dessen eigenes Haus fertig war) und bin ganz glücklich. In Bayreuth hoffe ich mir wieder Muth und Heiterkeit zu holen und mich wieder in allem Rechten zu befestigen. Mir träumte diese Nacht, ich liess mir den Gradus ad Parnassum neu und schön einbinden; diese buchbinderische Symbolik ist doch verständlich, wenn auch recht abgeschmackt. Aber es ist eine Wahrheit! Von Zeit zu Zeit muss man sich durch den Umgang mit guten und kräftigen Menschen gewissermassen neu einbinden lassen, sonst verliert man einzelne Blätter und fällt muthlos immer mehr auseinander. Und dass unser Leben ein Gradus ad Parnassum sein soll, ist auch eine Wahrheit, die man sich öfter einmal sagen muss. Mein Parnassus der Zukunft ist, wenn ich mich sehr anstrenge und einiges Glück sowie viel Zeit habe, vielleicht ein mässiger Schriftsteller zu werden, vor Allem aber immer mehr mässig im Schriftstellern. Ich habe von Zeit zu Zeit eine kind-

liche Abneigung gegen gedrucktes Papier, das mir dann nur wie beschmutztes Papier gilt. Und ich kann mir wohl eine Zeit denken, in der man es vorzieht, wenig zu lesen, noch weniger zu schreiben, aber viel zu denken und noch viel mehr zu thun. Denn Alles wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der Jahrtausende alte Gewohnheiten von sich und Anderen abstreift und es besser vormacht zum Nachmachen.« Dass sich hier schon der radicale Denker aussprach, ist gewiss; aber es war auf andere Weise und in anderer Gemeinschaft als später. Er sendete mir die zweite seiner »Unzeitgemässen Betrachtungen«: »Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben«, und schrieb dabei: »Nun wünschen Sie mir Kraft zu den noch übrigen elf unzeitgemässen Betrachtungen. Ich will wenigstens einmal Alles aussprechen, was uns drückt; vielleicht fühlt man sich nach dieser Generalbeichte etwas befreiter.«

Noch weiter sprach er sich darüber aus, als er mir im Herbste 1874 die dritte der Betrachtungen: »Schopenhauer als Erzieher«, schickte. »In dem Inhalt dieser letzten Schrift werden Sie genug von dem errathen, was ich inzwischen in mir erlebt habe. Auch dass es mit mir im Verlaufe des Jahres mitunter viel schlechter und bedenklicher stand, als im Buche zu lesen steht. In Summa aber doch, dass es geht, vorwärts geht, und dass es mir nur gar zu sehr am Sonnenschein des Lebens fehlt, sonst würde

ich sagen müssen, dass es mir gar nicht besser gehen könnte, als es geht, denn es ist gewiss ein hohes Glück, mit seinen Aufgaben schrittweise vorwärts zu kommen, und jetzt habe ich drei von den dreizehn Betrachtungen fertig, und die vierte spukt im Kopfe. Wie wird mir zu Muthe sein, wenn ich erst alles Negative und Empörte, was in mir steckt, aus mir herausgestellt habe, und doch darf ich hoffen, in fünf Jahren ungefähr diesem herrlichen Ziele nahe zu sein! Schon jetzt empfinde ich mit wahrem Dankgefühle, wie ich immer heller und schärfer sehen lerne — geistig (leider nicht leiblich!), und wie ich mich immer bestimmter und verständlicher aussprechen kann. Wenn ich in meinem Laufe nicht völlig irre gemacht werde, oder selber erlahme, so muss etwas bei alledem herauskommen. Denken Sie sich nur eine Reihe von fünfzig solcher Schriften, wie meine bisherigen drei, alle aus der inneren Erfahrung heraus an's Licht gezwungen — damit müsste man doch schon eine Wirkung thun, denn man hätte gewiss vielen Menschen die Zunge gelöst und es wäre genug zur Sprache gebracht, was die Menschen nicht so bald wieder vergessen könnten und was gerade jetzt wie gar nicht vorhanden erscheint. Und was sollte mich in meinem Laufe stören? Selbst feindselige Gegenwirkungen werden mir jetzt zu Nutzen und Glück, denn sie klären mich oftmals schneller auf als die freundlichen Mitwirkungen; und ich begehre nichts mehr,

als über das ganze, höchst verwickelte System von Antagonismen, aus denen die »moderne Welt« besteht, aufgeklärt zu werden. Glücklicherweise fehlt es mir an jedem politischen und socialen Ehrgeize, sodass ich von da aus keine Gefahren zu befürchten habe, keine Abziehungen, keine Nöthigung zu Transactionen und Rücksichten; kurz, ich darf heraussagen, was ich denke; und ich will einmal erproben, bis zu welchem Grade unsere auf Gedankenfreiheit stolzen Mitmenschen freie Gedanken vertragen. Ich fordere vom Leben nicht zu viel und nichts Ueberschwängliches; dafür bekommen wir Alle in den nächsten Jahren etwas zu erleben, worum uns alle Vor- und Nachwelt beneiden darf. Ebenfalls bin ich mit ausgezeichneten Freunden wider alles Verdienst beschenkt worden; nun wünsche ich mir, im Vertrauen gesagt, noch recht bald ein gutes Weib, und dann denke ich meine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen. Alles Uebrige steht dann bei mir.« »P. S. Ich bin kürzlich 30 Jahre alt geworden.«

Wer könnte den eben citirten Brief ohne Rührung lesen? Wer, der ihn damals gelesen, konnte anders als mit freudiger Hoffnung auf diesen muthigen Kämpfer blicken, der in der vollen Kraft der Jugend, ausgerüstet mit den herrlichsten Waffen des Geistes, mit colossalem Wissen, ohne alle Pedanterie, mit künstlerischem Empfinden, selbst Musiker und Dichter, mit Freiheit und Kühnheit des Gedankens in die

Arena trat, um — er selbst ein vollkommener Idealist — dem nüchternen Rationalismus, dem Bildungsphilister, der seine beschränkte Wirklichkeit für Cultur nimmt und die Suchenden, die hohen Ahnen des deutschen Geistes, für abgethan hält, den Krieg zu erklären? Aber er erklärte diesen Krieg im Namen der Idealität aller Zeiten, im Namen jener »mächtigen Gemeinsamkeit, welche zwar nicht durch äusserliche Formen und Gesetze, aber wohl durch einen Grundgedanken zusammengehalten wird. Es ist dies der Grundgedanke der Cultur, insofern diese jedem Einzelnen von uns nur Eine Aufgabe zu stellen weiss: »die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und ausser uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten.« Scharf und schneidig war das Schwert, welches er schwang, dieser junge, kühne Kämpfer; aber welchem erhabenen Begriffe von Cultur galt dieser Kampf! Und wer fühlte das besser, als er? So schrieb er mir denn auch Anfangs des Jahres 1875 wieder voll Entzücken, wie er hoffe, Mitte des Jahres zu den Proben der ersten, für das folgende Jahr geplanten Aufführungen in Bayreuth zu sein. Diesen Brief aber schloss er mit den Worten: »Ich sah gestern, als am Anfang des Jahres, mit wirklichem Zittern in die Zukunft. Es ist schrecklich und gefährlich zu leben — ich beneide Jeden, der auf eine rechtschaffene Weise todt wird. Im Uebrigen bin ich entschlossen, alt

zu werden, denn sonst kann man es zu nichts bringen. Aber nicht aus Vergnügen am Leben will ich alt werden. Sie verstehen diese Entschlossenheit.« Wohl verstand ich diese Entschlossenheit. Es war die des reifenden Mannes, dem das Schicksal die Erkenntniss einer ungeheuren Aufgabe in das Herz geschrieben hatte, und der bereit war, sie zu erfüllen, dem aber zugleich das tiefe Weh klar geworden war, dass den grossen Kämpfern selten das, was die Welt Glück nennt, zu Theil wird, da ihnen vielmehr: »Entbehren sollst du, sollst entbehren«, auf die Fahne geschrieben ist, unter welcher sie kämpfen. Inzwischen brachte unser Briefwechsel auch manches von jenen grossen Lebensfragen abseits Liegendes, aber dennoch Bedeutendes zur Sprache, wobei auch zugleich sein liebenswürdiges, freundliches Gemüth sich offenbarte. Ich hatte ihn z. B. einmal über seine Ansicht von dem Charakter Eduard's in den »Wahlverwandtschaften« gefragt, über welchen ich mit Wagner ein Gespräch und eine von der seinen verschiedene Meinung gehabt hatte. Nietzsche schrieb, er habe den Roman lange nicht gelesen und habe noch nie über Eduard nachgedacht, setzte aber hinzu: »Wollen Sie mit etwas ganz Unreifen fürlieb nehmen, so würde ich als meine Meinung dies bezeichnen: Nur im Lichtstrahle von Ottilien's Liebe sieht Eduard so aus, wie er billigerweise immer erscheinen sollte. Aber Goethe hat ihn geschildert, wie

er Alle schildert, die ihm selber ähnlich oder gleich sind und wie er sich selbst malt; ein wenig banaler und flacher, als er ist; wie es *Goethe* liebte, nach eigenen Geständnissen, sich immer etwas niedriger zu geben, schlechter zu kleiden, geringere Worte zu wählen. Diese Liebhaberei *Goethe's* hat der ihn verwandte *Eduard* büssen müssen. Aber, wie gesagt, *Ottiliens* Liebe zeigt uns erst, wer er ist, oder lässt es uns errathen. Dass diese gerade den lieben musste, hat *Goethe* zur Verherrlichung solcher Naturen erfunden, welche tiefer sind, als sie je scheinen, und deren Tiefe erst der seherische Blick wahlverwandter Liebe ergründet. Ein hiesiger Patrizier hat mir ein bedeutendes Geschenk in einem echten Dürer'schen Blatt gemacht; selten habe ich Vergnügen an einer bildnerischen Darstellung, aber dies Bild, »Ritter, Tod und Teufel« steht mir nahe, ich kann kaum sagen wie. In der Geburt der Tragödie habe ich *Schopenhauer* mit diesem Ritter verglichen, und desswegen bekam ich das Bild. So Gutes erlebe ich. Ich wünschte, ich könnte anderen Menschen täglich etwas Gutes erweisen. Diesen Herbst nahm ich mir vor, jeden Morgen damit zu beginnen, dass ich mich fragte: Gibt es Keinen, dem Du heute etwas zugute thun könntest? Mitunter glückt es, etwas zu finden. Mit meinen Schriften mache ich zu vielen Menschen Verdruss, als dass ich nicht versuchen

müsste, es irgendwie gut zu machen.« Ist das nicht ein rührendes Zeugniss für die ursprüngliche Güte seiner Natur, an der er selbst nachher zum Verleumder wurde? Einige Zeit danach kam wieder ein Brief, worin er längeres Schweigen erklärte und schrieb: »Ich weiss nichts Besseres, als daran zu denken, wie ich doch in den letzten Jahren immer reicher an Liebe geworden bin, und dabei fällt mir Ihr Name und Ihre treue, tiefe Gesinnung immer zuerst ein. Wenn mir nun die Möglichkeit fehlt, Solchen, die mich lieben, Freude zu machen, ja selbst der Glaube daran, so fühle ich mich ärmer und beraubter als je, und in so einer Lage war ich. Es war mir meiner Gesundheit wegen so aussichtslos zu Muthe, dass ich glaubte, ich müsste nun unterducken und wie an einem heissen, drückenden Tage nur eben unter der Schwüle und Last so fortschleichen, und immer überlief es mich schmerzlich bei dem Gedanken: deine Freunde haben Besseres von dir erwartet, sie müssen nun ihre Hoffnungen fahren lassen und haben keinen Lohn für ihre Treue. Kennen Sie diesen Zustand? Ich bin jetzt über wieder ihn hinaus, aber auf wie lange? Doch mache ich wieder Entwürfe auf Entwürfe und suche mein Leben in einen Zusammenhang zu bringen; ich thue nichts lieber, sobald ich nur einmal wieder allein bin. Daran habe ich einen förmlichen Barometer für meine Gesundheit. Unsereins, ich meine Sie und mich, leidet nie rein körper-

lich,« wie vollständig wahr! »sondern Alles ist mit geistigen Krisen tief durchwachsen, so dass ich gar keinen Begriff habe, wie ich je aus Apotheken und Küchen allein wieder gesund werden könnte. Das Geheimniss aller Genesung für uns ist, eine gewisse Härte der der Haut, wegen der grossen innerlichen Verwundbarkeit, zu bekommen. Denn es quält nichts mehr, als wenn man so von beiden Seiten ins Feuer kommt; von Innen her und von Aussen. Meine, durch die gute Schwester nun eingerichtete Häuslichkeit soll für mich so eine feste, harte Haut werden, es macht mich glücklich, mich in mein Schneckenhaus hinein zu denken.«

Im Frühling des Jahres 1876 bekam ich wieder einen so liebevollen Brief, der mich innig rührte und mir die edle, neben allem berechtigten Selbstgefühl doch tief gemüthliche und nach innerer Vollendung strebende Natur des Freundes zeigte. Er schrieb am Charfreitag: „Es gab vor vierzehn Tagen ungefähr einen Sonntag, den ich allein am Genfer See und ganz und gar in Ihrer Nähe verbrachte, von Früh bis zu dem mondglänzenden Abend; ich las mit wiederhergestellten Sinnen Ihr Buch zu Ende und sagte mir immer wieder, dass ich nie einen weihevolleren Sonntag erlebt habe. Die Stimmung der Reinheit und Liebe verliess mich nicht, und die Natur war an diesem Tage nichts als das Spiegelbild dieser Stimmung. Sie gingen vor mir her als ein höheres Selbst,

als ein viel höheres, aber doch noch mehr ermuthigend als heschämend; so schwebten Sie in meiner Vorstellung, und ich mass mein Leben an Ihrem Vorbilde und fragte mich nach dem Vielen, was mir fehlt. Ich danke Ihnen für sehr viel mehr als für ein Buch. Ich war krank und zweifelte an meinen Kräften und Zielen; nach Weihnachten glaubte ich, von Allem lassen zu müssen, und fürchtete nichts mehr, als die Langwierigkeit des Lebens, das mit Aufgebung der höheren Ziele nur wie eine ungeheure Last drückt. Ich bin jetzt gesünder und freier, und die zu erfüllenden Aufgaben stehen wieder vor meinen Blicken, ohne mich zu quälen. Wie oft habe ich Sie in meine Nähe gewünscht, um Sie Manches zu fragen, worauf nur eine höhere Moralität und Wesenheit als ich bin, Antwort geben kann. Aus Ihrem Buche entnehme ich mir jetzt Antworten auf sehr bestimmte, mich betreffende Fragen; ich glaube mit meinem Verhalten nicht eher zufrieden sein zu dürfen, als bis ich Ihre Zustimmung habe. Ihr Buch ist für mich aber ein strengerer Richter, als Sie es vielleicht sein würden. Was muss ein Mann thun, um bei dem Bilde Ihres Lebens sich nicht der Unmännlichkeit zeihen zu müssen? Das frage ich mich oft. Er muss das Alles thun, was Sie thaten, und durchaus nichts mehr! Aber er wird es höchst wahrscheinlich nicht vermögen, es fehlt ihm der sicher leitende Instinkt der allzeit hilfbereiten Liebe.

Eines der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe, ohne das physische Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der Caritas."

Die immer wiederkehrenden schweren körperlichen Leiden des jungen Mannes mussten wohl seine Freunde mit tiefem Antheile erfüllen, aber seine elastische und im Grunde so kräftige Natur gestattete die Hoffnung, dass dies Leiden, das hauptsächlich in Kopf- und Augenschmerzen bestand, werde behoben werden können. So sahen wir denn auch mit frohem Muthe der Zusammenkunft in Bayreuth, im Sommer 1876, zur ersten Aufführung der Tetralogie des Nibelungenringes entgegen. Nietzsche schrieb mir noch kurz vorher, dass ihm eine Dame gesagt habe, er sei auf falschem Wege, und fügte hinzu: „Ja, was weiss ich von meinem Wege! Ich gehe ihn, weil ich es sonst gar nicht aushalten könnte, und habe also gar keinen Grund, mir über ihn Zweifel und Bedenken zu machen. Es geht mir in summa ja eigentlich besser als allen meinen Mitmenschen, seit ich auf diesem Wege bin, über dem zwei Sonnen, Wagner und Schopenhauer, leuchten und ein ganzer griechischer Himmel sich ausspannt." Schon hatte diese glückliche Stimmung auch wieder ein herrliches Product, die vierte der „Unzeitgemässen Betrachtungen": „Wagner in Bayreuth" hervorgebracht.

Leider hielt seine Gesundheit wieder nicht Stand; er musste noch vor Beendigung der Festspiele Bayreuth verlassen und in die Einsamkeit der Berge gehen, um sich zu erholen. Welcher Schmerz mochte die Seele des jungen Kämpfers erfüllen, der immer wieder durch körperliches Leiden die Kraft versagen fühlte, seiner hohen Aufgabe zu genügen! Es veranlasste mich das tiefe Mitgefühl für solchen Schmerz zu dem Vorschlage, den folgenden Winter im Süden Italiens mit ihm zu verbringen, da Mutter und Schwester ihn nicht begleiten konnten. Die Universität in Basel, wo man ihn hochachtete, gestand ihm die Zeit zum Ausruhen, welche er durchaus nöthig hatte, freigebig zu. Ich hatte damals keinen festen Wohnsitz und konnte frei über meine Zeit verfügen. Es war dem Armen nach seiner Rükkehr nach Basel wieder sehr schlecht gegangen; ungefähr alle acht Tage quälte ihn sein Leiden, dreissig Stunden hindurch, und die Hoffnung auf den Süden wurde nun sein einziger Trost. »Wir wollen dort schon die Gesundheit erzwingen,« schrieb er und verkündete mir zugleich, dass ein Freund und ein junger Schüler mitzukommen gedächten. Wir nahmen den Golf von Neapel in Aussicht und trafen auch wirklich Mitte Oktober 1876 daselbst zusammen, wählten Sorrent zum Aufenthalte und richteten uns dort in einer Villa am Meere ein. Nun begann ein treffliches Zusammenleben unserer

kleinen Colonie; am Tage war Jeder absolut frei, sich nach eigener Wahl zu beschäftigen; nur die Mahlzeiten, zuweilen gemeinschaftliche Spaziergänge und die Abende vereinigten uns. Diese wurden auf die schönste Art durch gemeinsame Lectüre ausgefüllt. Wir versenkten uns ganz ins griechische Alterthum, und die Lectüre wurde durch die Commentare, die Nietsche mündlich hinzufügte, zum unvergleichlichen Genusse. Zuerst waren es Vorlesungen über griechische Cultur, die Jacob Burckhardt in Basel gehalten hatte und die, von einem Schüler Nietsche's aufgeschrieben, diesem im Manuscript mitgegeben worden waren. Dann folgte Thukydides und Anderes, und in dem Zusammenklang der herrlichen Natur, die uns umgab, mit den geistvollen Betrachtungen über die Blüthezeit der Menschheit, verbrachten wir ein selten harmonisches Leben, nur zuweilen durch die Anfälle von Nietzsche's Leiden getrübt. Wenn sich mir in diesem Zusammensein seine geistige Bedeutung immer vollständiger offenbarte, so lernte ich auch sein liebevolles Gemüth, sowie die edle Entsagung immer mehr schätzen, mit welcher der so hart Geprüfte seinem schweren Leiden gegenüberstand. Am letzten Tage des Jahres 1876 ging ich am Morgen allein mit ihm spazieren. Es war ein herrlicher Tag, und an einer Stelle, wo ein Felsenvorsprung in die See hinausragt, setzten wir uns nieder, das blaue Meer unter uns, den

blauen Himmel über uns, vor uns den Golf von Neapel mit dem Vesuv, Alles grün um uns her, als wäre es Frühling und nicht der letzte Tag des scheidenden Jahres. Die Herrlichkeit der Erde spiegelte sich in reinster Stimmung in unseren Seelen wider, und im Gespräche bemerkte Nietzsche, dass dem rechten Menschen Alles dazu dienen müsse, nach Erkenntniss zu streben, auch die Leiden, und dass er in dieser Beziehung das letzte leidensvolle Jahr seines Lebens segne. Ich erinnerte ihn daran, dass denen, die Gott lieben, wie es in der Bibel heisst, alle Dinge zum Besten dienen müssen, und sagte, wie auch ich voll tiefen Friedens auf die lange, oft so schweren Prüfungen unterworfen gewesene Laufbahn zurückblicke. Dies war die Stimmung, in der wir das Jahr beschlossen. Und diese Stimmung war meist die vorherrschende bei ihm, da freilich auch unser Zusammensein, so geistig belebt es war, wenig Anlass zur Polemik gab. Es entstand der Plan, dem Kampfe gegen das verrottete Alte und Böse junge Kräfte zu gewinnen, indem wir solche für die Ideale einer neuen, edleren Cultur vorzubereiten unternähmen. Allen Ernstes dachten wir daran, in dem herrlichen Erdenwinkel, in dem wir uns befanden, ein Institut für junge Leute beiderlei Geschlechtes zu gründen, das durch Beispiel und Belehrung die Pflanzschule werden sollte, aus welcher Apostel einer reineren, höheren Lebensan-

schauung als der in conventionellen Formen erstarrten der modernen Welt hinausgehen würden. Dass Nietzsche in dem milderen Klima das Feld einer edlen Thätigkeit finden sollte, die sich mit seinem leidenden Zustande vertrüge, war die erste Bedingung des Planes, und wäre er gelungen, so wäre Nietzsche's Wirksamkeit wohl nicht in so schmerzvoller Art, sondern in erfreulicher Art zur Ausübung gekommen. Leider scheiterte er, wie so vieles Gute, hauptsächlich aus materiellen Gründen.

Bestätigte sich mir nun in den sieben Monaten dieses Zusammenseins die hohe Meinung, die ich von Nietzsche's geistiger Bedeutung und von seinem gütigen, liebevollen Gemüth gefasst hatte, seit ich ihn kannte, so konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, dass verschiedene Einflüsse eine starke Wirkung auf ihn ausübten und sich offenbar seiner Art des Denkens und des Ausdruckes in hohem Grade bemächtigten. Dahin gehörte zunächst die wissenschaftliche Methode des Dr. Rée, der mit uns in Sorrent weilte und Nietzsche eine rührende, aufopfernde Freundschaft widmete, wenngleich ihre geistigen Tendenzen weit auseinandergingen. Dr. Rée war ein Verehrer der französischen Moralisten und führte deren Bücher beständig mit sich. Durch ihn wurden sie auch Nietzsche äusserst werth und weckten seine Vorliebe für Aphorismen, die sich bis dahin in seinen Schriften nirgends

kundgegeben hatte, welche sich im Gegentheil durch die klare Entwickelung des Themas auszeichnete, das in schönster Stylvollendung, wie ein klarer Bach in sanften Wellen, dahinfloss. Erst gegen Ende unseres Aufenthaltes, als die zwei anderen Mitglieder unserer kleinen Colonie geschieden waren und ich noch einige Zeit mit Nietzsche allein blieb, las dieser mir eine grosse Anzahl Aphorismen vor, die er auf seinen einsamen Spaziergängen aufgeschrieben hatte, ganz besonders unter einem Baume, den er mir zeigte, indem er scherzend sagte: »Da fällt mir immer ein Gedanke herunter.« Viele dieser Aphorismen waren geistvoll und treffend, aber andere missfielen mir, schienen mir Nietzsche's nicht würdig, und ich bemerkte mit Besorgniss die Anfänge einer Wandlung in seinen Anschauungen, von der ich jedoch hoffte, sie würde nur vorübergehend sein. Ich bat ihn deshalb inständig, mit Veröffentlichung dieser Aphorismen noch längere Zeit zu warten. Mir schien und scheint es noch, dass, um in so prägnanter Kürze allgemein zutreffende Wahrheiten zu sagen, eine grosse langjährige Beobachtung der Menschen und Verhältnisse erforderlich sei, gerade wie in der exacten Wissenschaft erst eine Menge Experimente mit demselben Resultat erlauben, ein chemisches oder physikalisches Gesetz festzustellen. Die französischen Moralisten sind desshalb so vorzüglich in ihrer Art, weil sie die Gesellschaft ihrer Zeit so ganz und gar

kannten, sich mitten in ihr bewegten, sodass sie innerhalb dieser Grenzen allgemeine Sätze hinstellen konnten. Nietzsche aber fehlte diese Kenntniss der Menschen und Verhältnisse noch gar sehr. Er war noch zu jung, hatte sich in einem zu beschränkten Lebenskreise bewegt, um so allgemein verfahren zu dürfen. Der Dichter allerdings kann zum Theile die Welt und ihre Geschöpfe aus sich construiren, weil er universelle Typen in seiner Seele trägt, und doch braucht auch er die Kenntniss der Erscheinungen, um wahr zu sein. Der Moralist aber kann diese Kenntniss nicht entbehren, denn seine Aufgabe ist es, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen unter die Regel einer allgemein giltigen Beobachtung zu stellen.

Leider verliess Nietzsche Sorrent, ohne seine Hoffnung auf Genesung erfüllt zu sehen, und im ersten Briefe, den ich noch dort von ihm erhielt, beschrieb er mir das Entzücken, das ihn befallen habe, als er die Schweizer Berge wieder gesehen, und meinte, dass doch nur auf den Höhen Wohlsein für ihn zu hoffen sei. Voll Wehmuth las ich von dieser neuen Hoffnung, von der ich fürchten musste, dass sie eine Täuschung sein würde, wie es der Süden gewesen war.

Wir stehen nun vor dem Anfange der Wandlung in den Ansichten Nietzsche's, die seine näheren Freunde anfangs mit Befremden gewahrten, bis sie sich nach und nach fast alle von ihm abwendeten, mehr oder weniger

mit Bedauern, aber viele, und zwar die bedeutendsten, mit Unwillen, ja fast mit Verachtung. Ich blieb ihm treu, weil ich fest überzeugt war, dass die Veränderung, die sich in ihm vollzog, nur eine Phase seiner Entwickelung sei, aus der sein eigentliches geistiges Selbst, gewachsen und gekräftigt, hervorgehen werde. Der erste, mächtigste Anstoss zu dieser Wandlung war der gewaltige Trieb seiner urwüchsigen Persönlichkeit, sich von den übermächtigen Einflüssen, welche seine Jugend beherrscht hatten, loszusagen, um seinen eigenen Weg zu gehen.

Schon im Jahre 1878 schrieb er mir: »Die Krisis des Lebens ist da; hätte ich nicht das Gefühl der übergrossen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schauerlich einsam zu Muthe werden. Aber ich bin mit mir einig.«

Dies war das Ende der ersten Epoche in dem Leben des liebenswürdigen, gütigen, feinfühlenden Menschen, der künstlerischen Natur, deren Idealität alles Faule, Lügenhafte, Abgelebte ein Gräuel war, und die sich stark genug fühlte, den Kampf gegen all das aufzunehmen. Es folgten nun Schlag auf Schlag die äusseren und inneren Schicksalsfügungen, welche die zweite Epoche herbeiführten. Es trat eine Verbitterung ein, die ihren dunklen Schatten über Alles warf, was ihm einst theuer gewesen war, die seine Liebe in Hass verkehrte, seine bisherigen Ideale erbarmungslos

zertrümmerte, ihn in Widersprüche mit sich selbst verwickelte und der Darlegung seiner Gedanken jene schöne Klarheit seiner ersten Arbeiten nahm. Zunächst waren es die beinahe unausgesetzten körperlichen Leiden, die ihn fast lebensunfähig machten und ihn 1879 nöthigten, seinen Abschied an der Universität Basel zu nehmen, welche ihm, dem noch so jungen Lehrer, ihre hohe Achtung bewies, indem sie ihm den vollen Gehalt als Pension liess. Von nun an führte er ein Wanderleben, weilte im Winter im Süden, meist in Nizza und Genua, im Sommer in den Bergen der Schweiz, zunächst auch in der Heimath, in Naumburg bei seiner Mutter. Von da erhielt ich Anfang des Jahres 1880 einen Brief, der mich aufs schmerzlichste erschütterte; er lautete: »Obwohl Schreiben für mich zu den verbotensten Früchten gehört« (denn sein Hauptleiden bestand, wie gesagt, in den entsetzlichsten Kopf- und Augenschmerzen), »so müssen Sie, die ich wie eine ältere Schwester liebe und verehre, doch noch einen Brief von mir haben — es wird doch wohl der letzte sein! Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens lässt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Was Qual und Entsagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgend einer Zeit messen; trotzdem habe ich diesen

Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen und brauche weder Religion noch Kunst mehr dazu. (Sie bemerken, dass ich darauf stolz bin; in der That, die völlige Verlassenheit hat mich erst meine eigenen Hilfsquellen entdecken lassen.) Ich glaube, mein Lebenswerk gethan zu haben, freilich wie Einer, dem keine Zeit gelassen war. Aber ich weiss, dass ich einen Tropfen guten Oeles für Viele ausgegossen und dass ich Vielen zu Selbsterhebung, Friedfertigkeit und gerechtem Sinne einen Wink gegeben habe. Dies schreibe ich Ihnen nachträglich, es sollte eigentlich bei der Vollendung meiner »Menschlichkeit« ausgesprochen werden. Kein Schmerz hat vermocht und soll vermögen, mich zu einem falschen Zeugnisse über das Leben, wie ich es erkenne, zu verführen. Zu wem dürfte ich dies Alles sagen, wenn nicht zu Ihnen? Ich glaube — aber es ist unbescheiden, es zu sagen — dass unsere Charaktere viele Aehnlichkeit haben, z. B. wir sind Beide muthig, nnd weder Noth noch Geringschätzung kann uns von der Bahn, die wir als die rechte erkennen, abdrängen. Auch haben wir Beide in uns und vor uns Manches erlebt, dessen Leuchten Wenige der Gegenwärtigen gesehen haben; wir hoffen für die Menschheit und bringen uns selber als bescheidenes Opfer, nicht wahr? Hören Sie Gutes von Wagners? Es sind drei Jahre, dass ich nichts von ihnen erfahre; die haben

mich auch verlassen, und ich wusste es längst, dass Wagner, vom Augenblicke an, wo er die Kluft unserer Bestrebungen einsehen würde, auch nicht mehr zu mir halten werde. Ich denke in einer dauernden Dankbarkeit an ihn, denn ihm verdanke ich einige der kräftigsten Anregungen zur geistigen Selbstständigkeit. Frau Wagner, Sie wissen es, ist die sympathischeste Frau, der ich im Leben begegnet bin. Aber zu einem Wiederanknüpfen ist es zu spät. Ihnen, meine verehrte Freundin, den Gruss eines jungen Alten, der dem Leben nicht gram ist, ob er gleich nach dem Ende verlangen muss.« —

Nach diesem Briefe konnte man ihm, trotz allen Mitleids, kaum noch eine Verlängerung seiner Leiden wünschen, und vielleicht wäre es damals eine Gunst des Schicksals gewesen, ihn abzurufen. Allein es sollte nicht sein. Längere Zeit hindurch hörte ich nichts mehr nach diesem Abschiedsbriefe, den ich im gleichen Sinne beantwortet hatte. Dann kam endlich wieder ein Brief, der mir neue Hoffnung für ihn gab. Er schrieb: „Eigentlich haben wir von einander schon einen letzten Abschied genommen, und es war meine Ehrfurcht vor solchen letzten Worten, welche mich für so lange Zeit vor Ihnen stumm gemacht hat. Inzwischen ist Lebenskraft und jede Art von Kraft in mir wieder thätig gewesen, und so lebe ich denn ein zweites Dasein und höre mit Entzücken, dass Sie den Glauben an ein

solches zweites Dasein bei mir niemals ganz verloren haben. Ich bitte Sie heute, recht lange, lange noch zu leben, so sollen Sie auch an mir noch Freude erleben. Aber ich darf nichts beschleunigen; der Bogen, in dem meine Bahn läuft, ist gross, und ich muss an jeder Stelle desselben gleich gründlich und energisch gedacht haben. Ich muss noch lange, lange jung sein, ob ich mich gleich schon den Vierzigen nähere. Dass jetzt alle Welt mich allein lässt, darüber beklage ich mich nicht; ich finde es vielmehr nützlich und natürlich. So ist es und war es immer die Regel.“ —

Wir trafen uns mehreremale zu flüchtigem Wiedersehen in der Schweiz, und später kam er zweimal, von Genua aus, wo er überwinterte, mich in Rom zu besuchen. Im persönlichen Verkehr war er bis dahin wie früher freundlich, gütig und geistig belebt; von der Bitterkeit und Schärfe seiner letzten Schriften war im Gespräch nichts zu merken. Es verrieth sich vielmehr darin oft tiefe Wehmuth über seine zunehmende Einsamkeit und die Trennung von fast Allen, die ihm nahe gewesen. Aber ausser seiner schwachen Gesundheit gehörten auch Erlebnisse mannigfacher Art dazu, um ihn in Extreme der Lebensführung und Anschauung zu treiben. Was ihn von Bayreuth trennte, war der Gedanke, dass dort eine Rückkehr zum orthodoxen Christenthum stattfinde, weshalb er auch nicht mehr zu den ersten Aufführungen des „Parsifal“ ging. Eine

andere persönliche Erfahrung, die ihn tief schmerzte, gab ihm zu folgenden brieflichen Aeusserungen Anlass, in denen er zugleich seine Lossagung von der Schopenhauerschen Ethik aussprach: „Man soll seinen Instincten besser vertrauen, auch den Instincten des Widerstrebens. Aber das Schopenhauer'sche Mitleiden hat immer in meinem Leben bisher den Hauptunfug angestiftet, und desshalb habe ich allen Grund, solchen Moralen gut zu sein, welche noch ein paar andere Triebfedern zur Moralität rechnen und nicht unsere ganze menschliche Tüchtigkeit auf Mitgefühle reduciren wollen. Dies nämlich ist nicht nur eine Weichlichkeit, über die jeder gutgesinnte Hellene gelacht haben würde, sondern eine ernste praktische Gefahr. Man soll sein Ideal vom Menschen durchsetzen; man soll mit seinem Ideal seine Mitmenschen wie sich selber zwingen und überwältigen und also schöpferisch wirken! Dazu aber gehört, dass man sein Mitleiden hübsch im Zaum hält, und dass man, was unserem Ideal zuwidergeht, auch als Feinde behandelt. Sie hören, wie ich mir die Moral lese; aber um bis zu dieser Weisheit zu kommen, hat es mich fast das Leben gekostet.« So tief schmerzlich empfand er noch die Wunden, die seinem persönlichen Empfinden, seiner Neigung zu Menschen, geschlagen wurden, sowie die Enttäuschungen, die ihm im Verkehr mit Anderen zu Theil wurden, und wenn sein stolzes Selbst-

gefühl ihn scheinbar darüber hinweg hob und zu Aeusserungen der Gleichgiltigkeit verleitete, so entschlüpften ihm unwillkürlich im intimeren Verkehr oft Worte, welche das tiefe Weh seines Alleinstehens verriethen. So schrieb er einmal aus Nizza: »Sie errathen gewiss, dass mir von Menschen fast nichts übrig geblieben ist (obschon ich nicht alt bin — oder doch?). Die Jahre gehen dahin, und man hört kein Wort mehr, das Einem noch ans Herz kommt.« Und wieder in einem andern Briefe kam am Ende von der Erzählung wiederholter Anfälle seines schweren physischen Leidens der schmerzliche, rührende Ausruf: »Gibt es denn keinen Menschen, der mich lieb hat?« Dann in einem Briefe aus Genua: »Ich vertrage es nur noch, am Meer zu leben; alle binnenländische Luft depotenzirt bei mir Nerven und Augen auf die entschiedenste Weise und bringt in kurzer Zeit Schwermuth und Misstrauen in mir zum Vorschein, hässliches Unkraut, mit dem ich schon mehr im Leben gekämpft habe, als mit Schlangen und anderen berühmten Unthieren. Im kleinen Elend steckt unser gefährlichster Feind; das grosse Leid vergrössert. Aber nun bin ich wieder einsam, und die Wahrheit zu sagen, ich war noch nie so einsam. Alle Erlebnisse der letzten Jahre haben mich immer das Eine gelehrt: es gibt Niemanden, der Willens ist, mit mir meinen Weg zu gehen — es sieht noch Niemand diesen Weg. Dies

ist ein grosses Leid, und wahrhaftig, ich fühle es bereits: es hat die Kraft, zu vergrössern.« Und in einem andern Briefe: »Seit Jahren bin ich nun ganz allein, und Sie werden mir zugeben, dass ich eine gute Miene dazu gemacht habe — auch die gute Miene gehört unter die Bedingungen meiner Askese. Wenn ich jetzt noch Freunde habe, so habe ich sie trotzdem, was ich bin oder werden möchte. So sind Sie mir gut geblieben, und ich wünsche von ganzem Herzen, dass ich dafür zum Dank Ihnen auch noch einmal aus meinem Garten eine Frucht reichen kann, die nach Ihrem Geschmack ist.« — Allerdings war ich ihm bis dahin, trotz Allem, was mich in zunehmendem Masse anthipathisch in seinen neueren Schriften und Briefen berührte, gut geblieben, weil ich, wie schon bemerkt, die ganze zweite Phase seiner Entwicklung als eine Uebungsperiode ansah. Ich hoffte, dass aus deren harten, in hässliche und unwahre Extreme hinausschweifenden Folgerungen der edle Geist Nietsche's, wie er sich in seinen Anfängen gezeigt hatte, hervorgehen und nun erst seine philosophische Weltanschauung in der klaren Form eines neuen erhabenen Ideals zur Reife bringen werde. Aber neben dieser Hoffnung stellte sich zugleich eine immer wachsende unheimliche Besorgniss ein, jemehr ich sowohl in den in so rascher Folge erschienenen Schriften, wie in seinen Briefen das stets zunehmende patho-

logische Element bemerkte, welches neben der Fülle geistvoller Gedanken und anregender Bemerkungen doch zu oft eine Trübung seines Urtheiles und eine bedenkliche Ueberhebung seiner eigenen That verrieth, die man nicht ohne eine traurige Ahnung wahrnehmen konnte. Wenn er mir Dinge schrieb, wie: Ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, dass einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun« — oder: »Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, ein Buch, gegen das gerechnet die Bücher überhaupt nur Literatur sind. Wie man das büssen muss! Es stellt aus jedem menschlichen Verkehr heraus, es macht eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit, man ist wie ein Thier, das beständig verwundet wird. Die Wunde ist: keine Antwort, keinen Laut Antwort zu hören, und die Last, die man zu theilen, die man abzugeben wünschte (wozu schrieb man sonst?) in einer entsetzlichen Weise allein auf seinen Schultern zu haben. Man kann daran zu Grunde gehen, unsterblich zu sein« — wenn er mir, wie gesagt, solche Dinge schrieb, so musste ich mit tief schmerzlichem Erschrecken sehen, dass diesem hohen Geiste Umnachtung drohe, indem er die Bedeutung seiner reformatorischen Aufgabe überschätzte und in eine Höhe hob,

in der sie beinahe den Anspruch machte, eine zweite Weltschöpfung zu sein. Und nur allzusehr liess sich diese traurige Wendung seines geistigen Schicksals erklären. Nach dem jahrelangen schweren Leiden in Kopf und Augen, nach der völligen Einsamkeit (er, dessen Herz an einer gemüthlichen Häuslichkeit hing!), nach den geistigen Entbehrungen aller Art, besonders durch das ärztliche Verbot, zu lesen und zu schreiben, nach dem Darben seines Herzens, das sich nach Neigung und Antheilnahme sehnte, was er vergebens mit dem Stolze seines Unabhängigkeitsgefühls zu verhüllen strebte, nach der colossalen unablässigen Gedankenarbeit endlich, die Buch auf Buch hervorbrachte — wie konnte es wohl anders werden? Sein Schicksal hatte sein trauriges Vorspiel in dem eines ihm vielfach verwandten Geistes, in Hölderlin, der, gleichwie er vom Geiste des Griechenthums durchdrungen, an den Contrasten seines Zeitalters zu Grunde ging.

Dennoch sagte ich mich erst von ihm los, als die Schrift »Der Fall Wagner« erschien; freilich immer noch hoffend, es könne sich noch zum Guten wenden, und ihm meinen Protest so schonend wie möglich überliefernd. Die Briefe, die ich darauf erhielt, liessen mir aber schliesslich keinen Zweifel übrig, wie es mit ihm stand, und so schloss ich auch diese Beziehung meines Lebens ab und betrauerte ihn wie einen Geschiedenen.

Ich hoffe, etwas beigetragen zu haben, um das Bild der Persönlichkeit Nietzsche's naturwahr zu zeichnen. Was meine Ansicht über die Wandlung seiner geistigen Richtung betrifft, so geht sie entschieden dahin, dass dieselbe noch keinen Abschluss gefunden hatte, sondern durch heftige Einwirkungen gestört, zur Sturm- und Drangperiode geworden war, zu einer Uebergangsphase, aus der, wenn das Schicksal es erlaubt hätte, sein Geist in erneuter Schönheit, frei von den Schlacken, welche Bitterkeit, Empörung und Hass in ihm erzeugt hatten, hervorgegangen sein würde. Er würde dann zum klaren Ausdrucke einer edleren Philosophie gekommen sein, als derjenigen, welche sich aus dieser Vorhalle errathen lässt, als welche er selbst die Bücher der zweiten Epoche bezeichnete. Die vielen Bände, voll Aphorismen, scheinen mir der lebendigste Beweis dafür, dass dies Alles nur aus der Unruhe und dem Ringen des suchenden Geistes hervorgegangen war, der seinen Schwerpunkt, das Sonnencentrum, um das in schön geordneten Bahnen die Sterne leuchtender Gedanken kreisen, noch nicht gefunden hatte. Gewiss wäre das Grundprincip dieser Philosophie nicht das der Herrenmoral und Sklavenmoral geworden. Diese Gegensätze sind nichts Neues; sie sind alt wie die menschliche Gesellschaft. Von jeher hat der edle, freie, bevorzugte Mensch sich unterschieden

von den sklavischen Naturen und, oft unbewusst, eine Wirkung, eine Macht ausgeübt, der sich das Schwache, Beschränkte unterordnete, und der das Böse feindlich gegenüberstand. Aber der Wille zur Macht ist kein Princip einer höheren Lebensauffassung. Er ist auf den niedrigen Naturstufen einfach das Recht des Stärkeren und auf den höheren die Klippe, an welcher jede wahre Grösse scheitert, wie es das Beispiel Napoleon's I. unter Anderem zeigt. Das ungestörte Recht freier Entwickelung ist ein solches höheres Princip. Aber unbeschränkte Freiheit des Handelns gibt es nicht. Die Bedingungen unserer eigenen Natur, die Pflichten gegen die Gemeinschaft, in der wir leben (denn darauf kommt es doch schliesslich hinaus, mag man sie nun Staat, Gesellschaft, Gemeinde oder sonstwie nennen; in Zarathustra-Höhlen hält es der Culturmensch doch nicht aus), Wohlwollen, Liebe, alle Bande, die uns an Andere knüpfen, sind Beschränkungen der individuellen Freiheit. Frei ist nur, wer die nothwendigen Fesseln anerkennt und dadurch in dem Allerheiligsten seiner Seele nicht gestört wird. Der Nietzsche der dritten Epoche würde zum Grundprincip seiner Philosophie kein anderes gewählt haben, als das schon in der ersten Epoche ausgesprochene, welches ich hier wiederhole: »Der Grundgedanke der Cultur, insofern diese jedem Einzelnen von uns nur eine Aufgabe zu stellen

weiss, ist: die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen, in uns und ausser uns, zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten.« — Diese wenigen Worte umfassen die höchste Aufgabe, welche der Menschheit gegeben werden kann. Die tiefsinnige Schilderung in der »Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik«, wie Euripides die grosse griechische Tragödie zu Grunde richtete und dann, an seiner eigenen Tendenz verzweifelnd, starb, das ist die Vorahnung von Nietzsche's eigenem Leben gewesen. Nachdem ihm die wahre Tragödie, von dionysischen Gewalten durchdrungen und vom Geiste der Musik getragen, zu erstehen geschienen hatte, wendete er sich, wie Euripides, zu dem sokratischen Elemente, und da versank auch ihm die Welt des Mythos und der erlösenden Zauberkraft der Tragödie. Könnte er noch einmal in das Licht der Vernunft zurückkehren und seine dritte Epoche beginnen, er würde, ich glaube es gewiss, die Worte des Aeschylus, des Atheners mit dem grossen Auge, wiederholen: »Ja die Lebensfreude ist herrlich, und sie soll Allen zu Theil werden, die sie verdienen; das Leben soll schön werden — aber bedenkt auch, wie viel die Menschen leiden mussten, um so schön zu werden. Lasst uns beiden Göttern opfern: dem Dionysos und dem Gotte des verklärenden Scheins, Apollo.« — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Dreiundzwanzig Jahre nach jenem Winter, mit ihm zusammen in Sorrent verlebt, fand ich mich wieder zum Sommeraufenthalt in diesem lieblichen Ort. Die Erinnerung an jene Zeit kam mir so lebhaft zurück, dass der Nietzsche von damals vollständig lebendig vor mir wurde; ich sah ihn wieder mit vergnügtem Lächeln hier umherwandeln in den schmalen Wegen, von Mauern eingefasst, über welche die hohen Orangenbäume ihre Zweige mit den goldenen Früchten herüberneigten und der Wein üppig wild die Zweige wie zu Festbogen über die Strasse spannte. Ich hörte ihn, am Abend gemüthlich in unserem kleinen Kreis sitzend, die schönsten Commentare zu Jacob Burckhardt's Vorlesungen über griechische Cultur geben und vernahm sein fröhliches Lachen bei den drolligen Einfällen unseres jungen Gefährten Brenner oder bei der Erzählung komischer Begebenheiten in den damals noch sehr primitiven Zuständen des kleinen Ortes (der sich seitdem gewaltig modernisirt hat). Die Erinnerung steigerte sich zu solcher Deutlichkeit, dass mir das Bedürfniss kam, die Gestalt des Freundes aus der ersten Zeit unseres Verkehrs bis zu dem Abschlusse in Sorrent hinzuzeichnen, da — kam am 26. August die Zeitung mit einem Telegramm aus Weimar vom 25., und in mir rief es: Gottlob, der dunkle Traum ist aus! Desshalb hat mir das Bild des ersten Nietzsche

so lebhaft vorgeschwebt die ganze Zeit; der schwere Kampf ist ausgekämpft: der heroische Dulder, der müde Streiter darf nun ruhen, und der erste Nietzsche lebt für alle Zeit, mild lächelnd, in seiner ursprünglichen Harmonie, mit dem Schlusswort jeder wahren Philosophie auf den Lippen: »Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss.«



FRAUEN



Es traf sich, dass eine Reihe vorzüglicher, besonders französischer Schriften, nach authentischen Quellen bearbeitet, mir zur Veranlassung wurde, diese Porträtgallerie. schon früher einzeln veröffentlicht, zusammenzustellen. Sie bildet gleichsam eine Vorrede und Einleitung in anschaulichen Gestalten zu der uns Frauen so am Herzen liegenden sogenannten »Frauenfrage«, die nun, Dank der inneren Nothwendigkeit geschichtlich berechtigter Ideen, längst eine in den Werdeprocess des Lebens eingereihte Thatsache ist. Was hier zunächst auffällig hervortrat, war die Bemerkung eines Vorgangs, der sich in der Geschichte öfter, aber kaum je in so prägnanter Weise wiederholt hat, dass nämlich eine ganz naturgemäss, ohne Protest und Kampf, dagewesene Erscheinung in der menschlichen Gesellschaft plötzlich zurücktritt, wie etwa nicht sein Sollendes und erst nach langem, oft Jahrhunderte dauerndem Entwickelungsprocess als eine bewusste, von dem geistigen Standpunkt des Tages geforderte Einrichtung wieder hervortritt. Ganz besonders gab es in Italien

schon in ferner Vorzeit Epochen, wo die Frau auf derselben Stufe der Bildung und Cultur stand, wie der Mann und unbestritten das Recht zu lernen und zu lehren ausübte wie jener. Im elften Jahrhundert blühte die medicinische Universität zu Salerno als das erste Institut dieser Art, und es gab an derselben berühmte weibliche Professoren und eine Menge weiblicher Studentinnen, welche unbestritten ihr Recht ausübten, am geistigen Leben der Zeit Theil zu nehmen. In der Zeit der Renaissance gab es nicht wenig Frauen, welche durch die dem Manne völlig ebenbürtige Bildung hervorleuchteten und ihn oft übertrafen. An der Universität zu Bologna lehrten weibliche Professoren Anatomie, Mathematik und Anderes. Einer hierauf bezüglichen interessanten Schrift Marco Minghetti's entnahm ich wichtige Mittheilungen darüber, wie, besonders im 15. und 16. Jahrhundert, die Frauen, namentlich aus den vornehmen Geschlechtern, mit grosser Sorgfalt erzogen wurden und mit den Männern in den humanistischen Studien und denen des classischen Alterthums wetteiferten. Ohne darauf stolz zu sein, waren sie sich doch vollkommen ihrer Fähigkeiten bewusst und fanden in deren Ausübung durchaus kein Hinderniss für ihre Pflichterfüllung im Familienleben oder ihre Aufgabe in öffentlichen Angelegenheiten, die ihnen öfter zufiel. Selbst Verfasserinnen von Prosa und Poesie, trugen

sie nicht wenig dazu bei, Dichter und Maler zu begeistern und anzuregen, gaben ihnen bedeutende Themen zu hervorragenden Werken und empfingen deren Widmung als etwas, das ihnen zum Theil gehörte. Sie versammelten die Gelehrten und Künstler zu häufigen Zusammenkünften, unterhielten geistig angeregten Briefwechsel mit den Entfernten, milderten durch edle Sitte die noch zurückgebliebene Rohheit des Mittelalters, und es ging von ihnen ein entschiedener Einfluss auf die ganze Cultur Europas aus.

Aber nicht nur in der Literatur, auch an den schönen Künsten nahmen die Frauen regen Anteil und wurden selbst darin thätig. Dies zu beweisen, der Meinung des von ihm hochgeschätzten Jacob Burckhardt (»Cultur der Renaissance«) entgegen, giebt Minghetti zunächst ein sehr anziehendes Bild davon, wie damals die Kunst, neben der Litteratur und den classischen Studien, das öffentliche Leben in Italien beherrschte und folgert sehr richtig danach, dass es unmöglich sei zu denken, dass die Frauen, welche die gleiche Erziehung wie die Männer bekamen und in den Studien gleichen Schritt mit diesen hielten, nicht auch an der Kunst Antheil genommen hätten und in ihr thätig gewesen seien. Die schönen Künste hatten, besonders von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrhunderts, einen unglaublich grossen Anteil an dem Leben der Familie und der Städte, beeinflussten die

Sitten und das Leben aller Classen der bürgerlichen Gesellschaft. Alle Künste hatten ihre Wiege in den heiligen Cultusstätten und legten da ihre Proben ab, wie in einer edlen Ringschule. Die Architektur wandte sich den Gebäuden für die Gottesverehrung zu; Malerei und Skulptur beeilten sich, die Wände und Altäre derselben zu schmücken; die Musik gab den Gesängen, welche die Dichtkunst hervorgebracht hatte, den Rhythmus, und Mimik und Tanz wurden zum Ausdruck der religiösen Gebräuche und Ceremonien. Die Künste erhoben durch die Schönheit die Seelen zu Gott und flössten ihnen Ehrfurcht und Liebe ein und dann, als das Heilige sich mit dem Profanen mischte, verherrlichten sie jene Schauspiele, welche man Mysterien nannte. Die biblische Geschichte und die christliche Legende boten genug Stoff zu Darstellungen und die Religion mischte sich mit der Unterhaltung, zu der sich das Volk begierig drängte. So gross war der Glanz dieser Dramen, so erfinderisch und sorgfältig die Ausstattung, dass von Einigen die Meinung ausgesprochen ist, es sei das eine der Ursachen, weshalb sich das profane Drama in Italien nie zu jener Grösse erhoben habe, die es bei andern Nationen erreichte. Jedenfalls nahm das Volk lebhaftes Interesse an diesen Vorstellungen, und die Künstler bemühten sich eifrig darum. So erfand Brunellesco für die Darstellung der Verkündigung einen Apparat, mittelst

dessen man oben in einen Himmel sah, in welchem lebende Geschöpfe sich bewegten, unzählige Lichter aufblitzten und verschwanden, und aus dem acht Engel hernieder schwebten, in deren Mitte ein Jüngling, als Engel Gabriel, aus einer hohlen Mandel stieg, zu der Jungfrau auf die Bühne schritt und ihr verkündigte. Der Gesang der Engel und die oben im Himmel Schwebenden erweckten vollständig die Illusion des Paradieses.

Ausser den Mysterien gaben auch die Processionen den Künstlern Gelegenheit, sich zu bethätigen durch erfinderische Ausstattung der Costüme und der Strassen, durch welche jene zogen. Dann entsprachen im bürgerlichen Leben die fürstlichen Häuser den Kirchen, die Triumphzüge den Processionen, die bürgerlichen Dramen den Mysterien. Die Fürsten liebten es, sich mit Schönem zu umgeben und so entstanden die vielen prächtigen Paläste. Bei ihren feierlichen Einzügen, bei Hochzeiten, bei der Ankunft bedeutender Gäste, wurden allegorische Cavaleaden, Regatten, Turniere, Feste aller Art, oft Wochen hindurch ausgeführt und dabei lieferte die Mythologie das Material und die heidnischen Götter erschienen wieder. Dichter und Künstler gaben sich hierbei die Hand, selbst der grosse Leonardo da Vinci verschmähte es nicht, Feste des Herzogs von Mailand und auch von Privatleuten zu leiten. Auch Komödien und Tragödien wurden an den Höfen auf-

geführt, abwechselnd mit Intermezzos von Bällen, Mohrentänzen, Gesängen und Pantomimen. Unter Leo X., wo im Vatikan Alles zusammenkam, was es Heiteres und Geniales in Italien gab, wurde zur selben Zeit, als Raphael seine Stanzen malte, die Salandra des Cardinals Bibbiena aufgeführt.

Aber auch die Wohnungen der Begüterten und selbst die des Volks, füllten sich mehr mit Gegenständen künstlerischen Werths, als mit Bequemlichkeiten, wie die moderne Welt sie sucht; jedes Möbel, jedes Werkzeug im Hause sollte ein künstlerischer Gegenstand sein, Alles wurde mit Liebe verfertigt und die grössten Künstler arbeiteten mit daran; Michel Angelo verschmähte es nicht, ein Salzfass für den Herzog von Urbino zu modelliren, und Raphael und seine Schüler machten Zeichnungen zu irdenen Gefässen. Vasari beschreibt die Möbel des Borgherini in Florenz und die kunstvoll gearbeiteten Kasten, in welchen die Kleider von dessen Frau, Margarethe Acciajuoli, aufbewahrt wurden. Als nun Borgherini sich, wegen der Belagerung, nach Lucca zurückgezogen hatte, wünschte Giovambattista della Valle, welcher nach Frankreich ging, im Namen der Signoria, mit Geschenken für den König, auch jene Möbel mitzunehmen und wusste so dafür zu reden, dass die Signoria ihm den Auftrag gab, sie der Frau Borgherini's zu nehmen und zu

bezahlen. Als er aber mit noch Anderen zu der Frau kam, erwiderte sie ihm in grösster Entrüstung: »So, Du willst so keck sein, Giovambattista, Du elender Trödler, Du Mäkler mit Pfennigen, die Zierrathe aus den Zimmern der Edelleute wegzunehmen und die Stadt ihrer schönsten und sie ehrenden Sachen zu berauben, wie Du es zu thun pflegst, um die Länder unserer Feinde damit zu schmücken? Von Dir wundert es mich nicht, Du elender Mensch, Feind Deines Vaterlands, wohl aber von den Vorgesetzten dieser Stadt, welche Dir solche Schlechtigkeiten erlauben. Dieses Bett, welches Du um Deiner Sucht nach Geld willen, haben möchtest, ist mein Hochzeitsbett, und zur Feier meiner Hochzeit lies mein Schwiegervater all diese kostbare, ja königliche Ausstattung machen, die ich um seines Andenkens und der Liebe zu meinem Mann willen, ehre und mit Blut und Leben vertheidigen werde. Verlass dies Haus sammt Deinen Helfershelfern und sage denen, welche Dich geschickt haben, dass ich eine solche bin, die nicht will, dass irgend etwas von hier genommen werde. Wenn diejenigen, welche Dir, erbärmlicher Mensch, glauben, dem König von Frankreich etwas anbieten wollen, so sollen sie die Betten und Zierrathe ihrer eigenen Zimmer nehmen und ihm schicken. Wenn Du aber noch einmal in dies Haus kommst deshalb, so wirst Du zu Deinem Schaden erfahren, welche

Achtung Deinesgleichen im Haus der Edelleute geniessen.«

Aus dieser energischen Abweisung im Stil der Zeit geht hervor, welchen Werth man auf den Besitz künstlerisch schöner Umgebung legte. Und ebensowenig, wie man darin den despotischen Forderungen eines geschmacklosen Luxus oder der Mode sich unterwarf, that man es auch in Hinsicht der Kleidung nicht. Auf dem Gebiet herrschten natürlich die Frauen und verfuhren dabei ganz nach persönlichem Geschmack und mit grosser Sorgfalt, um der Erscheinung Vollendung und Eleganz zu geben, wie man es auf venetianischen Portraits sieht. Das Bedürfnis der Schönheit in Allem erstreckte sich auch auf das Sprechen und Schreiben. Man bemühte sich schön zu unterhalten und elegant zu sprechen, es entstand sogar eine Art Codex des Betragens, wie der Galateo und der Cortegiano von Castiglione, welche in dem Unterricht in edlen, milden Sitten, das lebendige Gefühl für den veredelnden Einfluss des Schönen zeigten. Ebenso legte man grossen Werth auf die Kalligraphie, wie es die Codexe und handschriftlichen Bücher jener Zeit beweisen. Papst Nicolaus V und mehrere gelehrte Männer seiner Zeit waren anfänglich Kalligraphen; und unter Andern setzte ein gewisser Francesco Alunno, Grammatiker und Mathematiker, Clemens VII. und Karl. V in Bologna in Erstaunen durch seine kalligraphischen Produkte.

Ja, sogar bis zu den festlichen Vergnügungen, besonders den Banketten, liess sich dies allgemeine Bedürfniss der Schönheit herab und die hervorragendsten Künstler brachten zu denselben etwas Schönes ihrer Erfindung, Gerichte, die in Form kleiner Kunstwerke erschienen etc. Dieses Leben der Heiterkeit krönte dann der Carneval mit seinen bunten, seltsamen Vorstellungen und Vergnügungen, die aber niemals vulgär oder unsittlich waren. Selbst Lorenzo il Magnifico, der Platoniker, verschmähte es nicht, seine Akademie zu verlassen, um Carnevalsgesänge zu diktiren. Kurz die Kunst, oder das Bedürfnis der Schönheit, durchdrang das ganze Leben von den Palästen der Grossen an bis zu den Hütten des Volks, und es ist bezeichnend, was Varchi erzählt, dass, als Florenz belagert wurde, wonach ihm seine Freiheit verloren ging und es aus Zwecken der Vertheidigung nöthig geworden war, einige Gebäude, ausserhalb der Stadt gelegen, niederzureissen, zerstörte eine Menge, theils Bürger, theils Soldaten, einen Theil der Kirche und des Klosters von San Salvi. Als sie aber mit der Zerstörung an das Refektorium kamen, wo Andrea del Sarto das Abendmahl gemalt hat, hielten sie plötzlich inne, gleich als versagten ihnen die Arme, und voll von ehrfurchtsvollem Staunen liessen sie vom Zerstören ab. So kam es auch, dass die Zahl der Künstler, die Werthvolles ja Unsterbliches geschaffen haben, in jener Zeit weit grösser

war, als in der unseren. Denn die Natur kann noch so sehr ein Individuum mit herrlichen Anlagen und dem eingebornen Sinn für das Schöne ausstatten; um den grossen Künstler daraus zu entwickeln, gehört es auch, dass die Mitte, in der er lebt, dazu beitrage. In jener Zeit hatte der Maler z. B. kein grosses mit Luxus augestattetes Atelier, er hatte überhaupt kein Atelier im modernen Sinn des Worts, sondern er miethete einen Laden und darin arbeitete er, und seine Bilder wurden so gering bezahlt, dass es sich nicht von fern mit den heutigen Preisen vergleichen lässt, ja, dass die seltensten Geister nicht nur ohne Lohn, sondern in Elend und Armuth ihre ihre grossen Werke vollendeten. Aber der Künstler hatte einen höheren Ersatz; seine Erfindung wurde lange voraus verkündigt, mit allgemeinem Verlangen erwartet, und, wenn vollendet, drängte sich die Menge hin, es zu sehen. Ein solches Bild, eine solche Statue war geradezu ein Ereigniss. Der Künstler fühlte, dass das Volk theilnahm an seinem Werk, und dass er, ungeachtet seiner Armuth, der Liebling seiner Zeit war. Denkt man dagegen, dass dieser Mensch in einem Land lebe, wo man von nichts Anderem spricht, als von der Tagesordnung der Kammer, oder anderen politischen Streitigkeiten, wo die künstlerische Kritik unentwickelt ist und industrielle Erfindungen eben so hoch oder noch höher stellt, als seine Bilder, so wird er trotz dem Genius, den ihm die Natur verliehen, genöthigt sein,

seine Kunst der Industrie anzupassen und höheren Idealen zu entsagen.

Bei dem eben besprochenen Zustand der Kunst in jenen zwei Jahrhunderten war es daher nicht denkbar, dass die Frauen, welche die gleiche Erziehung mit den Männern erhielten, und nicht nur in der Literatur, sondern auch in den ernsteren Studien, nicht auch an den schönen Künsten Freude gefunden und sich dafür begeistert hätten? An den Höfen von Ferrara, Mantua, Urbino und anderen waren es die dortigen Fürstinnen und die Frauen, welche sie umgaben, und die alle Freundinnen der Künstler waren und sich auch selbst in den Künsten versuchten. Da war z. B. Alfonsina Orsini, die Frau des Piero, Sohns von Lorenzo Medici, welche uns von Geschichtsschreibern als eine Frau von grossem Stolz und grosser Zurückhaltung geschildert wird; dessen ungeachtet nahm Mariotto Albertinelli Dienste bei ihr, und sie half ihm in jeder Weise, damit er seine Kunst ausüben könne, so dass es dem Maler schien, als habe er durch diese Verbindung sein Glück gefunden. Die Herzogin von Urbino Elisabeth, geborene Gonzaga, schrieb ihrem Bruder Francesco, um ihm den Sohn des verstorbenen Andrea Manteglia zu empfehlen. »Da wir,« so fängt sie ihren Brief an, »den Messere Andrea Manteglia nicht wenig geliebt haben um jener Eigenschaft willen, welche Eure Herrlichkeit kennt« etc.

Diese Eigenschaft war die Kunst und nicht die Geburt, denn Manteglia war von niedriger Herkunft und hütete als Kind die Heerden. Eine andere Herzogin von Urbino, Giovanna, empfahl dem Pier Soderini, Gonfaloniere von Florenz, den jungen Raphael, als er zum ersten Mal seine Vaterstadt Urbino verliess. Sie schrieb: »Ueberbringer dieses ist Raphael, Maler aus Urbino, welcher, da er gute Fähigkeit für seine Beschäftigung besitzt, beschlossen hat, einige Zeit in Florenz zu bleiben, um zu lernen. Da der Vater sehr tugendhaft und mir treu ergeben war, und, da ich weiss, dass der Sohn ein bescheidener, liebenswürdiger Jüngling ist, so liebe ich ihn in jeder Beziehung höchlich und wünsche, dass er eine hohe Vollkommenheit erreiche. Desshalb empfehle ich ihn Ew. Herrlichkeit so sehr ich kann und bitte Euch, dass es, mir zu Liebe, Euch gefallen möge, ihm bei seinen Bestrebungen alle Hülfe und Gunst zu erweisen. Alle Freuden und Annehmlichkeiten, welche ihm von Ew. Herrlichkeit zu Theil werden, werde ich, als mir selbst geschehen, ansehen, und sie als eine dankenswerthe Gabe von demjenigen empfangen, dem ich mich hiermit empfehle.« — Dieser Brief ehrt sie sowohl, wie den Soderini, an den er gerichtet ist, und man kann sich keine grössere Herzlichkeit für den jungen Künstler denken, als die, welche dieser Brief ausspricht. Veronika Gambara, eines der edelsten Lichter der italienischen Litteratur,

war eine grosse Bewunderin des Antonio Allegri und nannte ihn in ihren Briefen »unseren Correggio«. Argantina Pallavicina von Modena nannte Tizian, wenn sie ihm schrieb: »Hochgeehrter Bruder«. Doch diejenige, in welcher das feine Gefühl für die Künste und die grossartige Weise, sie zu beschützen, am vollkommensten erscheint, war sicher Isabella Gonzaga. Sie ist der vollendetste Typus der gebildeten Frau jener Zeit, und es gab, wie ein moderner Schriftsteller sagt, niemals ein Geschöpf, welches fähiger war, das Schöne zu verstehen und zu geniessen und sich innig erfreute, die Meisterwerke der Kunst zu bewundern und zu besitzen. Isabella stammte aus dem Hause Este und wurde schon als Kind dem Francesco Gonzaga verlobt, aber erst mit sechzehn Jahren zu ihm nach Mantua als Gemahlin gebracht. Sie nahm an seinem sehr bewegten politischen Leben theil, führte oft in seiner Abwesenheit die Regierung, war eine tugendhafte Gattin und Mutter und erzog ihre Söhne mit vieler Sorgfalt. Im Jahr 1519 wurde sie Wittwe, befand sich in Rom während der Plünderung durch die kaiserlichen Truppen und war in Bologna zur Krönung Karl's V. Nach Mantua zurückgekehrt, beendete sie dort 1539 friedlich ihr Leben. Alle Zeitgenossen stimmten darin überein, dass sie sehr schön war, und wenn man auch annehmen kann, dass Frau von Cottrau, die sie zu der Hochzeit des Alfonso

von Este und Lucrezia Borgia nach Ferrara begleitete, etwas parteiisch gewesen sei, da sich daselbst eine Menge reizender Frauen und Fräulein zusammentrafen, so kann man doch nicht an der Wahrheit folgender Worte zweifeln, welche sie nachher schrieb: »Die Signora Isabella hat unter allen unseren Frauen und den anderen, welche ausserdem gekommen sind, den Ruhm, die Schönste zu sein, davongetragen, und das ist kein Irrthum, denn neben dieser Herrin scheinen die andern nichts. So bringen wir also den Kampfpreis meiner Dame mit nach Hause.«

Es ist zu beklagen, dass das Bild, welches Leonardo da Vinci von ihr machte, als sie jung war, verloren gegangen ist, denn im Jahr 1500 schrieb ihr Lorenzo von Pavia, ihr Geschäftsführer, aus Venedig: »Leonardo Vinci ist in Venedig und hat mir ein Bildniss Ew. Herrlichkeit gezeigt, welches derselben sehr ähnlich und so gut gemacht ist, dass es unglaublich scheint.« Davon ist leider keine Spur übrig; es bleibt nur das Bild des Tizian, aber er malte sie erst, als sie schon vierzig Jahr alt war. Es ist aber ein herrliches Werk, welches Rubens copirte, und befindet sich in Wien. Man sieht daraus noch die regelmässigen Züge, die Milde des Blicks, die Würde des Angesichts und der ganzen Erscheinung. Isabella stand in Briefwechsel mit allen gelehrten Männern ihrer Zeit, sie bediente sich ihrer fernen Freunde, um antiken Kunstgegen-

ständen nachzuforschen, um sie zu erwerben, worüber viele ihrer anmuthigen Briefe handeln. Aber nicht bloss an den antiken, auch an den modernen Dingen, wenn sie schön waren, fand sie Gefallen, und zwar an den verschiedenartigsten Gegenständen, musikalischen Instrumenten, Bildern, Kaminen, Codexen, gedruckten Büchern etc. Ihrem Agenten in Rom trägt sie auf, ihr »die Welt-Karte und die Himmelszeichen, welche auf zwei festen Sphären in der Bibliothek des Papstes gemalt sind«, copiren zu lassen. Sebastiano del Piombo muss in Rom für sie Ankäufe von Medaillen machen. Ein Mann hatte ihr zwei Figuren als Antiken verkauft, welche sie als moderne erkannte; sie verlangte, dass er ihr das Geld zurückerstatte, oder ihr etwas anderes Schönes dafür gebe, z. B. eine schöne Medaille, die er ihr in Rom gezeigt hatte, und sie sagte ihm: »Lieber will ich ohne Ersatz für die Figuren bleiben, als schlechte und gemeine Sachen dafür haben.«

Einmal jedoch hielt auch sie einen schlafenden Cupido für eine Antike, welche aber die Arbeit Michelangelo's war. Dieser schlafende Cupido war für dreissig Dukaten in die Hände eines gewissen Baldassare gekommen und dieser hatte ihn als eine Antike dem Cardinal San Giorgio für 200 Dukaten verkauft. Als die Sache bekannt wurde, schickte der Cardinal den Cupido zurück und verlangte das Geld zurück, indem er sich

etwas beklagte. Michelàngelo, dem alles Unredliche widerstrebte, wollte ihn wiederhaben und ging zu jenem Baldassare, eingeführt durch einen Brief des Lorenzo Francesco Medici: »Ich gab dem Baldassare den Brief und forderte von ihm das Kind, indem ich versprach, ihm das Geld zurückzugeben. Er antwortete mir sehr zornig, dass er es eher in tausend Stücke schlagen würde, dass er es sei, welcher das Kind gekauft habe, dass es sein wäre, und dass er garnicht daran dächte, es wieder zu geben.« Die Sache gerieth darauf in Vergessenheit, aber man erfuhr später, dass Baldassare die Statue wieder als Antike verkauft habe, und dass sie in die Hände des Cesar Borgia gekommen sei, zugleich mit einer Venus in Marmor, die wirklich antik war. Die Marchesa Isabella wünschte lebhaft den Cupido und die Venus zu besitzen. Sie wandte sich daher an ihren Bruder, den Cardinal Este in Rom und schrieb ihm: »Ich, die ich mir so viele Mühe gebe, mein Studierzimmer mit schönen Gegenständen zu schmücken, wünschte ausserordentlich jene zu haben, auch scheint es mir nicht unmöglich, da ich weiss, dass Seine Herrlichkeit kein grosses Vergnügen an Antiken findet, und dass er daher leicht geneigt sein wird, andere damit zu erfreuen. Da ich aber nicht näher mit ihm bekannt bin, so dass ich ohne Vermittelung es nicht wagen kann, ihn um solche Gefälligkeit

zu bitten, so habe ich gedacht, mich an die Autorität Ew. Herrlichkeit zu wenden, indem ich Sie um die Gnade ersuche, durch Brief und Bote jene Venus und den Cupido als Geschenk zu erbitten, mit dem Erfolg, der uns Beide befriedigen wird. Ich würde sehr zufrieden sein, wenn es Ew. Herrlichkeit gefiele, es ihm für mich vorzuschlagen, und da ich es als ein grosses Ansuchen ansehe, habe ich einen reitenden Boten ausdrücklich von Mantua nach Rom geschickt, denn ich könnte keine grössere Freude und Gnade, weder von Seiner Exellenz, noch von Ew. Herrlichkeit, der ich mich empfehle, erhalten.« Der Herzog Valentino war gleich willig bemüht, dem Wunsch der schönen Marchesa zu willfahren. Aber sie, die ein so feines Urtheil hatte, bekam kaum den Cupido zu sehen, als sie die Fälschung erkannte, und drei Wochen nachher, als sie ihrem Gemahl schrieb, warf sie wie zufällig, ohne ein anderes Wort hinzuzufügen, die Bemerkung hin: »Der Cupido hat als modernes Werk nichts seinesgleichen.« Die Marchesa hatte in ihrem Palast in Mantua sich zwei Wohnungen eingerichtet, eine zu ebner Erde, die das Museum ihrer Alterthümer wurde und die Grotta hiess, und eine im oberen Stock, welche das Paradies hiess und wundervoll ausgemalt und geschmückt war. Am liebsten aber waren ihr zwei kleine Zimmer, welche sie ihr Studiolo nannte, und die wie ein kleines Heiligthum am besten ein

Bild von dem Geiste und Geschmack der Marchesa gegeben haben müssen. — Die Wände des ersten dieser Zimmerchen waren mit herrlich eingelegtem Holzgetäfel bedeckt, und darauf hingen Bilder der besten Maler. Die hölzerne Decke war mit schönen Relief-Ornamenten und goldenen Arabesken auf blauem Grunde versehen, auf der einen Seite las man den Namen »Isabella Estens Marck Mantane 1527«, auf der andern Seite die Devise, welche sie sich erwählt hatte: »Nec spe, nec metu«, um anzuzeigen, dass ihre heitere, reine Seele über den irdischen Widerwärtigkeiten schwebe, und weder von Furcht noch von Hoffnung bewegt werden könnte. Die Thüre, welche in das zweite Zimmer führt, ist ganz von Marmor mit reizenden Medaillons und Basreliefs, und die Decke dieses Zimmers, welches etwas grösser ist als das erste, ist in derselben Art gearbeitet, wie jenes, aber noch vollkommener; vielleicht das Vollendetste der Art, was in Italien damals gemacht worden ist. Hier bewahrte sie die Bücher, welche Aldo Manunzio ihr sogleich sandte, wenn sie aus seiner Presse kamen; hier hatte sie den Cupido des Michelangelo, und gegenüber einen anderen Cupido griechischer Arbeit, welchem ein Gedicht von Giovann Batista dem Mantovaner, und ein Epigramm von Castiglione gewidmet wurde. Hier hingen die Bilder, die ihr am werthesten waren, von Costa, von Perugino, von Correggio und

von Mantegna. Für dieses kleine Studio wünschte sie auch ein Bild von Giovanni Bellini, um das sie sich sehr bemühte. Sie hatte durch Bembo darum gebeten und Bellini hatte es versprochen; aber als er zögerte, schrieb sie ihm selbst, im Jahr 1505: «Meister Johannes, wie sehr es unser Wunsch sei, ein von Eurer eignen Hand gemaltes Bild zu haben, um es in unser Studio, neben die Bilder Eures Schwagers Mantegna zu stellen, könnt Ihr schon damals ersehen haben, als wir Euch zuerst darum ersuchten, aber wegen der vielen Beschäftigung habt ihr nicht gekonnt. Der durchlauchtige Pietro Bembo jedoch, welcher in den vergangenen Monaten hier war, hat mir wieder Muth und Hoffnung gegeben, es noch erhalten zu können.« Einige Zeit darauf schreibt sie: »Wir waren ausserordentlich zufrieden, dass Ihr geneigt seid, das Bild zu malen, von dem wir Euch neuerdings geschrieben haben, da wir noch immer den heissen Wunsch hegen, es von Eurer Hand gemalt zu besitzen, und da wir jetzt nichts Wünschenswertheres erhalten könnten. Wir werden daher das Maas nehmen lassen von dem Platz, wo das Bild hin soll; diesen Mai erwarten wir den durchlauchtigen Pietro Bembo, welcher von Venedig zurückkehrt, und er, welcher die anderen Erfindungen gesehen hat, die sich in unserem Studio befinden, möge diejenige auffinden, welche Ihr ausführen mögt.«

Isabella Gonzaga vereinigte mit ihren anderen Vorzügen auch eine grosse Begabung für die Musik; als sie im Jahre 1502, zu der Hochzeit Lucrezia Borgia's mit Alfonso d'Este in Ferrara war, schreibt sie an ihren Gemahl: »Als der Ball zu Ende war, wurden so viele Bitten an mich gerichtet, dass ich gezwungen war, das meinige zu thun durch Gesang zur Laute, und so beendeten wir den Tag um 5 Uhr die Nacht.« Die vornehmen Frauen jener Zeit lernten alle singen und spielen, die Musik war ein Haupttheil der Erziehung und einer der häufigsten Gegenstände der Unterhaltung, und ausser Isabella waren noch viele andere Frauen in dieser Kunst ausgezeichnet. Dass z. B. Tarquinia Molza es war, wird vollauf durch die Worte bewiesen, mit welchen Patrizi ihr seine peripathetischen Discussionen widmete. Nachdem er sie, wegen ihres Wissens in Logik, Moral, Physiologie, Theologie und italienischer und lateinischer Literatur, hochgelobt hat, fügt er hinzu: »Was soll ich aber von der Musik sagen? es giebt keinen noch so unterrichteten Mann in ihr, der Euch gleichkäme, oder Euch überträfe. Wenn ihr zum Cimbalo singt, oder, die Stimme mit den Tönen der Cither vereinigend, zu gleicher Zeit Höhe und Tiefe hören lasst, so scheint es, dass alle Grazien euch umgeben.«

Aber unter allen den Frauen, welche im 15. und 16. Jahrhundert die Künste ehrten und beschützten, steht doch höher als alle

anderen Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara, welche schon im reiferen Alter den grossen Michelangelo begeisterte und von ihm leidenschaftlich geliebt wurde. Er nannte sie seine Seele und auch das Licht unseres Jahrhunderts, ja, das Licht der Welt. Als Vittoria sich in das Kloster zu Viterbo zurückzog, verliess Michelangelo öfters Rom, um sie zu besuchen, und zuweilen kam die Marchesa auch nach Rom, nur um ihn zu sehen. Wenn sie getrennt waren, blieben sie in beständigem Briefwechsel und schickten sich gegenseitig Sonette zu. Einmal findet die Marchesa, dass der Briefwechsel zu eifrig wird, und fürchtet, dass es ihr die Zeit nehme zu den Werken der Mildthätigkeit. »Unserer fest begründeten Freundschaft und unserer mit christlichem Band geknüpften Neigung sicher,« schreibt sie, »will ich nicht durch meine Briefe Beweise der Eurigen hervorrufen, sondern eine wichtige Veranlassung abwarten, um Euch zu schreiben.« Es ist bekannt, dass er drei Bilder für Vittoria gemalt hat: Einen Christus am Kreuz, welcher mit erhobenem Haupt dem Vater seinen Geist befiehlt; eine Samariterin am Brunnen, und einen todten Christus im Schoosse der Jungfrau, daneben zwei Engel. Vittoria dankt ihm mit folgenden Worten: »Ich hatte einen grossen Glauben, dass Gott Euch eine übernatürliche Gnade erweisen werde, um diesen Christus zu malen, als ich ihn aber so wunder-

voll sah, hatte er alle meine Erwartungen übertroffen. Ermuthigt durch Eure Wunderwerke wünschte ich nur, was ich nun bewunderungswürdig vollendet sehe, so dass in allen Theilen die höchste Vollkommenheit da ist, und dass man nichts mehr wünschen kann, ja, nicht einmal daran denken kann, mehr zu wünschen. Ich freue mich so sehr, dass der Engel zur Rechten der Schönere ist, denn Michael wird Euch Michelangelo am jüngsten Tage zur Rechten des Herrn stellen, und, bei dem Allen weiss ich Euch nicht anders zu dienen, als, indem ich zu diesem süssen Christus, welchen Ihr so gut und vollkommen gemalt habt, bete und Euch bitte, mich als die Eurige in Allem und für Alles anzusehen.«

Der Eindruck, welchen Vittoria's Tod auf Michelangelo machte, war überwältigend, und Condivi, sein Freund, sagt, dass er für einige Zeit ganz von Sinnen war. Er sagte, dass er nichts Anderes bedauere, als dass er, wie er gegangen sei, sie nach ihrem Scheiden aus diesem Leben noch einmal zu sehen, ihr nicht so die Stirne geküsst habe, wie er ihr die Hand geküsst hätte. In dieser Empfindung konnte nichts Profanes sein, wenn man der Reinheit des Lebens der Vittoria und des sittlichen Ernstes Michelangelo's gedenkt. Es waren zwei grosse Seelen, die sich, erhaben über alle Kleinheit der Erde, verbunden hatten.

Kommen wir nun zu den Frauen, welche die Kunst selbst ausübten und darin hohen Ruhm, gleich den berühmtesten Männern ihrer Zeit, erwarben. Da war zunächst Caterina De-Vicri, in Bologna 1413 geboren, eine der ersten Malerinnen, von welcher die Geschichte uns erzählt. Sie wurde von frühester Kindheit an im Zeichnen, in Litteratur und Musik unterrichtet, und als sie mit ihrem Vater nach Ferrara kam, wohin dieser von Niccolò III. von Este berufen war, wurde sie am Hofe aufgenommen und des Fürsten Tochter Margaretha zugesellt, welche dieser Gefährtin ihrer Jugend durch das ganze Leben grosse Zuneigung bewahrte. Aber Caterina's Gemüth zog sie zu der Einsamkeit des Klosters und zu der Inbrunst des mystischen Lebens hin. Als Margarethe Roberto Malatesta, Herrn von Rimini, heirathete, blieb sie in Ferrara und nahm das Kleid der Nonnen von St. Chiara, kehrte später nach Bologna in ein Kloster desselben Ordens zurück und starb 1463. Es scheint, dass sie mit Miniaturmalerei anfing, und man kann glauben, dass sie der Schule jenes Franco angehörte, von welchem Dante spricht, als er Oderisi im Purgatorio begegnet:

»Oh, diss' io lui, non se' tu Oderisi
L' onor d' Agobbio e l' onor di quell' arte
Ch' alluminare è chiamata in Parisi?
Frate, diss' egli, più ridon le carte
Che pennelleggia Franco Bolognese;
L' onore è tutto or suo e mio in parte.«

Sie malte aber auch grössere Gemälde, und es sind mehrere Werke von ihr geblieben, u. A. ein Bild in Venedig in San Giovanni in Abragora, mit acht Figuren von Heiligen darauf; dann zwei kleinere Bilder, eines in der Gallerie von Venedig und eines in Bologna, welche beide denselben Gegenstand darstellen; die heilige Ursula stehend, mit einem grossen Mantel bekleidet, unter welchem sie die Jungfrauen, die ihr folgten, sammelt; diese Bilder wurden 1456 gemalt, wie man in einer Inschrift auf denselben lesen kann. Die Composition ist sehr einfach und es spricht daraus die ganze Lieblichkeit ihres Gemüthes, von welcher auch ein Büchlein zeugt, welches sie sterbend hinterliess, und das den Titel führt: »Die Waffen, welche zum geistlichen Kampfe nöthig sind«. — Dies Büchlein ist in italienischer, sehr reiner Sprache und in gutem Styl in der Art der Trecentisten geschrieben und athmet jene mystische Inbrunst, welche auch den hl. Franciscus durchfluthet in seiner unaussprechlichen Liebe zu allen Creaturen, als den Werken Gottes. Mit mystischer Exaltation fängt sie an zu schreiben und geräth aus der Prosa in poetischen Schwung:

»Ciascheduna amante che ama il Signore
Venga alla danza cantando d' amore.
Tutta infiammata
Solo desiderando Eolui che l' ha creata.«

Und dann, aus innerstem Antrieb Dichterin, sagt sie wieder, wo sie die Demuth ver-

herrlicht und die Vernichtung des eignen Selbst:

»O alta nichilitade
Tuo atto è tanto forte
Che apri tutte le porte
Ed entri nell' infinito.« —

In rührender Weise erzählt sie von sich selbst: »Durch das öftere tägliche Erflehen der himmlischen Hülfe schien es mir nach kurzer Zeit, als ob die Kräfte meines zerbrechlichen Körpers zu schwinden begännen, und ich habe nur mit vieler Anstrengung dazu kommen können, dieses Büchlein zu schreiben, wegen der grossen Schwäche, die mir nicht nur die Hand zittern macht, sondern auch den Kopf und den ganzen Körper, und zufrieden bin ich um der Liebe Christi willen, je eher der sterbliche Weg aufhört.« Sie beendet das Büchlein wie folgt: »Ich, Caterina, arme Bologneserin, von mir selbst Hündin genannt, schrieb durch göttliche Eingebung mit eigner Hand dieses Büchlein und habe es während meines Lebens niemals Jemand, wer es auch sein mochte, gezeigt.« —

Aber ausserdem, dass sie Miniaturen und grosse Gemälde malte, dass sie musicirte und schrieb, war sie auch von so hoher Tugend, dass die Schwestern des Klosters nicht nur trostlos waren über ihren Tod, sondern ihr auch die Ehren des Cultus widmeten. Sie schrieben ihr Wunder jeder Art zu, u. A., dass sie die Einnahme Constantinopels durch die Türken am selben Tage, an welchem diese er-

folgte, nämlich am 27. Mai 1433, angezeigt habe. Als sie drei Wochen nach ihrer Beerdigung ihren Körper betrachteten, behaupteten sie, denselben vollkommen erhalten, hellleuchtend, so schön, wie in der ersten Jugend, und süssen Wohlgeruch ausströmend, gefunden zu haben, und da sie ihn ausgegraben hatten, bewahrten sie ihn für die Verehrung der Gläubigen. Auch genügte den Bolognesen ihre Seligsprechung nicht, sodass sie, zwei Jahrhunderte später, als die katholische Reaction gegen den Protestantismus am heftigsten war und die Wunder des Glaubens am meisten gerühmt wurden, durch mächtige Vermittler vom Papst ihre Heiligsprechung verlangten. Dieselbe erfolgte nach allen Formeln der Heiligsprechung, die von Clemens XI. eingeführt waren, und wurde von den Bolognesen mit ungeheurem Jubel aufgenommen und mit aller Art von Festen gefeiert. Noch heute wird dieser Leichnam, nun zur Mumie geworden, aufbewahrt und für die Verehrung der Gläubigen ausgestellt. In der Mitte einer kleinen Seitenkapelle der Kirche des Corpus Domini ist eine Art Tribüne, auf welcher die Heilige zierlich gekleidet sitzt; neben ihr befinden sich zwei Gemälde von ihr, ein Brevier der Madonna von ihr, mit Miniaturen geschmückt, die Viola, welche sie spielte, das Manuscript, in welchem sie ihre Gefühle und Gedanken niederlegte. All diese Gegenstände verbreiten auch in den widerspenstigsten Gemüthern ein

Gefühl von Ehrfurcht gegen ihr Andenken. Viele Akademien erklärten sie zu ihrer besonderen Beschützerin und im vorigen Jahrhundert wurde eine Medaille geschlagen, auf welcher die Heilige dargestellt ist, im Begriff, eine Tafel, die von einem Engel gehalten wird, zu malen.

Die Kunst erhob sich aber rasch zu höheren Geschicken und erreichte schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts und am Anfang des folgenden, den Gipfel der Vollendung. Diesem glücklichen Zeitpunkt gehört Properzia De-Rossi an. Man sagt, dass Canova den Ausspruch gethan habe, dass der zu frühe Tod der Properzia entschieden zu dem grössten Missgeschicken gehöre, welche die schönen Künste in Italien betroffen hätten, so hoch war seine Bewunderung der wenigen Sculpturen, welche uns von diesem grossen, schöpferischen Geiste übrig geblieben sind. Auch schon vor ihm hatte Vasari erklärt: „Ihre Mitbürger hielten sie für ein Wunder der Bildhauerkunst unserer Zeit." — Dass sie in Bologna geboren war, wird unzweifelhaft in einer gerichtlich verfassten Schrift vom Jahre 1516 festgestellt. Dagegen ist das Jahr ihrer Geburt nicht genau bestimmbar, doch muss es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu setzen sein, denn alle Nachrichten stimmen überein, dass sie noch sehr jung war, als sie 1530 starb. Sie war sehr schön von Gestalt und die Büste, welche Alfonso Lombardi von ihr gemacht hat und die uns erhalten ist, giebt

eine Idee von der Anmuth und Würde ihres Angesichts.

Properzia pflegte die Literatur und die Musik und spielte und sang besser als alle anderen Frauen der Stadt; dann lernte sie bei Marcantonio Raimondi zeichnen, zog aber die Bildhauerei vor und hinterliess in ihr einige Werke, welche würdig sind, den berühmtesten Werken ihrer Zeitgenossen an die Seite gestellt zu werden. Ehe sie aber anfing in Marmor zu arbeiten, begann sie, da sie wunderliche Einfälle hatte und dieselben geschickt ausführte, Bildwerke auf Pfirsichkerne einzuschneiden, was sie mit unendlicher Geduld und so vortrefflich machte, dass es wunderbar zu betrachten war, sowohl wegen der Feinheit der Arbeit, als wegen der Anmuth der Figürchen, die sie darauf abbildete, und wegen der künstlerischen Art, dieselben zu gruppiren. Neu war dies freilich nicht, denn die Geschichte erzählt uns von bewunderungswürdigen Schnitzereien ähnlicher Art, die im Alterthum von dem Bildhauer Mirmecides und dann von Callicratus verfertigt wurden. Es muss erstaunlich gewesen sein, die Leidensgeschichte Christi auf einer so kleinen Nuss auf das schönste ausgeschnitten zu sehen, mit einer Menge Personen noch ausser dem Gekreuzigten und den Aposteln. Dieses Werk, welches Vasari beschreibt, ist unglücklicherweise verloren gegangen, aber ein anderes ist erhalten, welches sich bei dem Grafen

Prospero Marsigli befindet, dem Erben der Familie Grassi, für die Properzia es machte. Dieses besteht aus elf Pfirsichkernen, welche in Silberfiligran, mit dem Wappen der Familie darauf, gefasst sind. Auf der einen Seite eines jeden Kernes ist ein Apostel mit seinem Namen und einem Vers des Credo eingeschnitten, auf der anderen Seite eine heilige Jungfrau mit einem Motto, das sich auf ihre Verdienste bezieht. Nicht ganz mit völliger Gewissheit wird Properzia auch jene Glorie mit Heiligen zugeschrieben, welche auf einem Kirschkern eingeschnitten ist und sich im Cabinet der Gemmen in der Gallerie zu Florenz befindet und auf dem man mit grosser Genauigkeit 60 kleine Köpfe unterscheidet.

Von diesen feinen Arbeiten ging sie zu grösseren Werken über. In der grössten Kirche Bolognas, die des hl. Petronius, sind die Basreliefs der Hauptthüre von Jacobo della Luercia im Jahre 1430 gemacht, aber die beiden Seitenthüren sollten erst im Jahre 1520 zur Vollendung kommen. Properzia verlangte einen Theil der Arbeit zu übernehmen und die Werkleute des Baues waren es zufrieden, verlangten aber als Probe ein von ihrer Hand in Marmor gehauenes Bildwerk zu sehen. Wahrscheinlich hatte sie zu jener Zeit noch nicht die Verzierungen in der Hauptkapelle von Santa Maria del Barcano ausgeführt, sonst hätte diese Forderung gewiss nicht stattgefunden; denn die Schönheit und

Mannigfaltigkeit der Arabesken und die Verschlingungen von Blättern, Fackeln, Löwen, und ähnlichen Dingen, sind so wunderbar schön, dass sie genügt hätten, von ihrer Kunstfertigkeit Zeugniss zu geben. Sie machte den Werkleuten zu Gefallen ein Bild des Grafen Pepoli in Basrelief, welches vortrefflich ist. Danach wurde ihr ein Theil der Arbeit an den Thüren übertragen. Sie meisselte darauf die Geschichte des Joseph mit der Frau des Potifar, welche, an dem Erfolg ihrer Bitte verzweifelnd, ihm an einem Ende des Kleides festzuhalten sucht. Vasari sagt, es war mit weiblicher Grazie gemacht und mehr als wundervoll. In den Registern des Baues findet sich unter dem Datum des ersten Juni 1525 Folgendes eingetragen: Der »Madonna Properzia De-Rossi elf Lire für eine Sybille in Marmor«, und weiter im September desselben Jahres: Madonna Properzia De-Rossi 10 Lire und 19 Soldi für einen Engel, von ihr gemeisselt«, und dann im August 1526: »Der Properzia 40 Lire und 3 Soldi, als Rest für 2 Sybillen, einen Engel und 2 Bildchen«. Es befindet sich auch in der Sacristei des Tempels, ausser der schon erwähnten Geschichte von Joseph, ein anderes Basrelief, welches die Königin Saba vorstellt, die kommt, Consalvo zu begrüssen. Auch werden Properzia zwei Engel zugeschrieben, welche man in einer der Capellen desselben Tempels bewundert, und es scheint, dass sie in den letzten Jahren ihres Lebens, eingedenk

der Lehren des Marcantonio, angefangen habe, in Kupfer zu graben, um zu zeigen, dass sie in jeder Weise Vollendetes leisten könne.

Bologna sah zu jener Zeit die zwei höchstgestellten Personen der Welt in seinen Mauern, Papst Clemens VII. und Kaiser Karl V., und beherbergte sie mehrere Monate. Es handelte sich hier nicht nur darum, die Dinge in Italien, sondern die der ganzen Christenheit in Ordnung zu bringen. Die Unterdrückung des Feudalismus und die Bildung der grossen Staaten Europas, die Vereinigung aller Rechte und Privilegien mit der Krone, die stehenden Heere, welche disciplinirt und mit Artillerie versehen wurden, die Entdeckung von Amerika, die Erfindung der Buchdruckerkunst — Alles dies waren Zeichen des modernen Zeitalters, welches herannahte. Auf der andern Seite fing das Papsttum an, den Glanz zu verlieren, den es zu den Zeiten eines Gregor, eines Innocenz und Bonifazius gehabt hatte. Die inneren Zerwürfnisse der Kirche und der deutsche Protest hatten seine Grundlage stark erschüttert, wenn auch noch nicht ganz vernichtet. Aber die Päpste hatten jetzt den Arm der weltlichen Fürsten nöthig, um zu verhindern, dass die Ketzerei sich ausbreite, und die Fürsten fühlten, dass sie in der religiösen Autorität das Schutzmittel besässen, gegen den Geist der Freiheit, welcher sich in den Völkern zu regen anfing. Dazu kam, dass die Päpste nicht nur eine weltliche Macht

für die Kirche begründet hatten, sondern auch für ihre Familien, welches der römischen Politik ein nichts weniger als religiöses Gepräge gab. Aus diesen Ursachen wurden die Beziehungen zwischen dem Papstthum und den weltlichen Mächten nach und nach ganz neue. Schon vor 15 Jahren waren, ebenfalls in Bologna, Leo X. und Franz I. von Frankreich übereingekommen, die Rechte des Clerus und des christlichen Volkes, bei der Wahl ihrer Seelsorger, zwischen sich zu teilen. Dies Werk wurde jetzt fortgesetzt und die Einigung zwischen Krone und Altar wurde befestigt.

Karl V., welcher im Anfang den Neuerungen der Lutheraner in Deutschland Raum gelassen und seinen Soldaten erlaubt hatte, Rom zu erobern und zu plündern, übernahm nun das Amt eines Vertheidigers des Glaubens, zwang aber zugleich den Papst, ein Concil zusammenzuberufen. Nicht nur die kirchlichen Fragen, sondern auch die Zustände in Italien bedurften nach so vielen Stürmen der Ruhe. Neapel, Sicilien, Sardinien standen schon unter der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers. Die italienischen Fürsten waren fast alle nach Bologna geeilt, theils als Vasallen des Reichs, theils, um die Grossmuth des Siegers zu erflehen, indem sie von ihm den Urtheilsspruch erwarteten, welcher ihr zukünftiges Geschick bestimmen sollte. Bei der Feierlichkeit der Krönung, welche am 29. Februar 1530 in der Kirche von San Petronio erfolgte, schritten

der Herzog von Savoyen mit der Krone, der Marchese von Monferrat mit dem Scepter und der Herzog von Urbino mit dem Schwert voran. Es befanden sich in Bologna die Gonzaga, die Sforza, die Este. Die Gonzaga vertauschten den Titel des Marchese mit dem eines Herzogs von Mantua, Francesco Sforza kehrte nach dem Wohlgefallen Cesars zu der Herrschaft über Mailand zurück, die Este wurden, ungeachtet des heftigen Widerspruchs des Papstes Clemens, wieder in ihre Rechte eingesetzt. Diesem wurde dagegen die Republik in Florenz geopfert, und der künftige Tyrann derselben, Alexander, der Bastard Lorenzo's, befand sich im Gefolge des Kaisers zusammen mit den Gesandten aller europäischen Fürsten und mit den grossen Herren Italiens, Spaniens und Deutschlands. Während dieser Monate wimmelte die Stadt von Prälaten, Heerführern, vornehmen Frauen und Literaten und natürlich konnten da die Kunst und die Künstler nicht vergessen werden. Clemens VII., welcher Properzia De-Rossi schon dem Rufe nach kannte und achtete, verlangte, dass man sie zu ihm führe, erhielt aber die Antwort, dass sie vor einigen Tagen gestorben sei; es muss daher ihr Ende im Februar 1530 erfolgt sein. Sie war nicht bloss, neben der Kunst, sehr wohl in häuslichen Dingen erfahren, sondern auch in vielen Wissenschaften, so dass sie nicht bloss Bewunderung, sondern sogar Neid erregte und

zwar nicht allein bei Frauen, sondern auch bei Männern. Ein gewisser Amico Aspertini, Schüler des Costa, ein missgünstiger, böser Mensch, verfolgte sie mit seinem Hass, und auch das Grab machte den Verfolgungen ihrer vielen Neider kein Ende. Dieselben verbreiteten das Gerücht, dass sie in Folge einer Leidenschaft für einen schönen Jüngling gestorben wäre, in welchen sie sterblich verliebt gewesen sei, der sie aber verschmäht habe. Man setzte hinzu, dass sie, als sie die Frau des Potifar darstellte, sich selbst und ihr eignes Missgeschick habe abbilden wollen. Es giebt aber dafür gar keine Beweise und es irren diejenigen, welche solche zu finden glaubten, indem sie, die Archive in Bologna durchsuchend, daselbst eine Klage fanden, die ein Sammetfabrikant gegen sie und gegen Anton Malvasia, den der Ankläger als ihren Liebhaber bezeichnete, erhoben hatte, wegen eines Schadens, der seinem Garten, welcher an den der Properzia stiess, zugefügt worden sei. Diese Anklage jedoch fand schon 10 Jahre vor ihrem Tode statt und hatte durchaus keinen Erfolg, hätte ausserdem auch gerade das Gegentheil von dem bewiesen, was man von ihrer unglücklichen Liebe gesagt hatte. Es ist daher erlaubt zu glauben, dass der Neid, so wie er sie im Leben gequält hatte, sie auch noch über das Grab hinaus verfolgte. Von Properzia, der Schönen, Geistvollen, mit jeder liebenswürdigen

Eigenschaft Begabten, kann man gewiss nicht sagen, dass das Wort des Dichters falsch sei:

»Amor che a nulla amato, amor perdona.«

In Bologna wurde die Kunst zwei Mal wiedergeboren. In der ersten Periode knüpfen sich ihre Anfänge an die Schule von Ferrara an; ihr Haupt war Francesco Francia, von dessen Madonnen Raphael sagte, er habe niemals Schönere, Andächtigere und besser Gemalte gesehen. Seine Schule hatte jedoch nur eine kurze Glanzzeit. Die zweite Periode fängt an, als schon die andern Schulen dem Verfall zuneigten, und da gründeten die Caracci's mit ihren Nachfolgern die akademische Schule. Zwischen der einen und der andern dieser Perioden liegt über ein Jahrhundert und wärend der Zeit waren die Bolognesen ohne besondere Erfindung, nur Eklektiker und Vorläufer der Manier der Caracci. Ein solcher war Prospero Fontana, kein zu verachtender Maler, aber berühmter dadurch, dass er der Welt eine Tochter gab, die ihn bei Weitem übertraf.

Lavinia Fontana war 1552 geboren und wurde vom Vater für die Kunst erzogen. Noch ganz jung erwarb sie sich schon grossen Ruhm und es wurde so viel von ihr gesprochen, dass Gregor XIII. sie nach Rom berief und sie, nach damaliger Sitte, zu seiner Hofmalerin ernannte. Die römischen Fürstinnen bereiteten ihr bei ihrer Ankunft einen festlichen Empfang und nahmen sie in die Intimität ihrer Familien

auf. Mehrere vornehme und reiche Männer warben um sie, aber sie schlug die besten Verbindungen aus, weil sie sagte, dass sie nur einen Gemahl wolle, der sie ganz frei liesse in der Ausübung ihrer Kunst. Sie fand ihn endlich in einem gewissen Zappi aus Imola, welcher auch etwas Künstler war, aber so wenig bedeutend, dass sie ihm nur selten erlaubte, die Draperien auf ihren Bildern zu malen, aber nichts anderes. Noch bei ihren Lebzeiten wurde ihr eine Medaille gewidmet, und sie starb von Freunden und Bewunderern geehrt, ln Rom im Jahre 1712. Sie hat viele Bildnisse gemalt, u. A. ihr eignes, im Begriff eine antike Statue, die vor ihr steht, zu zeichnen; dasselbe befindet sich in der Gallerie zu Florenz. Ausserdem malte sie viele historische Bilder, welche durch ganz Europa zerstreut sind und auch neben den hervorragendsten Meisterwerken bewundert werden. In der Pinakothek zu Bologna befindet sich ein Francesco da Paula von ihr, welcher das neugeborene Kind eines vornehmen Geschlechts, ihm, von der Mutter in Begleitung reich gekleideter Frauen dargereicht, segnet. Diese Mutter ist Luise von Savoyen, welche den hl. Francesco bittet, dass sich die ihr gemachte Prophezeiung, ihr Sohn werde eines Tages den Thron von Frankreich besteigen, erfüllen möge. Und sie erfüllte sich wirklich durch den Tod Ludwig XII., welcher kinderlos starb, sodass die Thronfolge auf das

Haus Orleans überging. Diese Luise von Savoyen verhandelte und schloss später mit dem Kaiserreich und mit Spanien den Frieden von Cambray, und das Kind, welches dem heiligen Mönch mit so viel Hoffnung dargereicht wird, wurde eines Tages Franz I., König von Frankreich. In der Gallerie Zambeccari befindet sich ein Bild, von Lavinia gemalt, die Geschichte Salomos und der Königin Saba darstellend, und zu den Figuren hatte sie die Bildnisse des Herzogs von Mantua und vieler seiner Hofleute benutzt. Im Escurial ist das Gemälde einer heiligen Familie von Lavinia; das Kind liegt schlafend im Schoos der Jungfrau und sie hebt den Schleier auf, um es zu zeigen; «ein Gemälde,« sagt Mazzolari davon, »so bemerkenswerth, heiter und anmuthig, von so trefflichem Colorit und so voll Holdseligkeiten, dass man nie müde wird, es anzusehen.« — Eine andere heilige Familie ist in der Dresdner Gallerie, und in der Gallerie zu Berlin befindet sich eine liegende Venus, welche aus dem Köcher Amors einen Pfeil raubt; dieser schläft unter einem schönen, mit Früchten beladenen Baum, und um ihn stehen sechs Genien der Freude, von denen der Eine ihn liebkost, ein Anderer ihm den Bogen spannt, ein dritter ihm Aepfel abbricht, und noch ein Anderer Venus den Spiegel und das Geschmeide bringt.

Zu den Bologneser Malerinnen kommt noch schliesslich Elisabetta Sirani, welche freilich

erst dem folgenden Jahrhundert angehört. Von ihrem Vater, Giovanni Andrea, Freund und Schüler Guido Reni's, mit aller Sorgfalt erzogen, wurde sie hervorragend in der Kunst und genoss von früher Jugend an einen so grossen Ruf, dass nicht nur ihre Mitbürger sie ehrten, sondern auch viele Fürsten, wie Cosimo III. von Toscana und Andere, sie auf der Durchreise durch Bologna besuchten. Obgleich sie schon mit 27 Jahren starb, sind doch viele schätzenswerthe Arbeiten von ihr übrig: die grosse Leinwand von der Certosa in Bologna, die Taufe Christi darstellend, die sie in ihrem zwanzigsten Jahre malte; ein heiliger Antonius von Padua, welchem das Jesuskind erscheint, in der Pinakothek zu Bologna; im Pariser Museum ein schlafender Amor; in der Wiener Gallerie zwei Frauen, welche sich schmücken; in München eine allegorische Figur, den Genius der Unbeständigkeit darstellend. Sie grub ausserdem mit vieler Freude in Acqua forte und ihre Stiche sind von Adam Bartsch beschrieben worden. Ihr Tod erfolgte ganz unvorhergesehen, mit furchtbaren Convulsionen, weshalb man glaubte, dass sie vergiftet worden sei, und zwar von einem Senator Reali, dessen Liebesanträge sie mit Verachtung zurückgewiesen hatte. Es existirt noch eine Karicatur dieses hässlichen Verehrers von ihr, mit der Feder gezeichnet, die, wie man glaubte, die Ursache seines Zorns und der schändlichen That gewesen sei.

Es wurde auch sogleich ein Process eingeleitet, aber nur gegen die Dienerin, welche das Verbrechen ausgeführt haben sollte, und es sind Urtheile von Gerichtspersonen vorhanden, welche die Vergiftung bestätigen; trotzdem wurde die Schuld niemals völlig bewiesen und die Magd wurde nur entfernt. Die Bolognesen beklagten den Tod der Sirani auf das Tiefste, und Saulo Guidotti wollte, dass sie in der Gruft seines vornehmen Geschlechts beigesetzt werde an der Seite Guido Reni's, den sie sich zum Vorbilde erwählt hatte. Wir besitzen ihr Bildniss, von ihr selbst gemalt, auf welchem sie im Begriff ist, das Portrait ihres Vaters zu machen. Man kann sie eigentlich nicht schön nennen, aber es spricht eine anziehende Sanftheit aus ihren Zügen und eine süsse melancholische Lebendigkeit aus ihren Augen. Es fehlte ihr nicht an Lob aller Art in Gedichten und Inschriften, aber der grösste Ruhm bleibt ihr in ihren Bildern; und in der Vorstellung dessen, was sie geleistet hätte, hätte sie länger gelebt. —

Doch kehren wir zurück zum 15. Jahrhundert, da finden wir in Florenz Plautilla, Tochter des Luca Nelli, 1523 geboren und wahrscheinlich von einem Schüler des Fra Bartolomeo in der Malerei unterrichtet. Sie trat in das Kloster der heiligen Caterina von Siena ein und wurde Priorin darin. Auch sie begann mit Miniaturen, ehe sie Werke von Bedeutung malte. Vasari, welcher sie sehr

lobt, macht die Bemerkung, dass die Gesichter der Frauen auf ihren Bildern viel besser und naturwahrer gemalt seien, als die Köpfe der Männer, was er dem zuschreibt, dass sie als Nonne so viel Frauen sah, als sie wollte. Es gibt von ihr ein Abendmahl im Refectorium ihres Klosters und eine Kreuzabnahme in der Academie der schönen Künste in Florenz. Sie malte noch andere Bilder für Häuser der Edelleute daselbst, aber leider sind sie spurlos untergegangen. Dasselbe Schicksal erfuhren die Werke von Madonna Lucrezia, Tochter des Alfonso Quistelli della Mirandola, welche als Schülerin des Allori viele berühmte Gemälde und Bildnisse machte, von denen Vasari sagt, dass sie es verdienten, von Jedermann hoch gelobt zu werden. Vielleicht gelten sie jetzt für Werke ihres Lehrers, und so wird Lucrezia, weil sie eine Frau war, vergessen und der Ehre beraubt, welche ihr für ihre Kunst gebührt hätte.

Glücklicher waren in dieser Beziehung zwei Frauen, welche Beide im Jahre 1540 geboren wurden, Beide aus vornehmen Familien stammend und Beide grosses Ansehen bei ihren Mitlebenden erwerbend. Die Eine derselben ist Irene von Spielimberg, von der Attanasi von Calvi uns eine Lebensbeschreibung hinterliess. Der Graf Maniago spricht von ihr mit Bewunderung und Wehmuth in der »Geschichte der schönen Künste im Friaul«, und Carrer zählt sie mit unter den sieben

Edelsteinen Venedigs. Sie war so schön, hatte so wunderbare Augen, dass das Volk in Venedig diese magisch zu nennen pflegte; dabei war sie liebenswürdig, tugendhaft, von der Natur mit seltenen Anlagen ausgestattet, schon Meisterin in der Kunst und auf dem Punkte angelangt, wo sie von sich die grössten Hoffnungen gab, als sie plötzlich im zwanzigsten Jahre starb. Spielimberg ist ein Schloss, welches am rechten Ufer des Tagliamento, am Fuss des Berges Friaul, liegt. Der Besitzer dieses Schlosses war Graf Adrian, dessen Gattin Giulia da Ponte aus Venedig ihm drei Töchter gab, von denen Irene die zweite war. Ihre Kindheit war wenig vom Glück begünstigt, denn der Vater starb noch sehr jung; die Mutter ging eine zweite Ehe ein und die Verwandten machten ihr einen erbitterten Krieg, um sie des väterlichen Erbes zu berauben, was auch gelang und worauf man sie sogar aus dem Hause jagte. Sie fand ein Asyl in Venedig bei ihrem Grossvater Giovanni Paolo da Ponte, welcher sich ihrer wie ein Vater annahm. Von Kindheit an zeigte sie eine aussergewöhnliche Intelligenz und widmete sich zunächst der Literatur und der Musik; in der Literatur machte sie so grosse Fortschritte, dass sie bald im Stande war, die klassischen Schriftsteller zu kennen und zu geniessen. In der Musik überwand sie in kurzer Zeit die grössten Schwierigkeiten; spielte die Laute, das Harpsicord und die Viola,

konnte Alles mit Sicherheit vom Blatte singen und begleitete ihren schönen Gesang mit so holden Tönen und anmuthvollen, traurigen und innigen Weisen, dass kein anderes Jungfräulein jemals so gesungen hatte. Auch in der Zeichnung war sie bald hoch erfahren, und als ihr ein Portrait der Sofonisba Anguissola, von dieser selbst gemalt, gezeigt wurde und sie von dem ausserordentlichen Ruhm hörte, welchen diese in der Kunst erwarb, da entflammte sie zu edlem Wetteifer, und das Glück war ihr so günstig, dass Tizian, damals der Erste unter den lebenden Künstlern, nicht zögerte, ihr Lehrer zu werden, trotzdem er gewöhnlich grossen Widerwillen gegen die Annahme von Schülern hegte. Unter solch einem Führer machte Irene in weniger als zwei Jahren solche Fortschritte, dass der Lehrer selbst darüber erstaunte. So gross war ihr Eifer, zu malen, so stark der Wunsch, auch die anderen Studien nicht zu vernachlässigen, dass sie, obwohl sie sehr zart war, keine Mühe scheute, die Nächte durchwachte und der Strenge des Winters, der gerade ungewöhnlich kalt war, nicht achtete. Wenn man sie bat, sich Ruhe zu gönnen, und ihr die Gefahren eines überarbeiteten Lebens vorstellte, so antwortete sie mit dem Motto, welches sie sich selbst über die Thüre ihres Studios geschrieben hatte:

»Quel che destina il Cielo, non può fallire.« *)

---

*) Das, was der Himmel bestimmt, kann nicht fehlen.

Und leider hatte der Himmel bestimmt, dass sie sterben sollte; von plötzlicher, grausamer Krankheit befallen, starb sie nach wenigen Tagen im Jahre 1560. In Venedig war in allen Klassen der Bevölkerung grosse Trauer, und man sang überall das Lob dieses wunderbaren Mädchens. Tizian, trauriger als alle Anderen, hielt ihre Erscheinung in einem Bildniss fest, welches zu seinen besten gehört, und gab ihr einen Lorbeerkranz in die Hand. Als Torquato Tasso später dieses Bild sah, dichtete er darauf folgende Strophen:

»Quai leggiadri pensier, quai sante voglie
Dovea viva destar ne l' altrui menti,
Questa del gran motor gradita figlia!
Poich' or dipinta (o nobil meraviglia)
E di cure d' onor salde ed ardenti
E d' onesti desir par che ne invoglie. — *)

Die zweite der künstlerisch begabten Frauen, welche 1540 geboren wurden, war Sofonisba, Tochter des Herrn Amilcare Anguissola, eines vornehmen Herrn in Cremona. Als Vasari durch Cremona reiste, besuchte er denselben und sagte: dieses Haus sei ihm »wie das Gasthaus der Malerei, ja aller Tugenden, erschienen.« — Doch war Sofonisba zu der

---

*) Welche süsse Gedanken, welche heilige Wünsche!
Musste lebend diese, des grossen Erschaffers
Geliebte Tochter, in andern Herzen erwerken!
Da sie jetzt noch gemalt (o edles Wunder)
Uns zu glühenden Thaten der Ehre
Und zu redlichen Wünschen zu treiben scheint.

Zeit schon nicht mehr in Cremona, aber ihre Schwestern waren noch dort, die, wenn sie ihr auch nicht gleichkamen, dennoch auch viel Fähigkeit für die Kunst zeigten und von denen sich schätzenswerthe Werke erhalten haben. Aber über den Schwestern stand ohne Zweifel Sofonisba; ja, sie wetteiferte mit den besten Malern ihrer Zeit. Ihr Vater hatte sie dem Bernardino Campi anvertraut, welcher sie von ihrem siebenten Jahre an in seinem Hause behielt und für die Kunst erzog. Nachher kam sie in die Schule Corregio's und Parmegianino's und lernte in Kurzem so ausserordentlich viel, dass sie bereits in ihrem elften Jahr das Bildniss einer Nonne malte, welches so bemerkenswerth war, dass es sich jetzt noch in der Gallerie des Lord Jarborough in London befindet. Diesem folgte, der Zeitangabe nach, ihr eignes Bildniss, welches sich im Belvedere in Wien befindet, und das reizend, einfach und natürlich ist. Sie hält auf demselben ein Buch in der Hand, in welchem man liest: »Sofonisba Anguissola virgo se ipsam fecit, 1454.« — Sie war also damals 14 Jahre alt. Aber es sind noch mehrere Portraits von ihr übrig, unter denen das in der Gemälde-Sammlung in Siena, im Alter von 18 Jahren gemalt, besonders zu bemerken ist. Diese Portraits zeigen, dass sie nicht eigentlich schön zu nennen war, aber es ist etwas Liebenswürdiges und Holdes in dem Gesicht, mit den zwei grossen melan-

cholischen Augen und ein Ausdruck von Bescheidenheit, der äusserst wohl gefällt. In ihrem 19. Jahr war ihr Ruf schon in- und ausserhalb Italiens so verbreitet, dass der Herzog von Alba sie, im Namen Philipp's II., einlud, sich an den Hof von Madrid zu begeben. Sie nahm die Einladung an und reiste in Begleitung zweier Edelleute, zweier Damen und zweier Diener, dorthin, wurde mit grosser Auszeichnung im Königlichen Palast empfangen und eingeladen, sich daselbst einige Tage auszuruhen. Der Hof von Madrid war damals der erste Hof Europa's, so wie Spanien das reichste, mächtigste Königreich war, von dem man in Wahrheit sagen konnte, dass in ihm die Sonne nicht untergehe. Einige Zeit vorher, gegen Ende des Jahres 1558, war Karl V. in seiner Einsamkeit von San Giusto gestorben, nachdem er grosse Veränderungen in der Welt hatte geschehen helfen. Als Sofonisba in Madrid ankam, war sein Sohn und Nachfolger Philipp II. 33 Jahre alt, und gross waren die Erwartungen, die man von ihm hegte. Zwei junge Frauen gaben dem Hofe Schmuck und Glanz: Johanna, Schwester Philipps, 24 Jahre alt, war als Wittwe des Königs von Portugal zu ihrem Bruder zurückgekehrt; sie war eine schöne Frau mit feiner Bildung und einer grossen Seele. Die andere noch jüngere, Isabella, Tochter Heinrich II. von Frankreich und Caterina's von Medici, kaum 15 Jahre alt

und eben Philipp II. vermählt, war anmuthsvoll, lebhaft und von liebenswürdigen, milden Sitten. In den Friedensverhandlungen zwischen Spanien und Frankreich war sie dem Don Carlos, dem Sohn Philipps aus erster Ehe, zur Gemahlin bestimmt gewesen. Da aber die Bestätigung des Friedensvertrages verzögert wurde und die zweite Gattin Philipps, Maria Tudor, Königin von England, inzwischen gestorben war, so wurde der Vater an die Stelle des Sohnes gesetzt, was, bei dessen ohnehin düsterem, misstrauischem Wesen, gewiss zu seinem traurigen Schicksal beigetragen hat. Zu der königlichen Familie gehörte noch ein Jüngling, welcher erst kurz bevor am Hofe erschienen war, nachdem Karl V. ihn, auf dem Todtenbett, seinem Sohne Philipp dringend anempfohlen hatte. Dieser Jüngling, in Deutschland geboren, war daselbst mit grosser Vorsicht einem Violinspieler, Francesco Maffi, anvertraut worden, welcher 1545 mit ihm nach Spanien zurückkehrte. Seine Abkunft nicht kennend, war er in Armuth in den Ebenen von Castiglien aufgewachsen, ohne Sorgfalt den Strahlen der glühenden Sonne, wie dem Eis des Winters ausgesetzt. Kaiser Karl hatte ihn in den letzten Jahren seines Lebens zu sich nach San Giusto berufen und hatte ihm das Geheimnis seiner Geburt offenbart. Er war ein natürlicher Sohn des Kaisers und Barbara's Blomberg, eines Fräuleins aus Regensburg.

Schön, äusserst geschickt in jeder ritterlichen Uebung, voll lebhaften Geistes und zu Abenteuern geneigt, hatte sich Juan von Oesterreich, wie er genannt wurde, in wenigen Monaten bei Allen, mit denen er verkehrte, beliebt gemacht, und ein venezianischer Gesandte sagte von ihm: »Nicht allein die Grossen liebten ihn, sondern auch das Volk.«

Bei diesem Zusammenfluss von Jugend, Schönheit, Reichthum und Macht hätte man glauben sollen, dass der Hof von Madrid der »Gasthof der Freude« gewesen wäre, dem war aber nicht so. Die übertriebene Strenge Philipps, die kleinliche Etiquette, welche er beobachtet sehen wollte, die herben Uebungen der Religion, die nur in ihrer schrecklichsten Gestalt erschien, die unverhohlene Abneigung zwischen Vater und Sohn, gaben diesem Hof etwas Düsteres, und düster waren die Geschicke der Personen, welche wir genannt haben, mit Ausnahme Philipps. Das Unerträgliche der väterlichen Tyrannei trieb Carlos zu Gewaltsamkeiten und Regellosigkeit. Sein Fluchtversuch, seine Gefangennahme und sein Tod haben zu den Tragödien Schiller's und Alfieri's den dramatischen Stoff geliefert. Drei Monate nach ihm starb Isabella, erst 23 Jahre alt, von Allen beweint und noch lange Zeit in Spanien unter dem Titel der Königin des Friedens und der Güte erinnert. Nicht lange Zeit darauf, so endete auch Johanna ihr Leben, in tiefer Zurückgezogenheit von der

Welt, wo sie in strengen Uebungen der Frömmigkeit ihre Jugend verzehrt hatte.

Inzwischen setzten die Heldenthaten Don Juan's von Oesterreich die Welt in Erstaunen. Der Held von Alpujares und Tunis, der Sieger über Mauren und Türken, oberster Befehlshaber der vereinigten Flotten, theilte mit Marcantonio Colonna, mit Sebastiano Veliero und Agostino Barbarico den Ruhm des Sieges von Lepanto. Er wurde dann als Regent nach Flandern gesandt, um es zu bewältigen oder zu beruhigen, aber der Neid und die Eifersucht verfolgten ihn dahin. Er war kaum 32 Jahre alt, als er starb und es ist nicht unwahrscheinlich, dass er vergiftet worden ist.

Inmitten dieser Personen erschien nun Sofonisba und malte sie Alle. Leider sind diese Bilder verloren gegangen, wahrscheinlich waren sie im Palast des Pardo aufgehängt; wenigstens ist es sicher, dass das Bild der Königin bis 1682 dort war und dann die Beute der Flammen wurde. Eine Copie dieses Bildes hatte Sofonisba dem Papst Pius IV. schicken müssen, welcher dieselbe ausdrücklich verlangt hatte. Kaum hatte er sie erhalten, so schrieb er an Sofonisba: »Wir haben das Bild der durchlauchtigsten Königin von Spanien, unserer geliebten Tochter, welches Ihr uns geschickt habt, erhalten und es ist uns hochwillkommen gewesen, sowohl wegen der Person, die es darstellt, und die wir, ab-

gesehen von andern Rücksichten, um ihrer grossen Religiosität und sonstigen schönen Eigenschaften willen, väterlich lieben, und dann, weil es von Eurer Hand so gut und fleissig gemacht ist. Wir danken Euch dafür und versichern Euch, dass wir es unter unsere liebsten Sachen rechnen werden, indem wir dadurch Euer Verdienst loben, welches aber, wie gross es auch sei, nach unserem Erachten doch das kleinste von Euren vielen Verdiensten ist und desshalb senden wir Euch unseren Segen. Datum: Romae 25 Octobris 1564. Pius Papa IV.«

Im Escurial befinden sich keine bekannten Bilder von Sofonisba, dagegen giebt es mehrere in England, in Italien in der Gallerie Borghese und im Museum von Neapel, in Russland in der Eremitage, und eins in Berlin im Besitze des Grafen Raczinsky, welches für eines ihrer schönsten Werke gehalten wird. Es stellt ihre drei Schwestern beim Schachspiel und eine alte Dienerin dar, die alle, wie Vasari sagt, mit so viel Fleiss und Kunst gemacht sind, dass sie lebendig erscheinen und dass ihnen nichts fehlt, als die Sprache. Ferner erzählt Vasari, dass Tommaso Cavalieri, ein römischer Edelmann (ein grosser Freund von Michelangelo und der Vertraute seiner Liebe für Vittoria Colonna) dem Herzog Cosimo von Florenz eine Zeichnung von Sofonisba geschickt habe, die ein kleines Mädchen darstellt, welches

über einen Putten lacht, der weint, weil sie ihm ein Körbchen voll Krebse vorgestellt hat, von denen einer ihn in den Finger beisst. Vasari fügt hinzu, dass man nichts Anmuthigeres und der Natur Getreueres sehen könne. — Sofonisba lebte in prächtiger Einrichtung, mit Geschenken und Ehren überhäuft, am Hofe König Philipps und wurde mit seiner Zustimmung an Don Federico di Moncada verheirathet, mit welchem sie Spanien im Jahre 1518 verliess, nachdem alle die ausgezeichneten Menschen, welche sie bei ihrer Ankunft am Hofe vorgefunden hatte, mit Ausnahme des Königs, gestorben waren. Sie begab sich dann nach Sicilien, dem Vaterlande ihres Mannes, hatte aber das Unglück, diesen nach kurzer Zeit zu verlieren. Später ging sie eine zweite Ehe ein mit Orazio Lomellini von Genua und wohnte an diesem letzteren Ort bis zu ihrem Tode. Im hohen Alter hatte sie das Augenlicht verloren, aber dessenungeachtet unterliess sie nicht, der Kunst zu nützen in Gesprächen, welche sie mit den Künstlern, die sie beschützte, führte und von denen u. A. Van Dyck sagte, dass er von dieser blinden Matrone mehr gelernt habe, als von irgend einem andern Maler. Man muss dabei bemerken, dass sie zu dieser Zeit etwa 84 Jahre alt sein musste, denn dieser damals junge Künstler hielt sich im Jahre 1624 in Genua auf, als er von Palermo zurückkam, wo er das Gemälde des Rosario, eines seiner

schönsten und grossartigsten Werke, gelassen hatte. Er war ein desto glaubwürdigerer Zeuge, da er kein Italiener war und über Alle, welche er hier kannte, ein unparteiisches Urtheil fällte.

Noch zwei Malerinnen sind zu erwähnen, welche dem Vaterlande Ehre machten. Die eine war Marietta Robusti, die Tochter des Tintoretto, sie wetteiferte mit dem Vater und übertraf den Bruder, besonders im Porträt. Kaiser Maximilian lud sie an seinen Hof ein, aber der Vater, welcher sie zärtlich liebte, konnte sich nicht entschliessen, sie von sich zu lassen. Leider entführte sie ihm der Tod sehr bald, als sie kaum 30 Jahre alt war. In demselben Jahr, wo sie starb, wurde Artemisia Gentileschi geboren, und da dies noch im 16. Jahrhundert war, so gehört sie mit in diese Betrachtung. Der Pater Orazio von Pisa erzog sie für die Kunst, dann wurde sie von Guido Reni geleitet und durch Rath unterstützt. Sie genoss grossen Rumes während ihres Lebens, besonders wegen ihrer vortrefflichen Portraits. Sie lebte in Neapel, dann in England, woselbst sie auch starb und wo sie werthvolle Werke hinterliess. Doch befinden sich auch Gemälde von ihr im Palast Pitti und im Museum von Neapel.

In diesem letzteren Museum kann man in einem einzigen Zimmer vier Gemälde von Frauen sehen. Von der eben genannten Artemisia Gentileschi ist eine Jungfrau

da, welcher der Engel verkündet; von Elisabetta Sirani die Geschichte des Führers der Tracier, als Timoteo, um seine Ehrlichkeit zu retten, denselben in den Brunnen stürzt; ferner von Sofonisba Anguissola ihr eignes Portrait am Clavicembalo; endlich eine Samariterin am Brunnen, von Lavinia Fontana, welches eines ihrer schönsten Werke ist und welches sicherlich über alle die andern, mit denen der Saal geschmückt ist, hervorragt. Diese zufällige Vereinigung von vier klassischen Gemälden, die von vier verschiedenen Malerinnen herrühren, würde schon allein genügen, um das zu beweisen, was im Anfang behauptet wurde, nämlich, dass die Frauen des 15. und 16. Jahrhunderts sich den Künsten widmeten und darin Vortreffliches leisteten.

Auch fehlten die Komponistinnen in der Musik nicht, deren nur kurz die Hauptsächlichsten erwähnt seien. Zunächst eine Bologneserin, Laura Bovio. Camillo Coltellini widmete ihr das erste Buch seiner Madrigale für fünf Stimmen und sagte in der Widmung, dass die Bovio nicht nur in unserem Vaterlande, sondern auch über die Grenzen Italiens hinaus glänzte und dass Edelleute und Virtuosen vom Auslande ausdrücklich herkamen, um sie zu hören. »Sie ist nicht allein hoch erfahren im Komponiren, sondern auch so geübt auf jeder Art von Instrument und Erfinderin so seltener und neuer Dinge, in so bewundernswerther Anordnung, dass sie

nicht nur die Herzen rührt, sondern die Seelen so hoch erhebt, dass sie schon auf der Erde himmlische Harmonien zu hören meinen.« — In der Kunst der Musik berühmt war ferner Maddalena Casulana in Brescia, um das Jahr 1540 geboren. Als Wilhelm VI., Herzog von Bayern, seine Hochzeit mit Renata von Lothringen feierte, dirigirte bei den Hochzeitsfesten Orlando di Lasso die Koncerte. In den Aufzeichnungen des Massimo Trojano, welcher diese Hochzeit beschreibt, liest man nun, dass Orlando di Lasso ein fünfstimmiges Werk von der Maddalena Casulana singen liess, welches mit grossem Beifall gehört wurde. Ausserdem giebt es von ihr zwei Bücher voll Madrigale für vier Stimmen, in Venedig veröffentlicht, das eine 1565, das andere 1570. — Bei derselben Gelegenheit liess Orlando noch ein anderes Werk aufführen, welches die Signora Caterina Villaert komponirt hatte; Trojano sagt, sie sei die Tochter des berühmten Adriano, des Kapellmeisters von San Marco in Venedig gewesen, aber dies ist ein Irrthum, denn dieser Villaert starb in Venedig ohne Kinder. Vielleicht war sie seine Nichte, doch bleibt es ungewiss, ob sie in Italien oder in Flandern geboren ist.

Sicher dagegen war Vittoria Aleotti Italienerin und in Argenta geboren; ihr Vater war Architekt, und mehrere Mitglieder der Familie waren ausgezeichnet in der Malerei. Ihr Vater veröffentlichte 1593 in Venedig eine

Sammlung von Madrigalen für vier Stimmen, von seiner Tochter komponirt.

Minghetti fügt den Aufzeichnungen über die Frauen in der Kunst, während des 15. und 16. Jahrhunderts, folgende allgemein historische Betrachtung hinzu: »Jedesmal, wenn ich meine Gedanken zu den zwei besprochenen Jahrhunderten wandte, trat mir jener Umstand, welchen Guicciardini so vortrefflich in seiner Geschichte gezeichnet hat, schmerzlich vor die Seele, nämlich dass, wenn wir das Ende des 15. Jahrhunderts betrachten, wir wohl sagen können, dass Italien niemals solches Wohlsein, noch einen so wünschenswerthen Zustand erlebt hatte, wie derjenige war, in welchem es damals in Sicherheit ruhte.« Der Landbau war blühend, die Industrie äusserst thätig und vollkommener als in jedem anderen Teil von Europa, die venetianischen und genuesischen Schiffe durchfuhren die Meere und trugen unsere Produkte zu den fernsten Ländern. Seit den Zeiten des Perikles war auf der Welt nicht wieder eine so feine Bildung in der Literatur, noch ein so lebhafter Glanz der Schönheit in den Künsten dagewesen. Wenn wir Italien aber am Ende des 16. Jahrhunderts, ja noch vor dem Ende desselben ansehen, so finden wir alle diese Güter wieder verschwunden. Die Verwüstung herrschte auf dem Lande, die Werkstätten waren geschlossen, der Handel auf den Meeren hatte andere Wege genommen, der Geschmack, die Eleganz, die

liebenswürdige Sitte waren verschwunden. Müssiggang und Laster in den Sitten, Irrthum in den Gedanken, Mittelmässigkeit in den Charakteren wurden zur Gewohnheit und zweiten Natur, und es gereichte den degenerirten Nachkommen zum Schaden und zu äusserster Schande, sich in solcher Erniedrigung zu beruhigen.

Mannigfach waren die Ursachen eines so plötzlichen Wechsels, aber zwei waren die hauptsächlichsten: Die Uneinigkeit der Fürsten und das Nichtvorhandensein eigener Heere. Giovano Pontano, einer der berühmtesten Humanisten des 14. Jahrhunderts, als er von den Zuständen seiner Zeit in einem Dialog, Minosse betitelt und in Venedig 1505 gedruckt, spricht, lässt diesen den Merkur fragen: Was machen die Fürsten Italiens? Quid reguli? Und der Letztere antwortet: Mirifice dissentiunt, et quod praesentibus solum voluptatibus intenti sunt, nihil sunt de futuro solliciti nec vident haud multo post seque suasque urbes in aliena potestate futuros. Und das war vollkommen wahr. Jene Fürsten dachten nur an sich, strebten nur nach der Vergrösserung des eigenen Besitzes, indem sie den des Nachbars usurpirten, mittelst Intriguen, Betrugs, Gewalt, Rache und Verraths. Das Buch vom Fürsten ist keine Erfindung des Schriftstellers, sondern ein treues Bild der damaligen Politik der italienischen Höfe. Das gegenseitige Misstrauen erlaubte ihnen nie, zu einer wahren

Einigkeit, noch zum Zusammenwirken für ein Ziel zu kommen. War es möglich, einen solchen Mangel wenigstens mit einem künstlichen System zu ersetzen, mit einem Gleichgewicht der Kräfte, mit einer politischen Bilanz, wie man damals sagte, mittelst derer man die inneren Ursachen und die Veranlassungen zu den Angriffen von Aussen hätte entfernen können? Es war das der Gedanke Lorenzos Magnifico, dieses klaren, scharfen Intellekts, der über den Irrthümern und Vorurtheilen seines Jahrhunderts stand und, wie ihn Gino Capponi so gut gezeichnet hat, die Natur eines Künstlers, die Seele eines Fürsten, die Grösse einer glänzenden Zeit, die zum Ende neigte, besass. Von seiner edlen Gesinnung gibt uns die Antwort Zeugniss, welche er Ludwig XI. gab, als dieser ihm Hülfe durch Soldaten gegen Ferrante von Neapel und Sixtus IV. anbot. »Ich kann,« sagte Lorenzo, »meinen persönlichen Vortheil nicht der Gefahr für ganz Italien voransetzen, und möge Gott geben, dass es den Königen von Frankreich nie einfalle, ihre Kräfte in diesem Lande zu versuchen. Wenn dies geschähe, so wäre Italien verloren.« — Aber der Versuch Lorenzos Magnifico fand kein aufrichtiges Entgegenkommen in der Seele seiner Zeitgenossen, und wenn die Macht seiner Autorität und die Ueberredungskunst seiner Worte für einen Augenblick die Hoffnung weckten, ihn verwirklicht zu sehen, so lud

doch gleich, als Lorenzo kaum in das Grab gelegt war, der grosse Verräther, Ludovico Moro, die Fremdlinge ein, nach Italien niederzusteigen. Dies kann kaum in Verwunderung setzen; äussere Auskunftsmittel genügen nicht, wo die innere Einigkeit fehlt, und diese fehlte, weil kein Ideal da war, für das ein Jeder sich verpflichtet gefühlt hätte, die eigenen Interessen und die Leidenschaften, welche einen Ausweg suchten, zu opfern. Es kann aber nichts Grosses geschehen, weder von Seiten der Fürsten, noch von der der Völker, ohne ein Ideal, sei es ein religiöses oder eins des bürgerlichen Lebens, welches die Seelen einnimmt und über die materiellen Berechnungen des augenblicklichen Nutzens empor trägt.« —

Diese schöne Bemerkung eines praktischen Staatsmanns, wie Minghetti, welche von meinem eigentlichen Gegenstand etwas abweicht, konnte ich nicht unterlassen hier einzufügen. Ich kehre nun zu demselben zurück, indem ich jener Reihe weiblicher Wesen, welche in den Künsten thätig waren, eine Gallerie von Frauenportraits aus verschiedenen Epochen hinzufüge, deren Originale Ansprüche auf das Interesse ihrer lebenden Schwestern haben, da sich in ihnen, neben der Persönlichkeit an sich, der Einfluss zeigt, welchen der vorherrschende Geist der Epoche auf die Einzelnen ausübt und wie er sich in ihnen wiederspiegelt. In Frankreich erschienen vor mehreren Jahren eine Reihe von Veröffentlichungen über das Leben hervor-

ragender Frauen aus den letzten Jahrhunderten, welche eine ungemein anziehende Lektüre bildeten. Viele dieser Bücher regten mich an, einen zusammengedrängten Bericht über die geschilderte Persönlichkeit, verbunden mit den eigenen Ansichten, zu geben und diese Berichte sind es, welche ich hier wiederhole.

Wenn es nur wenigen hervorvorragenden Intelligenzen vergönnt ist, die grossen Linien der Universalgeschichte richtig zu erkennen und in solcher Form wiederzugeben, dass uns umfassende Bilder anschaulich werden, so ist es dagegen dem geeigneten Talent leichter möglich, aus dem grossen Rahmen einzelne Gestalten hervortreten zu lassen, sie in ihrer Persönlichkeit und dem Zusammenhang mit ihrer Zeit bis zur grössten Deutlichkeit zu beleuchten und sie uns so vertraut zu machen. Und solche Arbeit ist nicht gering zu achten, denn wie viele bemerkenswerthe Gestalten, wie viel Liebenswürdiges und Gutes, wie viel Charakteristisches für eine Epoche geht uns in der Betrachtung des allgemeinen Weltlaufs sonst verloren. Ausgezeichnet sind in dieser Beziehung die Franzosen, welche mit der Vollendung künstlerischer Technik, die sie besitzen, fortwährend solche historische Portraits ausführen, für deren Aehnlichkeit die reichen Quellen der französischen Geschichte bürgen und die uns zur Bekanntschaft mit Individuen verhelfen, die wir sonst, im grossen Ganzen der Weltgeschichte, nicht gekannt oder nicht

beachtet hätten und die es doch verdienen, gekannt und geschätzt zu werden. Dahin gehört unter Anderen:

Jeanne de Pienne.

Sie war aus einer der ersten Familien Frankreichs und nach den Aufzeichnungen Brantôme's »so schön, so tugendhaft und vollkommen, wie nur irgend eine Frau in Frankreich«, und allerdings giebt das, was wir von ihrem Leben wissen, der edle Muth, den sie in den schweren Prüfungen, die ihr auferlegt wurden, bewährte, einen hohen Begriff von ihrer Persönlichkeit. Sie ist wieder ein schöner Beweis dafür, wie eine unabhängige, vornehme Seele, ebensogut im Weibe wie im Mann, inmitten der härtesten Proben standhaft bleiben und ihr Selbst retten kann vor den schlimmen Mächten, die auch gerade besonders bei Frauen ihren Einfluss üben, wie z. B. die dogmatische Kirche und ihre Diener.

Jeanne de Pienne wurde noch ganz jung als Hofdame dem Hofstaat Katharina's von Medici zugesellt. Sie hatte so häufig Gelegenheit, Franz von Montmorency, den Sohn des berühmten Connetable, zu sehen. Beide, fast noch Kinder, fassten eine zärtliche Neigung zu einander, waren aber Anfangs zu schüchtern, es sich zu gestehen. Endlich aber fasste Franz den Muth, das Schweigen zu brechen und sagte ihr einfach: «Jeanne ich liebe Sie und will Sie heirathen.«

Sie war besonnener als er und versetzte:

»Sie sind zu jung,« und als er fortfuhr zu werben, sagte sie: »Ich fürchte Ihren Vater, er wird es schlecht finden.« Aber Franz beruhigte sie und versicherte, er werde so gehorsam und geduldig im Warten sein, dass der Vater gewiss einwilligen werde.

Der Krieg gegen Karl V., der im August 1553 auf's Neue ausbrach, trennte die Liebenden. Das kaiserliche Heer hatte die Festung Therouanne in der Provence angegriffen und Franz von Montmorency wurde, nebst anderen älteren Führern, hingeschickt, sie zu vertheidigen. Der Vater und der Bruder Jeanne's fielen im Kampfe und dann auch die anderen Führer, sodass Franz von Montmorency allein das Kommando übernahm und die Festung noch acht Tage hielt. Dann aber wurde sie von den Kaiserlichen eingenommen, die meisten Einwohner wurden gemordet und die Stadt der Erde gleich gemacht. Montmorency aber fiel in die Gefangenschaft der Spanier und wurde aus einem Gefängniss in das andere geschleppt, athmete viele Monate lang keine frische Luft, bis man ihm endlich das Fenster öffnete und ihm erlaubte, neben dem Schloss, indem er gefangen sass, spazieren zu gehen. Er wurde aber stets von zehn Hellebardieren, die er selbst beköstigen musste, bewacht. Er benutzte die Zeit, um viel zu lesen und zu studiren, was er bisher, nach Art der damaligen vornehmen Herren, versäumt hatte. Es dauerte lange, bis er die Freiheit

wieder erhielt, denn das Lösegeld, welches man für ihn forderte, war seinem sparsamen Vater zu hoch. Endlich entschloss sich der König Heinrich II., es zu zahlen, und Ende August 1556 sah Franz von Montmorency Jeanne de Pienne wieder. Er hatte ihr während der drei Jahre seiner Gefangenschaft oft geschrieben, leider hatte Jeanne, nach ihrem eigenen Geständniss, diese Briefe alle verbrannt. Mehr wie je entflammte aber ihre gegenseitige Neigung nach dem Wiedersehen. Jeanne war zur liebenswerthesten Jungfrau erblüht, und der Tod ihres Vaters und Bruders war ein Band mehr, das sie an Montmorency knüpfte. Er erneuerte seine Schwüre und Versprechungen, so oft sie sich sahen, auch noch am Vorabend des Tages, der sie auf immer trennen sollte, obgleich er da schon wusste, dass ihm ein anderes Loos bestimmt war.

Der König Heinrich II. hatte nämlich beschlossen, seine Tochter Diana, Wittwe des Herzogs von Castro, mit Franz von Montmorency zu vermählen, und hatte diesen bereits mit Ehrenstellen überhäuft, um ihn dieser hohen Stellung würdig zu machen. Im Anfang Oktober 1556 wollte er sich in eigener Person nach Ecouen begeben, um diese Verbindung mit dem Connetable abzuschliessen. Ecouen gehörte nebst Chantilly dem Connetable von Montmorency und war von demselben während der Regierung Franz I., während derer die Künste in Frankreich blühten,

mit künstlerischem Sinn ausgestattet und zu einem wahren Fürstensitz umgeschaffen worden. Hier erwartete der Connetable seinen königlichen Herrn, dessen Besuch, sowie der Zweck desselben ihm angekündigt waren. Am Tag vorher aber war der Admiral Coligny, Neffe des Connetables, zum König gekommen, um ihm im Namen seines Vetters Franz von Montmorency zu melden, dass die Verbindung mit Diana unmöglich sei, da der junge Montmorency sich mit Jeanne de Pienne verlobt habe. Als der König hörte, dass der Connetable noch nichts davon wisse, übernahm er es, denselben davon in Kenntniss zu setzen. Statt der öffentlichen Anzeige der Verlobung Dianen's mit dem Sprössling der Montmorency flüsterte der König dem Connetable nur zu, sich jeder Bekanntmachung zu enthalten, bevor er mit seinem Sohn gesprochen habe. Der Connetable, bestürzt und umsonst nach der Ursache dieses Ausspruchs forschend, der seine ehrgeizigen Hoffnungen zu vernichten drohte, wurde erst, nachdem der König ihn verlassen hatte, durch eine Botschaft Coligny's von dem Vorgefallenen unterrichtet. Er liess seinen Sohn vor sich fordern, und als dieser bekannte, dass es sich um ein ernstes Eheversprechen handle, kannte sein Zorn keine Grenzen. Er drohte dem Sohn, ihn zu enterben, und entriss dem König den Befehl, Jeanne de Pienne vor Richter zu stellen, die ein junges Mädchen wohl einschüchtern

konnten. Diese Richter waren: ein Kardinal, drei Bischöfe und zwei Laien, von denen der eine der Präsident des Parlaments von Paris war. Auch waren zwei Notare da, um die Verhandlungen niederzuschreiben. Vor diesem Gerichtshof musste Jeanne in einem Saal des Louvre erscheinen. Der Kardinal von Lothringen präsidirte, und der Hass, den er im Geheimen gegen die Montmorency hegte, brach in den Fragen durch, die er an das arme Mädchen richtete und die ihr Schamgefühl auf das Tiefste verletzen mussten. Nachdem er sie nach ihrem Alter und den näheren Umständen ihres Verhältnisses zu Montmorency gefragt und von ihr die Versicherung erhalten hatte, dass nur wörtliche Versprechungen zwischen ihnen ausgetauscht worden seien, fragte er, ob sie sich auf das verlassen wolle, was Franz von Montmorency sagen werde, worauf sie, mit der vollen Zuversicht der Liebe und des Glaubens an den Geliebten, sagte, ja, sie verlasse sich darauf. Das Protokoll, das die zwei Notare aufgenommen hatten, wurde ihr vorgelesen und sie unterschrieb es.

Unmittelbar nach ihr wurde Montmorency verhört und gab Anfangs ehrlich und wahr dieselben Antworten wie Jeanne. Aber als der Kardinal ihm sagte: »Ihr habt Vater und Mutter und habt nicht das Recht, eine Heirath ohne ihre Einwilligung einzugehen«, da fiel sein Muth und er erwiderte: »Als ich diese

Thorheit beging, habe ich diese Umstände nicht alle bedacht; meine grosse Jugend damals führte mich nicht so zum Nachdenken; wenn ich es noch einmal zu thun hätte, würde ich es mir besser überlegen.«

Darauf fragte der Kardinal noch: »Wer von Euch hat zuerst von Heirath gesprochen?«

Worauf Montmorency sagte: »Ich«.

Danach versetzte der Kardinal: »Also diese vorgebliche Heirath könnte aufgelöst werden, wenn es Euer Wille wäre?«

Montmorency wurde wieder feige und sagte ja.

Auch ihm wurde das Protokoll vorgelesen und er unterschrieb es.

Dieser schmachvolle Zug von Unentschlossenheit und Schwäche findet sich im ganzen Leben Franz von Montmorency's und prägt sich deutlich auf den Bildern aus, die uns von ihm erhalten sind, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, dessen mächtiger Kopf mit dem harten Auge und dem gebieterischen Mund den Mann von eisernem Charakter zeigen, dessen starker Wille sich mit physischer Kraft einte.

Am Abend des Tages, an dem sie verhört war, wurde Jeanne in das Kloster der Filles-Dieu geführt, welches im 13. Jahrhundert gestiftet wurde und ungefähr wie das heutige St. Lazare eingerichtet war. Es war ein düsterer, gefängnissartiger Aufenthalt, in dessen Hof die zum Tod Verurtheilten geführt wurden, um vor der Hinrichtung Brod und Wein zu

empfangen. Während die unschuldige Jeanne hier eingesperrt wurde, ging der Schuldige, Franz von Montmorency, nach Rom auf Befehl seines Vaters, um vom Papst Paul IV. (Caraffa) die Auflösung des Eheversprechens zu erbitten, denn nach den Sitten der damaligen Zeit hatte nur der Papst das Recht, ein solches Versprechen zu lösen.

Paul IV. war gerade sehr verstimmt gegen den Connetable, welcher durch den Waffenstillstand von Vaucelles die Vortheile seines mit Frankreich eben abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses gegen Spanien zu nichte gemacht hatte. Zwar war durch seinen schlauen Neffen, den Cardinal Carlo Caraffa, die Sache am französischen Hofe wieder gut gemacht, allein der Papst trug es dem Cardinal doch nach. Trotzdem empfing er den jungen Montmorency anscheinend mit Wohlwollen und beauftragte zwei Cardinale, den Fall und die darauf bezüglichen Papiere zu untersuchen. Aber die Sache zog sich in die Länge, und der Connetable, tief gebeugt und schwer gereizt durch diesen unerwarteten Schlag, verlangte heftig nach einer Lösung. Auf den Rath seiner Vertrauten entschloss er sich, seinem Sohn zu schreiben, denn bisher hatte er dessen reuevolle Briefe aus Rom ohne Antwort gelassen. Ohne Rücksicht auf seines Sohnes Ehre und dessen Zartgefühl schrieb er in solcher Weise, dass er Jeanne de Pienne unwiderruflich dadurch in die Falle lockte:

»Ich habe gehört, dass Gott Dir die Gnade erwiesen hat, dass Du Dein grosses Vergehen erkannt und den Entschluss gefasst hast, auf den guten Weg des kindlichen Gehorsams zurückzukehren, worüber ich sehr froh bin, da ich denke, dass diese Einsicht Dich dazu führen wird, worauf sie zielt, nämlich Dich aus dem Labyrinth zu retten, in das Du Dich verirrt hast. Da Du meine Verzeihung wünschest, zeig es mir durch die That und sende, sobald Du dieses Schreiben erhalten hast, la Porte zu dem Fräulein mit einem Brief von Dir, durch den Du ihr kund giebst, dass, nachdem Du den Irrthum erkannt, den Du ohne zu überlegen begangen hättest, Du es dem heiligen Vater offenbart und seine Vergebung erfleht habest; dass er sie Dir in seiner Güte und Gnade auch ertheilt und Dich, so viel als nöthig, dispensirt habe. Davon wolltest Du sie benachrichtigen und sie bitten, dass, so wie Du Dich lossagtest von Allem, was Du ihr etwa versprochen hättest für die Heirath, zwischen Euch Beiden und sie nun verliessest, so solle auch sie dasselbe thun mit Dir, der Du entschlossen seiest, nie wieder nähere Gemeinschaft mit ihr zu haben. Wenn Du das thust, so wirst du Gott und Deiner Pflicht genügen und mir Gelegenheit geben, das Böse, den Verdruss und die Beleidigung zu vergessen, welche Du mir zugefügt hast.«

Franz von Montmorency scheute sich nicht, aus kindlichem Gehorsam und feiger

Schwäche, eine so unwürdige, verächtliche Handlung zu begehen. Sein Begleiter la Porte eilte nach Paris, erbat sich zwei Zeugen und zwei Notare und, versehen mit einer Erlaubniss Heinrich II., begab er sich mit denselben in das Kloster der Filles Dieu und verlangte Mademoiselle de Pienne zu sehen. Die Priorin, welche die Herren empfangen hatte, befahl, das Fräulein herbei zu führen. Jeanne erschien in der düsteren Tracht der Pensionärinnen des Klosters, ruhig, würdig und gefasst. La Porte gab ihr den Brief Montmorency's und bat sie, denselben in Gegenwart der vielen Zeugen laut und deutlich vorzulesen. Sie that es mit bewunderungswürdiger Festigkeit, obgleich jedes Wort wie ein Messer in ihr Herz schnitt. Dieses unwürdige Dokument lautete wie folgt:

»Fräulein, da ich den Irrthum erkannt habe, welchen ich, ohne zu überlegen, beging (er kopirte die Ausdrücke aus seines Vaters Brief) und es mir leid ist, Gott, den König, den Herrn Connetable und die Frau Connetable beleidigt zu haben, so habe ich dem heiligen Vater bekannt gemacht, wie sich die Sachen zwischen uns zugetragen haben und habe die Vergebung Seiner Heiligkeit erfleht. Er hat sie mir in seiner Güte und Gnade ertheilt und mich, so weit es nöthig war, dispensirt, um mich in meine frühere Freiheit zurück zu versetzen, wovon ich Sie in Kenntniss setzen wollte. Um uns Beide aus dem Unglück

und den Drangsalen, in denen wir uns befinden, zu befreien, entsage ich mich aller Worte und Heirathsversprechungen, die zwischen uns gewechselt sind, von denen wir durch den besagten Dispens entbunden sind und von denen ich Sie lossage, indem ich Sie bitte, dasselbe in Bezug meiner zu thun und einen andern Entschluss für Ihr Wohl zu fassen, so wie es Ihnen gut scheinen mag. Ich bin entschlossen, nie mehr, weder eine allgemeine noch eine besondere Gemeinschaft und ein Einverständniss mit Ihnen zu haben. Nicht etwa, weil ich Sie nicht für ein verständiges und tugendhaftes Fräulein und von guter Art hielte, aber um meiner Pflicht zu genügen und um das Unglück und die Ungelegenheiten zu vermeiden, die uns daraus kommen könnten, besonders aber, um Ihre Majestät und den Genannten, Herr und Herrin, die Möglichkeit zu geben, die Beleidigung zu vergessen, die ich Ihnen zugefügt habe, um dieselbe gut zu machen und mich ihres Wohlwollens würdig zu zeigen und dem zu genügen, was ich ihnen schuldig bin nach dem Gebote Gottes, den ich anflehe, Sie, Fräulein de Pienne, in seiner heiligen und gnädigen Obhut zu behalten.«

Jeanne las diesen nichtswürdigen Brief standhaft bis zu Ende und die Notare lasen in einer genauen Kopie nach, ob sie auch nichts auslasse. Kaum hatte sie geendet, so wiederholte la Porte noch einmal mit Nach-

druck, dass Montmorency, da sie nicht so weit mit einander gegangen wären, dass die Sache nicht mehr gut zu machen sei, die Verzeihung des Papstes erbeten und erhalten habe und sie nun von jedem bindenden Wort lossage und sie bitten lasse, zu erklären, dass sie das Gleiche mit ihm thue.

Bis dahin hatte Jeanne ihre Fassung bewahrt; diese Rohheit war aber zu viel; sie brach in Thränen aus und sagte schluchzend: »Es ist mir lieber, mein Herr, dass dieser Bruch von dem Herrn von Montmorency kommt, als von mir. Er beweist durch den Vorschlag, den Sie mir in seinem Namen machen, dass er weniger Herz hat, als eine Frau. Das ist nicht mehr dasselbe, was er mir so oft wiederholt hat, dass er eher das Leben lassen würde, als seine Gesinnung ändern. Er hat mich bitter enttäuscht, und ich sehe wohl, dass er es vorzieht, reich als ein guter Mensch zu sein.« »Mein Fräulein,« versetzte la Porte, »Herr von Montmorency hält Sie für tugendhaft, wie er Ihnen schreibt. Er verletzt seine Ehre nicht, wenn er Sie verlässt. Es ist für Sie Beide vortheilhafter, durch den Dispens des heiligen Vaters in Ihre frühere Freiheit zurückversetzt zu sein und das Wohlwollen Ihrer Eltern wieder zu erlangen. Sehen Sie doch gefälligst zu, mir eine Antwort zu geben.«

»Ach, welche Antwort wollen Sie, mein Herr, dass ich Ihnen gebe? Hat Herr von

Montmorency wirklich das Herz gehabt, mir einen solchen Brief zu schreiben?« erwiderte Jeanne in tiefem Schmerz.

»Mein Fräulein,« hub la Porte wieder an, »durch den Brief, den Sie gelesen haben, erlässt Herr von Montmorency Ihnen das Heirathsversprechen, das zwischen Ihnen gewechselt gewesen sein mag; erlassen Sie es ihm von Ihrer Seite?«

»Ja,« sagte Jeanne, »da es der Wille des Herrn von Montmorency ist, das Heirathsversprechen, das er mir gegeben hat, zurückzunehmen, so kann und will ich ihn nicht hindern, zu thun, was ihm gefällt.«

La Porte war noch nicht zufrieden mit dieser Antwort und versetzte, indem er wieder auf den lügnerisch vorgeschobenen Dispens zurückkam: »Herr von Montmorency bittet Sie, wie er es Ihnen geschrieben hat, ihn zu entlassen, wie er Sie entlässt.«

Jeanne, als sie sah, dass es keinen Ausweg für sie aus diesem ungleichen Kampfe gab, und wohl ahnend, dass ein Betrug mit ihr vorgenommen würde, erhob sich zu ihrer natürlichen Rechtschaffenheit und Würde und sagte voll Hoheit: »Nun wohl, mein Herr von la Porte, da Herr von Montmorency mich also des Heirathsversprechens, das zwischen uns gemacht wurde, entlässt, so möchte ich nach dem, was er mir geschrieben hat, und wäre er der Sohn des Königs oder sonst ein Prinz, ihn nicht heirathen und entlasse ihn.

Bei alledem muss ich erstaunen über die Art, mit der er mir schreibt, und kann es nicht glauben, dass er es geschrieben hat, da er mir in einer ganz anderen Sprache und einem anderen Styl zu schreiben gewohnt war.«

»Ich habe ihn diesen Brief vor meinen Augen schreiben sehen«, versetzte la Porte.

»Wohl, das glaube ich Ihnen, denn ich kenne seine Schrift,« erwiderte Jeanne. »Ich wollte nur sagen, dass Herr von Montmorency mir in diesem Brief Dinge sagt, die weit von denen entfernt sind, welche er die Gewohnheit hatte, mir zu sagen.«

Das Protokoll, in welchem man die Erwähnung des Dispenses, der nie gegeben worden war, ausgelassen hatte, wurde von Jeanne ohne Weiteres unterzeichnet. Darauf sagte sie mit ruhiger Würde: »Herr von la Porte, machen Sie meine demüthigen Empfehlungen an Herrn von Montmorency und Herrn von Damville (den Begleiter Montmorency's), und da Sie mich haben weinen sehen, so bitte ich Sie, Herrn von Montmorency zu sagen, dass dies nicht aus Schmerz um ihn war. Da es sein Wille ist, was er mir geschrieben hat, so werde ich ihn nicht gegen seinen Willen zurückhalten.« Darauf grüsste sie die Versammlung hoheitsvoll und verliess sie. Sie hatte aber noch einmal die Qual durchzumachen, indem la Porte eine authentische Copie des Protokolls verlangte, die nur gültig war, wenn sie vor

Jeanne und denselben Zeugen gelesen worden war. So musste die Arme das abscheuliche Protokoll noch einmal lesen hören und unterzeichnen.

La Porte kehrte nach Rom zurück, nicht bloss mit diesem Dokument, sondern auch mit einem harten Gesetz gegen die heimlichen Ehen, welches der Connetable vom König Heinrich II. erbeten hatte. Franz von Montmorency kehrte zur selben Zeit nach Rom zurück, da er, müde der langen Unthätigkeit und der verzögerten Ausfertigung des Dispenses, inzwischen sich dem Marschall Strozzi angeschlossen und die Belagerung von Ostia mitgemacht hatte. Noch immer aber gelangte er nicht an das Ziel, obgleich viele Herren und Prälaten sich für ihn bei dem einflussreichen Cardinal Carafa, dem Neffen des Papstes, verwendet hatten, er auch selbst mehr als einmal den Papst um Beschleunigung der Ertheilung des Dispenses bat. Die Sache kam nicht vorwärts, und man weiss nicht, ob Intriguen der Carafa und der Guise, die den Montmorencys feindlich waren, daran Schuld hatten oder ob das nichtswürdige Verfahren gegen Jeanne de Pienne dieser das Interesse des Papstes gewonnen hatte. Nach der Allokution, welche dieser an die zur Entscheidung der Frage berufenen Prälaten hielt, sollte man das letztere glauben. Hätte man es beweisen können, dass die Ehe wirklich vollzogen gewesen sei, so würde sie für unauflöslich er-

klärt worden sein. Allerdings hatte der spanische Gesandte seinem König geschrieben, sie sei vollzogen worden, aber er war ein verdächtiger Zeuge, da er ein Feind des französischen Hofes war. Es logen überhaupt Alle in dieser traurigen Geschichte, nur Jeanne blieb immer wahr und edel, das unschuldige Opfer männlichen Ehrgeizes und männlicher Schwäche.

Die zur Entscheidung berufene Versammlung trennte sich, ohne einen Beschluss gefasst zu haben, und es war offenbar, dass der Papst abgeneigt war, den Dispens zu ertheilen, und dass bei einer nochmaligen Versammlung eine ungünstige Entscheidung gefällt werden würde. Montmorency versammelte daher seine Anhänger unter den hohen Prälaten und vornehmen Herren zu einem Gastmahl, setzte mit ihrem Rath einen Protest gegen die vermuthliche Entscheidung auf und führte an, dass man ihn vier Monate lang hingehalten habe, dass der Papst sichtlich zur Gegenpartei neige und dass er sich daher das Recht vorbehalte, sich zu verheirathen, wie es ihm gefalle. Er rechnete dabei auf das Edikt des Königs, welches ihm die Hülfe Roms überflüssig machte, und kehrte nach Frankreich zurück. Augenzeugen berichten, dass er von seinem Vater und vom König auf's beste empfangen wurde, natürlich, da er ein Sclave geworden war. Er benahm sich als gehorsamer Sohn und gefügiger Unterthan und verliebte sich pflichtschuldigst in Diana del Castro. Zugleich hiess es, dass

die arme Gefangene endlich in Freiheit gesetzt werden solle.

Indess waren doch noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben, denn es war bekannt, dass Franz nur wegen des Dispenses nach Rom gegangen war und ihn nicht erhalten hatte. Wie konnte man nun die gewollte Heirath vollziehen, da man denselben vorher für unentbehrlich gehalten hatte? Indess in den oberen Regionen gibt es immer eine Uebereinkunft mit dem Himmel, und Rathgeber der Art fanden einen Ausweg, der des früheren Verfahrens würdig war. Es wurde eine neue Versammlung zusammenberufen von Leuten, deren Gefälligkeit im voraus gesichert war. Montmorency erschien vor ihnen und erstattete einen Bericht über seine Beziehungen zu Jeanne de Pienne, worin er die Thatsachen so darzustellen wusste, dass die Lösung des Eheversprechens als eine einfache, natürliche Sache erschien. Und als er erklären sollte, warum er doch wegen des Dispenses nach Rom gegangen sei, sagte er: »Das geschah nur, damit ich nicht nöthig hätte, zu gestehen, dass ich mehr zu verstehen gegeben hatte, als ich wirklich meinte. Uebrigens konnte ich auch keine abschlägige Antwort erwarten; die Vorgänger des heiligen Vaters haben oft Andern, die kein grösseres Ansehen hatten als ich, den Dispens ertheilt. Als ich aber sah, wie die Sache sich in die Länge zog und wie sie geführt wurde, kam ich zurück,

um dem König und dem Connetable die Wahrheit der Thatsache zu erklären.«

Zu dieser unwahren Erklärung fügte er noch andere Lügen hinzu, indem er vorgab, dass er auf Befehl des Königs wegen kriegerischer Angelegenheiten nach Rom habe gehen müssen und dergleichen mehr.

Der König und der Connetable nahmen diese schamlose Aussage an, und bald darauf wurde die Vermählung von Franz von Montmorency und Diana von Frankreich mit ausserordentlichem Glanz und Pomp gefeiert. Aber es ruhte kein Segen auf dieser Verbindung, die durch Verrath und Lüge zu Stande gebracht war. Das einzige, lebend zur Welt gekommene Kind dieser Verbindung starb gleich nach der Geburt, und Alle, welche Montmorency als Helfer in dieser unwürdigen Sache beigestanden hatten, wurden von schweren Schicksalen heimgesucht. Drei Monate nach der Hochzeit seines Sohnes wurde der alte Connetable bei St. Quentin besiegt und gefangen genommen. Er erlangte erst die Freiheit wieder nach dem Frieden von Cambrai, welcher Frankreich der Städte in Piemont verlustig machte und ihm auch Calais gekostet haben würde, wenn Katharina von Medicis es nicht verhindert hätte, indem sie es den Engländern entzog als Strafe für ihren Treubruch, dass sie den Hâvre in vollem Frieden besetzten. Heinrich II. starb durch die Lanze Montgommery's, der Cardinal Carafa wurde

auf Befehl Pius IV., den er zum Papst gemacht hatte, im Gefängnis erdrosselt und als er schon den Strick um den Hals hatte, rief er: »Ich muss sterben? Oh Pius! Oh Philipp!« Wahrscheinlich kam ihm in diesem letzten Moment das volle Bewusstsein, dass trotz seiner eigenen Schlechtigkeit es doch noch zwei Schlechtere über ihm gab: König und Papst. Der Erzbischof von Viennes, Marillac, einer der Richter Jeanne's, wurde später, calvinistischer Tendenzen angeklagt, nach Rom vorgeladen.

Der Schuldigste von Allen aber, Montmorency, gestraft in seinen Kindern, krank an Leib und Seele und wohl von zu später Reue ergriffen, wandte sich noch einmal nach Rom und erbat sich Absolution vom Papst Pius IV., welche dieser, nachsichtiger als Paul IV., ihm auch gewährte.

Jeannne de Pienne wurde, nach der Hochzeit Montmorency's, aus dem Kloster entlassen. Sie allein war rein und edel aus dem ungerechten, hässlichen Kampf hervorgegangen, als ein liebenswürdiges Beispiel, wie reine Frauentugend selbst der vereinigten Uebermacht männlicher Treulosigkeit und schmählicher Unwahrheit widerstehen und die sittliche Hoheit der Persönlichkeit retten kann. Nach der Thronbesteigung Franz II. wurden die Montmorency zurückgesetzt und die Guise bevorzugt; Jeanne wurde an den Hof zurückgerufen als Ehrendame von Maria

Stuart. Sie war erst 24 Jahre alt, stand in vollem Glanze ihrer Schönheit und war durch ihr Schicksal und ihr würdevolles Betragen von einer Art Nimbus umgeben. Zahlreiche Anbeter umringten sie, aber die Wunde ihres Herzens war noch nicht geheilt und sie blieb gleichgültig gegen alle Bewerber. Als Maria Stuart nach dem Tod des Königs nach Schottland zurückging, wurde sie auf's Neue Ehrendame bei Katharina von Medicis und folgte derselben zu der Belagerung des Hâvre, wohin die Königin ging, um den Muth der Armee zu befeuern. Hier reichte sie endlich, vielleicht auf den Wunsch der Königin, dem Baron d'Allyye, den diese sehr schätzte, ihre Hand. Aber ihre Ehe war auch nicht glücklich, sie hatte keine Kinder, und ihr Mann starb nach wenigen Jahren. Es ist unbekannt, was danach aus ihr wurde. Sie verschwand wie ein schöner, hellleuchtender Stern, hinter Wolken grösserer Geschicke, in denen viele vielleicht gewaltigere, aber sicher keine reineren und liebenswürdigeren Persönlichkeiten erschienen, als Jeanne de Pienne; und Manche von denen, welche im Stillen für sie geseufzt hatten, mochten nach ihrem Verschwinden sich der rührenden Klage erinnern, die sie verfasst hatte, als Montmorency zur Vertheidigung von Therouanne fortging:

»Mon bel amy, vous souvienne
De Pienne
Quand vous serez par dela!«

Es hatte mich oft gewundert, dass sich noch kein Dichter dieses hoch dramatischen Stoffes bemächtigt hatte. Welch eine Anzahl bedeutender historischer Persönlichkeiten wären dabei vorzuführen, wie der Connetable von Montmorency, König Heinrich II, Katharina von Medicis, Cardinal Carafa etc., und wo fände man zur Heldin eine zartere, anziehendere weibliche Gestalt, als Jeanne de Pienne, deren tragisches Schicksal auch tragisch enden könnte, da es geschichtlich unbekannt ist. Und welch ein anschauliches Bild würde es geben von den Sitten jener Zeit, wo ein Eheversprechen, von jugendlicher Neigung ausgesprochen, in den Händen der Mächtigen Anlass wurde zu Intriguen, Ungerechtigkeiten, schamlosen Lügen, die über das Schicksal von zwei jungen Herzen entschieden und ein unschuldiges edles Mädchen einer so harten, demüthigenden Behandlung unterwarfen.

Auf meine Veranlassung hat es endlich ein hochbegabter, junger französischer Dramatiker, Mr. Rolland, übernommen, dem prächtigen Stoff Gestalt für die Bühne zu geben. Leider haben seine schönen dramatischen Dichtungen bis jetzt in Frankreich noch nicht die Würdigung gefunden, die ihnen gebührt, weil er ein zu ächter, vornehm denkender Künstler ist, um sich dem corrupten, seichten, frivolen Geschmack, der heute auf den französischen Bühnen herrscht, unterzuordnen. In guter Uebersetzung würden diese hervorragenden

Schöpfungen vielleicht viel eher auf deutschen Bühnen Anklang finden. — — — —

Ich springe nun aus dem sechszehnten in das siebzehnte Jahrhundert über, um einer Frau zu gedenken, deren Name wohl Niemandem in der gebildeten Welt heutzutage unbekannt ist, deren nähere Lebensgeschichte aber in kurzer Zusammenfassung vielleicht Vielen willkommen sein dürfte, da sie zu den bedeutendsten weiblichen Erscheinungen ihrer Zeit und ihrer Umgebung gehört. Diese Frau ist

Madame de Sévigné.

Marie de Rabutin-Chantal, aus einer grossen Familie der Bourgogne, war 1626 geboren und wurde schon im siebenten Jahre eine Waise. Im achtzehnten Jahre heirathete sie einen Edelmann aus der Bretagne, den Marquis von Sévigné, der ein schöner ritterlicher Cavalier war und mit dem sie die erste Zeit ihrer Ehe in glücklicher Einsamkeit auf seinem Schloss in der Bretagne verlebte. Ihr Glück dauerte aber nicht lange, denn der Marquis erwies sich als ein ungetreuer Ehemann und vergeudete das Vermögen seiner Frau in der Befriedigung seiner Thorheiten. Es kam dahin, dass sie ihn nicht mehr achten konnte, und nach sieben Jahren starb er in einem Duell wegen einer seiner Maitressen. Die junge Wittwe blieb mit zwei Kindern zurück; der Sohn wurde ein Mann von Geist und ein braver Soldat, schied aber früh aus dem Dienst und liess sich in der Bretagne

nieder. Die Tochter verheirathete sich 1669 mit dem Grafen de Grignan, welcher Generallieutenant in der Provence war. Derselbe hatte bereits zwei Frauen gehabt; es war aber in den Sitten der Zeit, dass verwittwete Männer sowohl wie Frauen sich rasch wieder verheiratheten. Ein Beispiel hiervon war der Prinz von Guémené, der nach dem Tod einer heiss geliebten Frau in tiefen Schmerz versenkt war, aber nach drei Monaten plötzlich wieder verheirathet erschien.

Die Gräfin de Grignan lebte in der Provence auf dem Schlosse ihres Gatten, und das Leben ihrer Mutter concentrirte sich nun auf den Verkehr mit der Tochter, sowohl durch Besuche, welche sie ihr machte, als durch die Briefe, die sie ihr schrieb und welche ihren Weltruf begründeten. Vielleicht hätte aber die ausschliesliche Liebe, die sie ihren Kindern widmete, doch allein nicht hingereicht, sie von einer zweiten Heirath zurückzuhalten, oder sie vor den Gefahren zu schützen, die einer noch so jungen anmuthigen Wittwe in einer Gesellschaft drohten, deren Sitten nichts weniger als streng waren, hätte sie das Bedürfnis einer zweiten Neigung gefühlt. Sie war doch kaum 27 Jahre alt, als sie nach ihrer ersten Trauerzeit in die Welt zurückkehrte, und man fand sie noch reizender als zuvor, denn obgleich sie keine regelmässigen Züge hatte, so besass sie jene Anmuth, die oft mehr fesselt und entzückt, als regelmässige Schönheit. Auf

ihrem Antlitz war die Frische, »die man nur beim Sonnenaufgang auf den schönsten Rosen des Frühlings sieht« und in ihren feurigen Augen las man die Lebhaftigkeit ihres Intellects und die Güte ihres Herzens. Wenn man sie reden hörte, vergass man, ihre Züge einzeln zu kritisiren und stimmte ihrer Freundin, Madame de Lafayette, bei, die sagte: »Wenn man Ihnen zuhört, sieht man nicht mehr, ob Ihre Züge regelmässig sind, man findet Sie die vollkommenste Schönheit der Welt.«

Dass eine solche Frau in der galanten Gesellschaft ihrer Zeit alsbald von einer Menge Anbeter und Bewerber umringt sein würde, war natürlich; und es fanden sich unter denselben die ausgezeichnetsten Cavaliere des Hofes und die grössten Namen Frankreichs. Ihr Vetter Bussy-Rabutin hätte sie heirathen sollen, ehe sie Marquise de Sévigné wurde, aber er fand sie »ein wenig zu unbesonnen in ihren Manieren«. Sie hatte ihre Mutter so früh verloren und ihr Onkel und Vormund, der gute Abbé de Coulanges, der ihr Vermögen vortrefflich verwaltete, konnte sie die Feinheiten des Umgangs nicht lehren, die nur eine edel gebildete Frau ganz versteht. Ausserdem verbrachte sie auch ihre Jugend schon in jener Gesellschaft, in welcher illegale Verhältnisse für Niemanden ein Geheimniss waren und ohne Rückhalt besprochen wurden; es ist daher anzunehmen, dass ihr bei ihrer grossen

Beobachtungsgabe kaum etwas entging, was man auch nur mit halben Worten andeutete, und dass sie bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes wohl selten das scharf treffende Wort, den Spott und rügenden Witz zurückhalten konnte, zu denen sie der Reiz der Unterhaltung hinriss. Hatte dies bei dem jungen Mädchen vielleicht eine zu grosse Freiheit und Sicherheit in der Unterhaltung geschienen, so war es bei der Frau nur ein Anziehungspunkt mehr. Wenn sie aber trotzdem den Bewerbungen der vornehmsten Cavaliere kein Gehör gab und in der Gesellschaft, in der sie lebte und sich wohl fühlte, so untadelhaft blieb, dass auch Spötter wie Bussy u. A. nichts gegen sie sagen konnten, so darf man annehmen, dass ihr Temperament nicht ohne Antheil an ihrer Tugend gewesen ist. Bussy hatte jedoch Unrecht, indem er behauptete, dass all ihre Wärme nur im Intellect gewesen sei. Sie hat viel, tief und wahrhaft geliebt, aber in jener ruhigen zärtlichen Weise, die mehr an Freundschaft erinnert, als an Liebe. Sie hatte schon in früher Jugend sich Freunde erworben, die ihr treu blieben bis an den Tod. Die Erklärungen ihrer Verehrer hörte sie nicht ungern, aber sie täuschte sie nie und liess sie stets offen wissen, bis wohin sie gehen durften; die zu weit gehen wollten, hielt sie geschickt durch ein Lächeln zurück, und wenn sie verzweifeln wollten, beruhigte sie ein mildes, freundliches Wort. So unterhielt sie, inner-

halb dieser Grenzen, mittelst so liebenswürdiger Kunst des Lebens, die wärmsten, innigsten und dauerhaftesten Zuneigungen, und gewiss haben wenige Menschen so viele wahre Freunde gehabt, wie die Sévigné. Sie war oft selbst erstaunt darüber, aber es war doch einfach die Folge davon, dass sie selbst so gut und liebevoll für Andere war und man ihr nur zurück gab, was sie selbst gegeben hatte. La Rochefoucauld, einer von denen, die sie am besten gekannt haben, sagte von ihr, dass sie sein Ideal der Freundschaft in jeder Hinsicht verwirkliche. Auch ihre Briefe geben davon Zeugniss, wie gut, nachsichtig und wohlwollend sie war, denn es findet sich darin fast nie ein hartes Urtheil oder eines von jenen bitteren Worten, die uns der Augenblick entreisst und die wir, kaum ausgesprochen, gern zurücknehmen möchten, und doch wäre es so leicht möglich, ja natürlich gewesen, dass sie sich hätte gehen lassen in einer so intimen Correspondenz mit Leuten, deren Diskretion sie sicher war. Sie war zu geistvoll, um die Fehler und Schwächen ihrer Freunde nicht zu sehen, sie verstand es, die Dummen und Aufdringlichen, welche sie langweilten, zurechtzuweisen, sie erzählte ihrer Tochter amüsante Geschichten, die sie mit ihrer fesselnden Lebhaftigkeit vortrug, aber im ersteren Falle blieb sie nachsichtig und in den folgenden fein maliziös, doch ohne Bosheit. Sie sah die Menschen von ihrer guten Seite

und die Welt in ihrer Schönheit an. Es kam hie und da vor, dass sie unwillig wurde über den Optimismus Anderer, so z. B. eines Tages über Mallebranche, so dass sie ausrief: »Ich möchte mich gern bei Vater Mallebranche über die Mäuse beklagen, die hier alles zernagen; ist das etwa in der Ordnung, guten Zucker, Früchte, Compott? Und war das voriges Jahr in der Ordnung, dass hässliche Raupen alle Blätter unseres Waldes und Gartens und alle Erdfrüchte frassen? Und gehörte es sich, dass dem Pater Pajen, der friedlich nach Hause ging, der Kopf eingeschlagen wurde?« Doch solche momentane Verstimmungen dauerten nicht lange, und sie fand, dass die Welt viel besser sei, als man es gewöhnlich sagte. Sie brachte Heiterkeit und Harmonie, wohin sie kam, und gegen das Ende ihres Lebens sagte sie einmal zu ihrer Tochter, nachdem sie einiger trüber Momente in der Vergangenheit gedacht hatte: »Findest Du nicht, dass mein Leben glücklich genug gewesen ist? Ich bin zufrieden«.

Es war natürlich, dass eine so liebenswürdige Natur viel und treu geliebt wurde umsomehr, da sie nicht nur eine treue Freundin im Glück war, sondern sich ihren Freunden im Unglück noch viel grossmüthiger und aufopfernder erwies. Die überströmende heisse Liebe, welche sie für ihre Tochter hegte, ist weltbekannt, aber es ist sonderbar, dass sie

diese Tochter soviel mehr liebte wie ihren Sohn Charles, obgleich derselbe der beste, rechtschaffenste Mensch von der Welt war, seiner Mutter, die er anbetete, nie ernsten Kummer machte und ihr Zusammensein durch Geist, Geschmack und Liebenswürdigkeit verschönte. Sie liebte auch ihn, aber die Tochter mehr, trotzdem dass, wie es nach allen Zeugnissen scheint, deren Character nichts weniger als angenehm und fehlerfrei war. Bussy sagte von ihr: »Sie hat Geist, aber eine bittere, unausstehliche Art von Geist.« Sie wird sich ebenso viele Feinde machen, wie ihre Mutter sich Freunde und Verehrer gemacht hat.«

Es ist gewiss, dass Mutter und Tochter sehr verschieden waren, und vielleicht hatte das Uebermass von demonstrativer mütterlicher Liebe etwas mit Schuld, dass die Tochter, die von Natur schüchtern war, in Gegenwart der Mutter noch schüchterner und gedrückter wurde und diese Liebe nicht ganz zu erwidern schien. »Es giebt Menschen,« schrieb ihr die Mutter einmal, »die sagen und mich haben glauben machen wollen, dass das Uebermass meiner Freundschaft Dir lästig wäre. Ich weiss nicht, liebes Kind, ob dies wahr ist, ich kann nur sagen, dass ich Dir gewiss nichts Unangenehmes bereiten möchte. Ich gestehe ein, dass ich meiner Zuneigung nachgegeben habe, um Dich so viel als möglich zu sehen, weil ich nicht genug Gewalt über mich hatte, um mir diese Freude zu versagen, aber ich

hoffe doch, Dir nicht beschwerlich gewesen zu sein.«

Vielleicht war sie es aber doch, ohne es zu wissen. Pascal hat gesagt, dass man Geschicklichkeit haben muss, wenn man liebt, d. h. mit anderen Worten, man muss auch in der Liebe die hohe Kunst des Lebens haben, die durch edles Mass den tiefsten Gefühlen die Schönheit des Ausdrucks verleiht. Im Winter 1676 kam Frau von Grignan nach zweijähriger Abwesenheit nach Paris, um ihre Mutter zu besuchen, Beide waren aber gerade leidend und eine Jede war besorgt für die Andere, so dass sie sich gegenseitig durch übertriebene Aengstlichkeit quälten und sich kränker machten, indem sie sich die Ruhe des Gemüths nahmen, die eine Bedingung der Genesung ist. Charles de Sévigné, auch krank an einer im Kriege erhaltenen Wunde, gab seiner Schwester in seiner liebenswürdigen Art eine kleine Lehre, indem er ihr erzählte, wie die Mutter und er sich pflegten: »Wir behüten uns gegenseitig, indem wir uns eine ehrliche Freiheit lassen, ohne kleine Frauenmittelchen; geht es Dir gut, meine liebe Mama? Ich bin hoch erfreut darüber. — Hast Du diese Nacht gut geschlafen? Wie steht es mit dem Kopf? Geh etwas in die Luft, in die Tuilerien spazieren. Uebrigens Du bist garnicht unwohl, ich hänge Dir den Zügel über den Hals. Willst Du Erdbeeren essen oder Thee trinken? Adieu, Mama, ich

habe Schmerzen am Fuss; Du wirst mir erlauben, bitte, von Mittag bis drei Uhr bei Dir zu sein, nachher: vogue la galère. Siehst Du, kleine Schwester, so machen es vernünftige Leute.»

Aber Mutter und Tochter waren nicht vernünftig, und die gegenseitigen Quälereien wurden so arg, dass das Zusammenleben unmöglich wurde und dass Frau von Grignan erst wieder gesund wurde, als sie in der Provence zurück war. Sie liebte ihre Mutter aber dennoch wahrhaft, nur in anderer Art als diese sie. Während 25 Jahre hat sie nie versäumt, zwei Mal in der Woche unendlich lange Briefe an die Mutter zu schreiben, die voll von Ausbrüchen wahrer Liebe sein mussten, da die anspruchsvolle Zärtlichkeit der Mutter dadurch befriedigt wurde. Die Persönlichkeit, welche nach den Kindern der Sévigné am nächsten stand, war ihr Vetter Bussy-Rabutin. Er ist eine der sonderbarsten Gestalten des XVII. Jahrhunderts, hatte sich schon mit sechzehn Jahren als Soldat durch seine Tapferkeit bekannt gemacht, hatte Duelle und alle Arten von Abenteuern und wär noch mehr, als alle Andern, davon überzeugt, dass er den Gipfel des Glücks ersteigen werde. In jeder Weise suchte er die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen, eignete sich die Laster und die Vorzüge an, die gerade Mode waren, überraschte, erstaunte und, wenn nöthig,

scandalisierte die Welt, nur um die Menschen zu zwingen, von ihm zu sprechen und, da die Litteratur bereits eine Macht geworden war und die öffentliche Meinung beherrschte, so fing er an, Verse zu machen, und strebte danach, eine litterarische Berühmtheit zu werden. Aber das wurde sein Verderben. Er schrieb ein Buch, »Die Liebesgeschichte der Gallier«, worin er die ersten Personen des Landes auf das Boshafteste behandelte und bloss stellte. Der Zorn seiner Opfer brachte ihn dreizehn Monate lang in die Bastille, dann in das Exil auf seine Güter, von wo er erst nach 17 Jahren nach Paris zurückkehren durfte. Er hatte in jenem Buch auch selbst seine Cousine nicht verschont und diese zürnte ihm sehr, als sie Bemerkungen über sich gedruckt in aller Leute Hände sah. Sie verzieh ihm aber endlich und fing die Correspondenz mit ihm wieder an, die sie bis an ihr Lebensende unterhielt. Sie gab ihm Nachrichten über das Leben in Paris und am Hofe, von wo ihn seine zu grosse Bosheit entfernt hatte und nach welchem er sich doch immer zurück sehnte, da er für den Zauber der Natur und die Schönheit des Landlebens nicht den mindesten Sinn hatte. Sie schrieb ihm gern, denn sein Witz regte sie an, aber sie hatte doch Freunde, welche sie mehr liebte als ihn und denen sie innigeres Vertrauen bewies. Zu diesen gehörten vor Allen Madame de Lafayette, la Rochefoucauld und Herr

und Madame de Coulanges. Bei dem Tod der Ersten im Jahr 1693 sagte die Sévigné, ihre Freundschaft habe 40 Jahre gedauert. Madame de Lafayette war schon Wittwe, als der Briefwechsel der Sévigné mit ihrer Tochter begann; sie hatte mit dem Herzog von Rochefoucauld ein inniges Herzensbündniss geschlossen, das in der Gesellschaft viel von sich reden machte und von dem der immer maliziöse Bussy behauptete, es sei mehr als blosse Freundschaft, was von Andern aber widersprochen wurde. La Rochefoucauld war, als er die Lafayette kennen lernte, bereits 52 Jahr alt und sicher durch Temperament und Lebenserfahrungen nur noch einer jener ruhigen, vernünftigen Neigungen fähig, die keine Stürme mehr kennen und dem milden Sonnenuntergang eines schönen Herbsttags gleichen. »Nichts kann die Stärke eines solchen Bundes übertreffen,« sagte die Sévigné von demselben. Auch die Lafayette, obgleich erst 32 Jahre alt, als sie diesen Bund einging, war schon eine reife, verständige Frau und mehr durch den Geist als das Herz gefesselt. Dieses ruhige, innige Band verschönte aber die letzte Hälfte von Beider Leben, und Madame de Lafayette gebrauchte ihren grossen Einfluss auf ihn, um den erbitterten Moralisten, der eben die »Maximes« geschrieben hatte, mit der Menschheit zu versöhnen und mildernd auf seine Ansichten einzuwirken. Viele meinten sogar, er

habe mit an dem Roman, »Die Prinzess von Cleve«, gearbeitet, den die Lafayette unter einem Pseudonym herausgab und in welchem man die Stimmung einer harmonisch erfüllten Existenz fühlt, die mit liebevoller Theilnahme auf die Zerstörungen der Leidenschaft blickt, und die lichte Atmosphäre, in der sie selbst athmet, auch über die Träume ihrer Phantasie verbreitet. Als Beide, bejahrt und leidend, nur noch inniger zu gegenseitigem Trost und Frieden verbunden waren, sagte die Sévigné, die sie noch öfter sah wie zuvor, seitdem sie einsamer und trauriger waren, dass nichts mit dem gegenseitigen Vertrauen und der Schönheit einer solchen Freundschaft verglichen werden könne.

Sehr verschieden von diesen ernsten, strengen Menschen waren die anderen nahen Freunde der Sévigné, Herr und Frau von Coulanges, sie waren die Liebenswürdigkeit, das Leben und die Heiterkeit selbst; ihr Gespräch war unübertrefflich lebendig, geistsprühend und voller Witz; es war unmöglich, sich bei ihnen zu langweilen, man liebte sie, suchte sie auf und verweilte mit ihnen so lange als möglich. Aber dem glänzenden Schein des geselligen Lebens entsprach das intime Zusammensein zu Zweien nicht ganz, und sie vermieden es so viel als möglich, allein zu Haus zu sein. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich, um sehr glücklich mit einander zu sein und Jeder suchte Ersatz für

das ihm Fehlende in den ausgezeichneten Verbindungen, in denen sie sich befanden, wobei sie sich aber fest die gegenseitige Achtung bewahrten, die sie auch in vollem Maasse verdienten.

Die Lafayette und die Coulanges sind die besten Freundinnen der Sévigné gewesen. Von der ersteren sagte sie, dass nie eine Wolke ihre Freundschaft getrübt habe, sie wurde von Beiden zärtlich geliebt. Die Lafayette schrieb ihr kurz vor ihrem Tode: »Man muss enden, wenn es Gott gefällt, und ich bin gefasst. Glauben Sie mir, Liebe, dass Sie die Person sind, die ich am meisten auf der Welt geliebt habe.« Madame de Coulanges hatte den Schmerz, die Sévigné zu überleben und sagte noch ein Jahr nach dem Tode derselben: »das Unglück, sie nicht mehr zu sehen, ist mir immer neu.« Nichts konnte schöneres Lob für die Sévigné sein, als so treu von zwei so verschiedenen und ausgezeichneten Frauen geliebt worden zu sein.

Sie hatte übrigens auch eine ungewöhnlich gute Erziehung gehabt und besonders gelernt, gut zu schreiben, was die spätere Vollendung ihres Stils und ihrer Form erklärlich macht. Sie hat sich selbst immer Glück gewünscht zu der Erziehung, die sie erhalten und die sie mit Bewusstsein an sich selbst fortgesetzt hatte, und sie wünschte leidenschaftlich, dass ihre Enkel ebenso erzogen würden und dass nichts versäumt werde, ihre Intelligenz zu

entwickeln. »Es ist zu viel verlangt, alles von einer glücklich angelegten Natur zu erwarten,« sagte sie und gab sich in rührender Weise Mühe, bei der Erziehung ihrer Enkelin Pauline, wachte selbst aus der Ferne über sie und war immer bereit, jeden kleinen Streit zwischen ihrer Tochter und der Enkelin beizulegen. »Pauline ist also nicht vollkommen?« fragte sie, »desto besser, so hast Du die Aufgabe, sie neu zu bilden.« Besonders war ihr daran gelegen, zu verhüten, dass Madame de Grignan das Kind nicht wieder, in einem Augenblick des Zorns, in das Kloster zurückschicke. »Glaube ja nicht,« sagte sie zu der Tochter, »dass das Kloster eine Erziehung verbessern könne, weder in Betreff der Religion, welche die guten Schwestern kaum kennen, noch in anderen Dingen.« Als man ihr sagte, dass Pauline gern läse, rief sie: »Oh die gute glückliche Anlage! Das bewahrt sie vor Langeweile und vor Müssiggang, zwei abscheulichen Bestien!« Sie giebt die trefflichsten Rathschläge für die Lektüren der Enkelin und empfiehlt ihr besonders diejenigen, welche ihr selbst in ihrer Jugend eine Quelle der Bildung geworden waren.

Sie hatte sich durch ihre treffliche Erziehung, ihre ausgewählten Lektüren und durch den Umgang mit den bedeutendsten Menschen in Paris und am Hofe vorbereitet, gut zu schreiben. Dazu lebte sie gerade in der Zeit der Entfaltung einer grossen Litteratur, ver-

stand Alles, belehrte sich gern an Allem, eignete sich alles Wissenswerthe an, war schon immer eine geistreiche Frau, liebenswürdig und anziehend im Umgang sowohl wie im Briefwechsel, und es bedurfte nur eines besonders tief bewegenden Ereignisses, um all' die Keime, die sich in ihr angehäuft hatten, zur Blüthe zu bringen. Dieses Ereigniss war die Abreise der Tochter nach der Provence, »nach jenen entfernten Gegenden, von wo sie nur selten zurückkehren wird.« Ihr Talent wird plötzlich mit ihren Thränen geboren. Aber der Schmerz, so heftig er auch war, findet immer eine massvolle schöne Sprache und das erklärt sich daraus, dass sie sich längst, ohne es selbst zu wissen, vorbereitet hatte, eine grosse Schriftstellerin zu werden. Die Gesellschaft, in der sie lebte, strebte selbst nach der Feinheit des Ausdrucks, der nun auch ihr eigen geworden war, und vollendet wurde dies Alles durch die Beweglichkeit ihrer Phantasie, mit der sie Alles gleichsam in der Ferne sah und es im Geiste bereiste. Natürlich waren die Provence und das Schloss ihrer Tochter am häufigsten das Ziel solcher Reisen, und sie war dort bekannt, ehe sie dagewesen war. Bei dieser grossen Lebhaftigkeit der Phantasie und der Empfänglichkeit für Eindrücke und Anregungen von Aussen gab sie in ihren Briefen Alles, was ihr Geist und Herz erfüllte, und es ist daher begreiflich, dass sie nicht dazu kam, ein grösseres Werk der Conzentration zu

hinterlassen, trotzdem sie litterarisch so trefflich ausgerüstet war. Aber ihre Briefe genügen auch, zu zeigen, wer sie war. Sie haben ausser ihrem litterarischen Verdienst auch noch das, uns auf das Lebendigste in die Gesellschaft ihrer Zeit einzuführen, uns zu Zeitgenossen derselben zu machen, uns die charakteristischen Züge des Familienlebens und der gebildeten Kreise, die sie von den heutigen Zuständen unterscheiden, in wahrheitsgetreuen, interessanten Beispielen und Erzählungen vorzuführen. Aber nicht bloss in der bewegten Mitte, in die sie uns einführt, lernen wir die ausgezeichnete Frau durch ihre Briefe kennen, wir begleiten sie auch in die ländliche Stille und Abgeschiedenheit ihres Schlosses in der Bretagne und finden sie, die gewohnt war in der angenehmsten geistig anregenden Pariser Gesellschaft zu leben, in jener ländlichen Abgeschiedenheit ebenso glücklich und durch jahrelangen Aufenthalt keineswegs ermüdet oder gelangweilt. Sie wunderte sich selbst darüber. »Es ist sonderbar,« sagte sie, »wie in diesem nichtssagenden, fast traurigen Leben die Tage hingehen und rasch entfliehen.« Sie hatte einmal von ihrem Sohn gesagt: »er nimmt den Geist der Orte an, an denen er sich befindet.« Dies passte auch auf sie; ihre geschmeidige Natur passte sich ebensowohl den Umständen, wie den Personen an, so wie sie in der Gesellschaft an ihrem Platz war, so war sie es in der

ländlichen Stille. Sie floh die Einsamkeit nicht, sie suchte sie im Gegentheil oft auf. Sie schrieb: »Ich bin hier ganz allein, liebe Tochter, ich habe keine andere Langeweile übernehmen wollen, als meine eigne. Keine Gesellschaft lockt mich; ich bin stolz den ganzen Tag auf der Wiese zu sein und mit den Kühen und Schafen zu reden.« Und wenn zu dem Vergnügen auf der Wiese allein zu sein, zu träumen, zu lesen und sich mit Kühen und Schafen zu unterhalten, noch dies hinzukam, in einem blumengeschmückten Park, mit der Aussicht auf eine schöne Landschaft, umher zu wandeln, so fand sie daran so viel Geschmack, dass es ihr schwer wurde, davon zu scheiden. Sie hatte Sinn für die Annehmlichkeiten jeder Jahreszeit; sie war glücklich »die Nachtigall, den Kuckuck, die Grasmücke den Frühling in den Wäldern eröffnen zu hören« und sie freute sich ebenso »über die schönen krystallenen Tage des Herbstes, die nicht mehr heiss sind und noch nicht kalt.« Auch der Winter hatte noch Reize für sie, »wenn die Sonne glänzt bei einer scharfen Kälte und die Bäume mit Perlen und Krystallen geschmückt sind.«

Wie nun verhielten sich aber dieser lebendige, für alle Interessen der Welt und des cercle d'élite, dem sie angehörte, offene Geist und dies, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an den Seinen hängende Herz dem Nahen der verhängnisvollen, letzten Stunde gegen-

über, in welcher der Glanz der Erscheinungswelt erlischt und die süssesten Bande sich lösen? Sie brachte sicher in die religiösen Fragen, wie in alle übrigen, eine grosse Freiheit des Geistes und machte in der Discussion selbst den Protestanten Zugeständnisse, aber sie war weit davon entfernt, eine Atheistin zu sein. Von früher Jugend an hatte ihr Port Royal mit seinen strengen Doktrinen und seiner ernsten Moral gefallen, und wenn sie mit den dortigen Lehrern verkehrte, wurde sie von dem strengsten religiösen Eifer ergriffen. In der Einsamkeit des Landlebens besonders kam sie zum Nachdenken über die grossen Räthsel des Lebens, gedachte der Freunde, welche der Tod ihr geraubt hatte, und dachte an ihren eignen Tod. Zuweilen erschrak sie vor diesem Gedanken und sie sagte: »Ich bin in's Leben gesetzt ohne meine Erlaubniss und soll nun doch wieder hinaus? Das empört mich. Und wie werde ich hinausgehen, durch welche Pforte? Wann und in welcher Stimmung? Wie werde ich mit Gott stehen? Was kann ich ihm vorzeigen? Bin ich des Paradieses werth? Muss ich in die Hölle? Welche Alternative! Es wäre mir besser gewesen in den Armen meiner Amme zu sterben.« — Dann nahm sie sich vor, sich ernster für den furchtbaren Augenblick vorzubereiten, aber bald entführte »ein Hauch, ein Sonnenstrahl wieder diese nächtlichen Gedanken«, sie fand sich wieder mit ihren

Freunden zusammen, nahm wieder Theil an ihren weltlichen Interessen und erheiterte sich mit ihnen durch anmuthig maliziöse Erzählungen. Sie machte sich dann freilich Vorwürfe und sagte: »Ich gehöre weder Gott noch dem Teufel; das ist ein langweiliger Zustand, aber, unter uns gesagt, ich finde ihn den allernatürlichsten.« Als die letzte Stunde nun aber wirklich nahte, fand sie sie fest und muthig. Ihr Schwiegersohn, der bei ihrem Tode gegenwärtig war, sagte, dass sie die Frucht der trefflichen Lektüren, die sie so geliebt habe, erntete, indem sie dem Tod mit bewunderungswürdiger Festigkeit und Ergebung in's Antlitz sah. Die meisten der bedeutenden Menschen jener Zeit endeten übrigens so. Viele dachten ähnlich, wie Madame de Rambures: »dass es langweilig ist in der Gnade Gottes zu leben, dass aber ein Jeder darin sterben will«.

Madame de Sévigné war 70 Jahre alt, als sie starb, aber das Alter hatte sie sehr geschont; ihre Freunde fanden sie noch schön und jung, und ihre letzten Briefe sind ebenso geistvoll, lebendig und anmuthig, wie die früheren und zeigen, dass auch ihr Herz nichts von seiner Wärme verloren hatte. Das war ein seltnes Glück, und sie konnte mit Recht gestehen, dass sie mit ihrem Schicksale zufrieden sei. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn dieser liebenswürdige, bedeutende

Frauentypus uns die Gesellschaft ihrer Zeit im vortheilhaftesten Lichte zeigt und ein schönes Beispiel davon ist, wie inmitten der absoluten Freiheit der Anschauungen in sittlicher Beziehung ein in jeder Hinsicht zum Gefallen ausgerüstetes Wesen rein und untadelhaft bleiben kann, so begegnen wir dagegen etwas später, doch noch derselben Epoche angehörig, einem andern liebenswerthen weiblichen Wesen, welches der Ausartung jener, bis zu ihren äussersten Consequenzen verwirklichten Freiheit der Sittlichkeitsbegriffe zum Opfer fiel, sich dann aber, durch die angeborene Reinheit der Natur in edelster Busse reinigte und verklärte. Hier, wie in den übrigen bisher angeführten Personen, ist es immer nur die Macht der Persönlichkeit, die, bewusst oder unbewusst, die Geschicke der Betreffenden bestimmt, nicht die Anlehnung an ein Prinzip, wie es heutzutage die sogenannte Frauenfrage ist und was uns in diesen Gestalten rührt und interessirt, das ist eben das Ewige, das Unbesiegbare der eingebornen Individualität, die hervorwächst aus allem Wirrsal des Lebens und sich, siegend über Leid, Kampf, Irrthum, ja Schuld und Fehlen, zu ihrer ursprünglichen Wesenheit erhebt.

Louise de la Vallière

war am 6. August 1644 in Tours geboren. Ihre Vorfahren hatten sich stets durch Ehre und Pflichttreue ausgezeichnet und ihr Vater gehörte mit in die Reihe der Tapferen dieses alten, acht-

baren Geschlechts. Das junge Mädchen verbrachte die Kindheit und erste Jugend in dem kleinen Wohnsitz der Familie, der auf einer Höhe zwischen einem kleinen Thal, Vallière (daher der Name) und dem grossen Thal der Brenne gelegen, mit der anmuthigen Kunst der Renaissance geziert war und von dem aus man eine reizende Aussicht genoss. Unglücklicherweise für Louise starb der wackere Vater, als sie kaum zehn Jahre alt war und ihre Mutter heirathete bald darauf den Marquis de Saint-Remi, der aus erster Ehe eine Tochter von dem Alter Louisens hatte. Der Marquis bekleidete eine Stelle am Hofe des Herzogs Gaston von Orleans, welcher in Blois, gleichsam im Exil, aber aus Neigung, Residenz hielt. Aus erster Ehe hatte dieser eine Tochter, Mademoiselle de Montpensier, la grande demoiselle genannt und durch ihre Memoiren bekannt. Von seiner zweiten Frau, Margaretha von Lothringen, hatte er drei reizende Töchter, um die sich aber die sehr devote Mutter wenig kümmerte und die mit einer Bande junger Mädchen, unter ihnen Louise de la Vallière und ihre Stiefschwester, in ihren Gemächern, ohne Aufsicht, sich selbst überlassen, lebten und »schon an Anderes dachten, als an ihre Puppen.« Mademoiselle de Montpensier, obgleich 25 Jahre alt, als Ludwig XIV. kaum 15 Jahre zählte, hatte den ehrgeizigen Gedanken gehabt, Königin von Frankreich zu werden, hatte dies sogar als

Bedingung gestellt, um Orleans, dessen Schlüssel sie in Händen hielt, der königlichen Armee zu überliefern, die damals an der Loire gegen die Fronde, deren Haupt Gaston von Orleans, der Vater der grande demoiselle, war, kämpfte.

Anna von Oesterreich, die Mutter des jungen Königs, aber hatte das Anerbieten schnöde zurückgewiesen, und die Prinzess bewahrte seit jener Zeit einen bitteren Groll gegen Alle, die dabei auf Seiten des Königs gestanden hatten, besonders gegen Laurent de la Vallière, den Vater Louisens, welcher Amboise gegen die Fronde vertheidigte; einen Groll, den die ehrgeizige und rachsüchtige Prinzess später auf die unschuldige Louise übertrug. Trotz des Misserfolgs der älteren Stiefschwester bildeten sich aber in den romantischen Köpfen der jüngeren Prinzessinnen ähnliche Pläne aus, und die Gefährtinnen nannten Margarethe von Orleans nur »die kleine Königin«. Louise de la Vallière erduldete ohne Zweifel die Einflüsse dieser Mitte, doch war sie, nach dem Zeugniss des Herzogs Gaston selbst, zu sittsam und weise, um an dem oft leichtsinnigen Betragen der anderen jungen Mädchen Theil zu nehmen.

Inzwischen hatte der, welcher durch die Liebe die weise Zurückhaltung Louisens besiegen sollte, die Selbständigkeit des Jünglingsalters erreicht, nachdem er durch seine treffliche Mutter, die Wittwe Ludwigs XIII.,

Anna von Oesterreich, eine strenge Erziehung erhalten hatte. Gross, schön und anziehend, gesund und voller Leben, hatte der nunmehr neunzehnjährige Jüngling bereits mehrere Male den Lockungen seines leidenschaftlichen Temperaments nachgegeben, und zwar waren ihm zunächst die ehrgeizigen und ränkesüchtigen Nichten Mazarins, die Schwestern Mancini, die am Hofe erzogen wurden, gefährlich geworden. Die älteste, Olympia, eine berechnende, lebhafte Italienerin, zog indess den momentanen Aufmerksamkeiten des jungen Königs eine solide Heirath mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, Grafen von Soissons, vor. Nach einem kurzen Zwischenspiel mit einer anderen jungen Dame im Dienst der Königin Mutter, gelang es dann der zweiten Mancini, Maria, das Herz des königlichen Jünglings durch die Thränen zu rühren, die sie vergoss, als er nach der Belagerung von Dünkirchen, an der er Theil nahm, todtkrank zu Calais darniederlag. Genesen, eilte Ludwig nach Paris zurück und gab sich ganz dem Einfluss hin, den die nach einer Krone strebende Italienerin auf ihn ausübte. Der Hof siedelte nach Fontainebleau über, und hier war Maria die Königin der glänzendsten Feste. Aber die Politik erforderte, dass der König sich verheirathe; mehrere Prinzessinnen waren in Vorschlag; es wurde sogar eine Zusammenkunft mit der Prinzessin Margarethe von Savoyen in Lyon veran-

staltet. Ludwig, sehr zufrieden mit der Idee, sich zu verheirathen, vergass Maria Mancini und fand die Prinzess, die gar nicht schön war, doch nach seinem Geschmack. Aber die Wünsche der Königin Mutter, welche die Infantin von Spanien, ihre Nichte, bevorzugte, und die Eifersucht der Italienerin, die dem König zu sagen wagte: »Schämen Sie sich nicht, dass man Ihnen eine so hässliche Frau geben will?« vereitelten das Projekt. Man kehrte nach Paris zurück und Ludwig befand sich mehr wie je unter dem Einfluss der Mancini, die, leidenschaftlich, verwegen, hartnäckig, beschlossen hatte, sich zur Königin von Frankreich zu machen. Ob der Kardinal, ihr Onkel, die Sache wünschte oder nicht, ist ungewiss geblieben. Er sprach sich aber entschieden dagegen aus, als er sah, dass die Feindschaft der Königin Mutter die Folge davon sein würde und dass er kaum auf die Beständigkeit der Neigung des jungen Königs rechnen könne. Maria Mancini wurde entfernt. Ludwig weinte aus zärtlichem Leid und — liess sie gehen. Ein eifriger Briefwechsel folgte, aber die Königin Anna erfuhr es, unterdrückte ihn und beschloss nun, sich mit dem Sohn der spanischen Grenze zu nähern. Der Hof begab sich auf den Weg und hielt sich zunächst in Blois bei Gaston von Orleans auf.

Mit den Heirathsprojekten bekannt, sagte Ludwig, als sie sich der Stadt näherten, zu

seiner Cousine, der Mademoiselle de Montpensier: »Ich habe kein anderes Kleid angezogen und meine Haare nicht geordnet, denn wenn ich mich geschmückt hätte, würde es Ihrem Vater, Ihrer Stiefmutter und Ihrer Schwester zu leid thun, mich nicht zu haben; ich habe mich so hässlich wie möglich gemacht, um ihnen widerwärtig zu sein.« Auch ging er gleichgültig an den Reizen der drei Prinzessinnen vorüber und bemerkte wohl kaum die hinter ihnen bescheiden zurückstehende Schönheit, Louise de la Vallière. Dagegen warb er von Bordeaux aus ernstlich um die Hand der spanischen Infantin. Diese, Tochter einer französischen Prinzess, jetzt Königin von Spanien, und Nichte einer Spanierin, der Königin von Frankreich, hatte von früh auf den Gedanken genährt, dass ihr Vetter ihr zum Gemahl bestimmt sei, und sie ging ihm mit all' der Würde einer grossen Fürstin und der Anmuth einer liebenden Braut entgegen. Ludwig war entzückt und Alle, die der Hochzeit beiwohnten, empfingen den Eindruck eines vollkommenen Glücks.

Dies war im Jahre 1660. In demselben Jahr starb Gaston von Orleans, und seine Wittwe beeilte sich, Blois mit Paris zu vertauschen und das Palais des Luxemburg zu beziehen, welches damals das Palais Orleans hiess. Der Marquis Saint Remi folgte ihr mit seiner Familie und so kam Louise de la Vallière nach Paris, nahm Theil an den Ver-

gnügungen, welche Mademoiselle de Montpensier ihren Schwestern im Luxemburg bereitete, sah den glänzenden Einzug des königlichen Paares in Paris am 25. August 1660, sah die gezwungene Verheirathung ihrer Freundin Margarethe von Orleans mit dem Herzog von Toskana, die Intriguen der »grande Demoiselle« und der Herzöge von Lothringen, Onkel und Neffe, und wurde nach dieser Schule der Weltlichkeit, noch nicht siebzehn Jahre alt, zur Hofdame der sechzehnjährigen Henriette, Tochter des Königs von England, ernannt, die eben an Ludwigs Bruder, Philipp, nunmehrigen Herzog von Orleans, Monsieur genannt, verheirathet worden war. Der König, der sich früher, als Henriette, fast noch ein Kind, unter der Obhut seiner Mutter lebte, sehr abwehrend gegen sie verhalten hatte, aus Furcht, dass man sie ihm zur Frau geben könnte, sah sie jetzt wieder in der vollen Blüthe der Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit, so dass er völlig bezaubert war, und in Fontainebleau, wohin sich der Hof begab, Fest auf Fest folgen liess, um sich zu unterhalten und ihr zu gefallen. Die Sache ging so weit, dass die junge Königin Marie Therese und die Königin Mutter anfingen, sich zu beunruhigen, und die Letztere, die ihren Sohn und das Leben besser kannte, endlich dazu schritt, dem König sowohl, wie Madame, ernstliche Vorstellungen zu machen. Diese Beiden beschlossen daher, durch eine

List dem Lärm ein Ende zu machen. Der König sollte anscheinend einer Dame vom Hof seine Huldigungen darbringen und die Aufmerksamkeit der Andern so von der wahren Fährte ablenken. Man suchte zwei Damen der Königin, die sehr kokett waren, dazu aus und Louise de la Vallière. Dieses hässliche Komplott, in dem Henriette die Ehre ihrer Hofdame, die sie hätte schützen sollen, preisgab, scheiterte bei den beiden Ersten und nun kam die Reihe an Louise.

Sie war kaum siebzehn Jahre alt, gross, schlank, graziös; ihr Gesicht war voller Anmuth; sie hatte den schönsten Teint, Augen, deren sanfter, zärtlicher Blick bezauberte, blondes, gelocktes Haar und eine so süsse Stimme, dass, wer sie einmal gehört hatte, sie nie vergass. Madame Henriette, im Gefühl ihrer eigenen siegenden Schönheit, hatte den Zauber der stillen Anmuth Louisens nicht berechnet, und Ludwig wurde selbst davon überrascht. Die Mancini hatten ihm die erobernde tyrannische Leidenschaft geoffenbart, Henriette übte mit mehr Grazie dieselbe despotische Herrschaft. Zum ersten Mal begegnete er einer selbstlosen, naiven, sanften, hingebenden Liebe. Es war kein Wunder, dass es dem schönen, königlichen Jüngling leicht wurde, über das unerfahrene, sanfte Mädchenherz zu siegen. Louise hatte mit Margarethe von Orleans in Blois viele Romane gelesen; nun plötzlich in den Freuden-

rausch des Hofes zu Fontainebleau versetzt, sah sie sich den Gegenstand von Huldigungen vornehmer Kavaliere und sah den Kultus der Galanterie von oben herab, als die natürliche Blüthe der bevorzugten Gesellschaft festgestellt. Der König spielte ja, zufolge seiner Uebereinkunft mit Madame, Anfangs nur Komödie, dann aber, überrascht durch die Süssigkeit einer wahren, unschuldigen Liebe, wurde das Spiel zum Ernst; und da sich, wie dies bei Königen stets der Fall sein wird, ein bereitwilliger Mittelsmann fand, so war Louisens Schicksal bald entschieden.

Die Königin Mutter hatte jeder politischen Machtausübung entsagt, als sie nach dem Tode Mazarins gesehen hatte, dass ihr Sohn gesonnen war, seine Selbständigkeit zu behaupten. Aber sie wachte über ihm und als sie zu spät einsah, dass sich Ludwigs Gefühle zu »diesem Mädchen« verirrt hatten, machte sie zuerst Monsieur (ihrem Sohn Philipp) und Madame Vorstellungen und, da dies nichts half, dem König selbst. Dieser ging nur so weit darauf ein, dass er versprach, die Sache möglichst vor seiner Frau geheim zu halten, deren Zustand damals grosse Schonung erforderte. Er hatte die edle Marie Therese eigentlich niemals geliebt, aber er benahm sich gut und rücksichtsvoll bei der Geburt des Dauphins am 1. November 1661 und unternahm eine Pilgerfahrt nach Notre Dame de Chartres, die ganz Frankreich er-

baute. Kaum jedoch zurück nach Paris, liess er die Königin im Louvre und eilte in die Tuilerien zu Madame Henriette, wo er Louise de la Vallière fand.

Eine Hungersnoth verwüstete das Land, aber im Louvre und in den Tuilerien hatte man keine Zeit, daran zu denken. Fest folgte auf Fest und der König selbst spielte die Hauptrollen in den Ballets. Ungeachtet der vielen glänzenden Schönheiten, die sich im Gefolge der zwei Königinnen befanden, dachte er nur an Louise de la Vallière und, seiner immer wachsenden Neigung wegen, befahl er ihr, sich eine Zeitlang unwohl zu stellen und auf ihrem Zimmer, das sich unter dem Dach befand, zu bleiben.

Es würde zu weit führen, all die Verfolgungen des Neides, der Eifersucht, der Missgunst anzuführen, welche die arme Louise schon während dieser ersten Zeit, wo sie nichts dachte als »vom König geliebt zu sein und ihn lieben« zu erdulden hatte. Olympia Mancini, Gräfin von Soissons, die ihre alte Herrschaft über Ludwig wieder erlangen wollte, verband sich mit dem Grafen Guiche, der sich vor dem König um Louisens Gunst beworben hatte, und Beide suchten durch einen anonymen Brief die Königin mit der Sache bekannt zu machen und die la Vallière zu Grunde zu richten. Das Komplott misslang, aber die Feindschaft der Soissons dauerte fort. Madame Henriette behandelte ihr Hof-

fräulein mit stolzer Miene und spitzen Redensarten; niedrige Intrigantinnen schlichen sich in Louisens Vertrauen, um es zu ihrem Schaden zu missbrauchen. Zu derselben Zeit, um die Fasten 1662, predigte Bossuet zum ersten Mal in der Kapelle des Louvre und richtete feurige Worte der Ermahnung an den König, indem er ihm die hohe Pflicht der Grossen dieser Erde vorhielt, untadelhafter als alle Anderen zu leben, ihm aber zugleich, mit feinem Takt, die Perspektive einer ruhmvollen Regierung zeigte, um das Herz Ludwigs, das nach Ruhm und Glanz strebte, zu gewinnen. In einer anderen Predigt, wo er über die büssende Magdalena sprach, schien er Louisen schon den Weg zu zeigen, den sie gehen müsse, aber ehe sein prophetisches Wort in ihrem Herzen Frucht bringen konnte, hatte sie noch fünf Jahre des Glücksrausches und dann sieben Jahre der Schmerzen und bitterer Demüthigungen zu durchleben.

Das Glück der Liebe, welches Louise eine Zeitlang, besonders in Versailles, genoss, wohin der König sich mehr und mehr zurückzuziehen liebte, erregte immer stärker den Hass und Neid ihrer Feinde, und die Gräfin von Soissons säumte nicht länger, die Königin Marie Therese ganz unumwunden von dem Verhältniss des Königs und Louisens zu unterrichten. Die unermüdliche Güte der Königin Mutter hatte bisher mit Hülfe einiger braven, ihr ergebenen Damen die wahre Kenntniss

der Sache vor ihrer Schwiegertochter zu verbergen gewusst, und Marie Therese, obwohl sie natürlich fühlte, dass das Herz des Königs ihr nicht mehr gehörte, hatte doch nur einen unbestimmten Verdacht bald auf Madame, bald auf Andere gehabt. Das einzige Resultat dieser Eröffnung, welche die Königin in Schmerz versenkte, war aber nur, dass Ludwig ihr fortan nicht mehr nach seinen langen Abwesenheiten sagte, er komme von Madame, sondern ganz einfach, er komme wo anders her.

Zur selben Zeit, als die Gräfin von Soissons der Königin die Leidenschaft des Königs verrieth, sollte ihn ein neues Band an die Geliebte knüpfen. Louise fühlte sich Mutter. Der König, im Krieg mit dem Herzog von Lothringen und immer begierig nach Kriegsruhm, musste fort zu seiner Armee, aber er wollte vorher das Geschick seiner Geliebten ordnen. Zum Vertrauensmann wählte er diesmal Colbert, der ihm noch von Mazarin empfohlen war, als ein durchaus zuverlässiger Mann, »der nur daran denken würde, ihm zu dienen«. Zunächst entzog er Louise der demüthigenden Stellung bei Madame und richtete ihr einen kleinen Pavillon im Garten des Palais Royal ein, wo sie still und zurückgezogen lebte und durch Colberts Vermittelung die Briefe des Königs empfing. Daselbst gebar sie am 19. Dezember 1663, nur von Leuten umgeben, die zum strengsten

Geheimniss verpflichtet waren, einen Sohn, der ihr nach wenigen Stunden genommen und von Colbert an dafür ausgesuchte Leute übergeben wurde, bei denen er genährt und auferzogen werden sollte. Dem liebevollen Herzen Louisens würde es genügt haben, in dem kleinen Pavillon mit der Liebe des Königs und mit ihrem Kind zu leben. Aber Jener war von tausendfachen Dingen in Anspruch genommen und Letzteres konnte sie nur selten und verstohlen sehen. Um den immer lauter werdenden Bemerkungen zu entgehen, hatte sie den Muth, fünf Tage nach der Geburt des Kindes in der Mitternachtsmesse zu erscheinen. Aber das half ihr nichts; anstatt der spöttischen Blicke und Bemerkungen, die sie in ihrer Stellung am Hof zu erdulden gehabt hatte, musste sie nun die Demüthigung erfahren, dass die »vornehmen Damen« aus Achtung gegen die Königinnen es vermieden, sie zu besuchen. Die graziöse Tänzerin von ehedem erhielt keine Rolle im Ballet, das man im Februar 1664 im Palais Royal aufführte, wobei alle Hofdamen glänzten, unter Anderm die auffallend schöne Athenais de Mortemart, eben verheirathete Marquise de Montespan, die später eine so traurige Rolle in Louisens Leben spielen sollte.

Dem König gefiel es aber nicht länger, seine Leidenschaft vor den Augen der Welt zu verstecken, und bei den glänzenden Festen,

die er in Versailles im Mai 1665 veranstaltete, sass Louise mit an der königlichen Tafel; ihr Bruder wurde mit Ehren überhäuft, und Molière, mit aller Schonung für die Königinnen, rechtfertigte in unverkennbaren Andeutungen die Leidenschaft des Königs auf dem Theater.

Ludwig wurde immer mehr der unumschränkte Despot, der seine Willkür schalten liess und keinen Widerstand gegen seine Begierden duldete. Er erklärte sich offen gegen seine Mutter, gegen seine Frau, und während diese beiden edlen Frauen ihren Kummer mit den Tröstungen der Religion zu mildern suchten, führte er Louise, die im vollen Zenith ihrer Schönheit stand, nun öffentlich zu Vergnügungen und zur Jagd auf das Land, führte sie als anerkannte Favorite bei Madame Henriette, ihrer früheren Herrin, ein und Louise, berauscht von Liebe und Glück, liess sich sogar eines Abends in Vincennes in das Gemach der Königin Mutter an den Spieltisch führen, um mit dem König, mit dessen Bruder und Madame zu spielen. Anna von Oesterreich, fühlend, dass ihre Macht über ihren Sohn zu Ende war, beugte das Haupt, aber Marie Theresens Stolz erwachte in solcher Heftigkeit, und ihre Empörung, dass »diese Dirne« in's Schloss gekommen sei, war so gross, dass sie schwer erkrankte und einer Missgeburt das Leben gab, die zum Glück bald starb.

Auch Louise wurde zum zweiten Mal

Mutter, im Januar 1665, und gebar abermals einen Knaben, der mit derselben Heimlichkeit, wie der ältere, unbemittelten Leuten übergeben wurde und — der Sohn des grossen Königs! — einen Pathen hatte, der auf dem Register des Taufakts als Tessier, »Armer«, eingeschrieben war!

Ein Ereigniss im Januar 1666 entband endlich Ludwig XIV. jeder Rücksicht, die ihn bisher noch zuweilen aufgehalten hatte. Seine Mutter, Anna von Oesterreich, starb nach langen, schweren Leiden, nur von ihrer frommen Schwiegertochter liebevoll gepflegt und tief und schmerzlich beweint. Ludwig weinte viel, aber er fühlte sich nun völlig frei und man sah mit Erstaunen, bei der Messe in Saint Germain, wohin der Hof sich zurückgezogen hatte, während der Sarg der Verblichenen noch im Louvre stand, Louise de la Vallière neben Marie Therese. Doch bemerken die Zeitgenossen, dass man erstaunt war, die Favoritin so wenig schön zu finden, und es scheint allerdings, dass ihre zarte Jugendschöne, die in der Stille beglückter Liebe und zärtlicher Hingebung sich erhalten hätte, an dem zu grellen Licht des vollen Tages zu welken anfing. Sei es nun diese oder eine andere Ursache, sicher ist, dass die Neigung des Königs vom Jahre 1666 an anfing abzunehmen. Louise ahnte dies und sagte es ihm. Er beruhigte sie, indem er sie versicherte, dass das, was er in ihr liebe,

nämlich ihr Herz und ihren Geist, länger dauere, als die Schönheit und nur mit dem Leben ende. Darauf sagte ihm Louise voll Zärtlichkeit, dass er wohl Schönere finden könne am Hofe als sie, aber nie ein Herz, das ihn mehr und uneigennütziger lieben werde.

Jetzt aber erschien der neue Stern, vor dessen Glanz das milde Licht Louisens erbleichen sollte. In dem kleinen Hotel, welches Louise bewohnte, drängte sich jetzt eine vornehme Gesellschaft zusammen, auch all die Damen, welche es früher verschmäht hatten. Unter ihnen die schon erwähnte Athenais de Montespan. Viel schöner als Louise, voller Geist und Witz, ehrgeizig, unternehmend und verderbt, strebte sie aus der untergeordneten Stellung, in welche ihre Heirath sie versetzt hatte, nach der glänzendsten, die sie, ohne Königin zu sein, erreichen konnte. Um Louise zu verderben, schloss sie sich derselben scheinbar an. Aber im Geheimen wendete sie sich an die Zauberei, die damals noch, selbst in den höchsten Kreisen, nicht verschmäht wurde, und verkehrte, wie es schon vor ihr Olympia Mancini und andere vornehme Damen gethan, mit der berüchtigten la Voisin, der Wahrsagerin und Giftmischerin, um die la Vallière beim König zu entthronen. Sie gab sich zu den entsetzlichsten Zeremonien in den Händen elender Betrüger her, während sie am Abend, im Salon der la Vallière, den König durch ihren Geist und Witz er-

heiterte oder mit erheuchelter Frömmigkeit bei der Königin erzählte, dass sie jeden Morgen die Messe besuche. In demselben Maasse, wie sie dem König unentbehrlich wurde, erkältete sich dessen Neigung für Louise de la Vallière, und schon wurden die Gerüchte und die Anspielungen auf ihre Entthronung lauter und lauter. Doch vollzog Ludwig jetzt einen Akt der Gerechtigkeit, der scheinbar von fortdauernder Neigung zeugte. Er legitimirte seine und Louisens Tochter, Marie Anna (die beiden erstgeborenen Söhne waren gestorben), verlieh der Mutter und Tochter zwei ansehnliche Güter und den Herzogstitel »als Beweis der grossen Neigung, welche die seltenen Eigenschaften seiner hochgeliebten Louise de la Vallière ihm eingeflösst hätten.« Allein ein liebendes Herz, wie das Louisens, konnte sich nicht darüber täuschen, dass diese anscheinende Gunst nur eine Beschönigung der entflohenen Liebe war, und ein Brief von ihr an eine Freundin zeigt, dass sie sich darüber klar war. Doch fügt sie, indem sie dies unumwunden ausspricht, hinzu: »Aber der König täuscht sich, wenn er glaubt, dass der Ehrgeiz meine Liebe auslöschen könne. Er ist nicht deren Quelle gewesen, er wird nicht ihr Tyrann sein.«

Es folgen nun sieben Jahre bitterer Schmerzen, Kränkungen und Demüthigungen aller Art, während Madame de Montespan

die erste Stelle einnimmt und stolz und siegreich behauptet, obgleich sie nicht nachlässt, sich mit der la Voisin und ihren nichtswürdigen Helfershelfern zum Schaden der la Vallière zu verbünden. Man könnte sich wundern, warum die Letztere, schon vollkommen überzeugt, dass der König nicht mehr sie, sondern eine Andere liebe, noch am Hofe blieb und warum Ludwig sie am Hofe zurückhielt. Sie blieb, weil ein Sohn, der erst geboren wurde, als ihre Tochter und sie selbst mit dem Herzogstitel und mit Gütern versehen waren, noch nicht anerkannt und noch Bastard war. Die Mutterliebe, stärker als die Liebe zum Manne, hielt sie in der unwürdigen Stellung fest, da Ludwig sich erst nach zwei Jahren und noch dazu ziemlich unwillig entschloss, den Knaben anzuerkennen und ihm den Titel: Ludwig, Graf von Vermandois, Admiral von Frankreich, beizulegen.

Ludwig aber hielt die verlassene Geliebte am Hofe fest als Vorwand für die Montespan. Denn der Marquis de Montespan, ein Mann von Geist und unerschrockenem Charakter, hatte durchaus nicht stillschweigend mit Jupiter getheilt, hatte bereits die allerauffälligsten Szenen gemacht, und man hatte ihn immer zu fürchten. Louise musste daher öffentlich die Maitresse bleiben und Ludwig ging durch ihre Zimmer, wenn er sich zu der Montespan begab. So weit jedoch durfte man nicht gehen, um ihr auch zuzumuthen, die Kinder

der Montespan als ihre eigenen anzunehmen. Im März 1669 gab die Montespan einem Kinde das Leben und, als eine tragisch-komische Fügung des Schicksals, wurde durch eine Vertraute der Montespan eine Frau zur Hüterin der neuen Nachkommenschaft Ludwig XIV. erwählt, die später dauernder als alle Andern den Alleinherrscher beherrschen sollte. Es war das die Wittwe Scarron, später Frau von Maintenon. Sie bezog ein Haus mit einem grossen Garten, hatte Wagen, Pferde, Diener und erzog ein neugeborenes Kind, über dessen Herkunft sie das strengste Schweigen beobachtete.

Im Anfang des Jahres 1670 wurde die Herzogin de la Vallière gefährlich krank. Man weiss nicht genau, welche Krankheit es war, aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Montespan mit ihren Verbündeten, der la Voisin und Anderen, mehr davon gewusst haben. Louise selbst hielt sich für verloren, wendete voll tiefen Schmerzes und aufrichtiger Reue den Blick auf die Irrungen ihres jungen Lebens (sie war gegen 26 Jahre alt) und rief aus der Fülle des Herzens die göttliche Barmherzigkeit an, um nicht ohne Busse sterben zu müssen. Sie genas auch und diese zarte, liebevolle Seele, die Niemand anzuklagen wagte, klagte sich nun selbst an in einer Reihe von »Betrachtungen,« welche sie noch auf ihrem Krankenlager niederschrieb. Doch war sie noch in der Idee befangen, da büssen

zu müssen, wo sie gesündigt hatte und die furchtbare Prüfung, dem noch stets geliebten Verführer bei einer Rivalin zu dienen, als Strafe hinzunehmen. So blieb sie noch drei Jahre lang am Hofe, vollkommen die Situation durchschauend, obgleich man sie für »dumm« hielt, und leidend, wie eine »Verdammte«, ohne zu klagen.

Endlich aber schlug die Stunde, wo der innere Kampf ausgekämpft war, wo sie die Kraft fand, sich für immer von dem zu entfernen, den sie zwar noch liebte, dessen Fehler und Schwächen sie aber doch nun erkannt hatte. Zugleich hatte sie auch eingesehen, wie trügerisch ihre Hoffnung gewesen war, in der Umgebung, in der sie sich befand, durch das Beispiel eines geregelten, vorwurfsfreien Lebens, wie sie es jetzt führte, Gutes zu wirken. Sie sah sich verspottet, missachtet und sah die Menschen hingegen um die Gunst der stolzen, klugen, neuen Favoritin buhlen. Sie wusste ihre Kinder reichlich versorgt, die bei Madame Colbert erzogen wurden. Sie konnte nichts für sie thun, aber sie durfte hoffen, durch eine grosse vollständige Busse ihnen die Achtung vor der Mutter zurückzugeben. So hielt sie nichts mehr zurück, der immer lauter werdenden Stimme ihres Gewissens zu folgen, die nach vollkommener Entsagung und absoluter Hingabe des Herzens an Gott verlangte. Und da ihre Reue aufrichtig war, so wurde diese zarte, weiche Frau stark und heroisch und hielt sich

nicht bei halben Massregeln auf. Sie wählte nicht eines der Klöster, in welchem sie die Welt mit ihrer Eitelkeit, ihrem Luxus, ihrer Verweichlichung wieder gefunden hätte. So wie sie in der Liebe nichts, als die Liebe gesucht hatte, so suchte sie nun in der Busse nichts, als eine Zelle und Vergebung. Sie wählte daher das Kloster des Karmel, eines der strengsten Orden unter allen, der zu den härtesten Peinigungen, den strengsten Fasten, dem absoluten Schweigen, zu einer Art lebendigen Todes verpflichtet. Man empfing daselbst nur Personen, deren früheres Leben untadelhaft gewesen war und die im Kloster nur den wehmüthigen Frieden der Entsagung suchten, und zögerte daher lange, die Herzogin von la Vallière aufzunehmen. Erst durch Vermittlung des Marschalls von Bellefonds, der eine hochgeachtete Tante im Kloster hatte, wurde ihr endlich die Mittheilung, dass man sie annehmen werde. Sie war darüber ungemein erfreut, doch als eine zarte Seele, die sie war, wollte sie erst jede Rücksicht gegen das, was sie in der Welt zurückliess, erfüllen, ehe sie für immer daraus schied.

Um ihren Kindern ein Andenken zu hinterlassen, liess sie sich in Lebensgrösse von Mignard, dem Hofmaler Ludwig XIV. malen. Das Bild befindet sich jetzt im Museum zu Versailles, in demselben Schloss, in welchem sie den kurzen Traum der Liebe geträumt

hatte, in diesem stolzen Königssitz, der einst ihr zu Ehren durch feenhafte Feste belebt wurde, in dem man ihr ewige Liebe schwur und in dem sie die bittersten Kränkungen an Seite einer begünstigten Rivalin erfuhr. Jetzt lächelte sie mild, in unvergänglicher Anmuth, von der Leinwand herab auf den Knaben zu ihren Füssen, auf die Tochter, die nach den Blumen auf dem Tisch greift. Auch Louise hält eine Rose in einer Hand, aber eine sich entblätternde, Symbol ihres Schicksals, dessen Erfüllung sie entgegengeht, während die andere Hand auf die am Boden liegenden reichen Gegenstände weltlicher Eitelkeit zeigt. Diese zarte, anmuthsvolle Erscheinung, noch in reicher, geschmackvoller Kleidung und schon erfüllt von dem Gedanken, der am Fuss einer Säule ausgedrückt ist: »Sic transit gloria mundi,« wirkt um so sympathischer auf den Beschauer, als neben ihrem Bild das der herausfordernden Schönheit der intriganten Montespan, ihrer Quälerin, hängt. Vor dem Bilde Louisens hört man die Stimme vom Schluss des ersten Theils von Faust: »Ist gerettet,« während über dem der Montespan in Flammenschrift steht: «Ist gerichtet«, ebenso wie über dem ihres königlichen Geliebten, das nicht fern davon hängt.

Der feste, ernste Wille der sanften Louise überwand alle Schwierigkeiten, die sich ihrem Entschluss noch in den Weg stellten. Dahin gehörte u. A. eine nicht unbedeutende Summe, die sie schuldig war. Sie hatte nie zu rechnen verstanden

und hatte freigebig Wohlthaten ertheilt. Sie besass nichts, denn wenn sie der Welt abstarb, gingen die Güter und Einkünfte an ihre Tochter über. Sie musste sich deshalb an den König wenden, sowie auch wegen einer Pension für ihre Mutter, für ihre Stiefschwestern und ihre treuen Diener. Wie schwer ihr das wurde, kann man sich leicht denken. Der König gewährte indess alles.

Am 20. April 1674 begann die Herzogin ihre Abschiedsbesuche. Sie that es ohne Prahlerei, wie ohne Schwäche; wie eine ebenbürtige Fürstin, die einen befreundeten Hof verlässt. Die Herzogin von la Vallière, Mutter von zwei Kindern des Königs, konnte nicht gehen, ohne von dem König Abschied zu nehmen. Es war wohl der schwerste Augenblick für sie. Der Egoist Ludwig, immer gerührt von dem Opfermuth der Andern, weinte. Louise, jede unnütze Rückkehr von Zärtlichkeit verschmähend, fasste sich heroisch, grüsste und ging.

Es blieb die Königin, die edel, wie sie war, ihr längst vergeben hatte, als sie sah, dass Louise dasselbe Schicksal mit der legitimen Gattin theilte. Louise wollte, dass, so wie ihr Vergehen gegen diese edle Frau öffentlich gewesen war, auch ihre Busse öffentlich sei. Sie warf sich der Königin zu Füssen, und diese grossmüthige Frau hob sie auf, umarmte sie und versicherte sie wiederholt ihrer Verzeihung.

Die rührende Grösse dieses Abschieds fing an die Montespan zu beunruhigen. Sie führte Louise zu sich in ihre Gemächer und da soupirte diese zum letzten Mal mit dem Hof. Am folgenden Morgen begab sie sich in die Messe des Königs, der wieder weinte, so dass eine Stunde nachher seine Augen noch roth waren. Aus der Kapelle heraustretend, bestieg sie einen Wagen, ihre zwei Kinder waren bei ihr, Freunde und Verwandte folgten in anderen Wagen. Es waren gerade 13 Jahre, dass die »kleine la Vallière« ganz unschuldig und fröhlich zu den ersten Hoffesten nach Fontainebleau gekommen war. Jetzt ging sie, kaum dreissig Jahre alt, noch immer in Schönheit, lebend in ein Grab. Das Volk drängte sich, die künftige Nonne zu sehen, man weinte und bewunderte sie. Es war zugleich ein Begräbniss und ein Triumphzug. Sie verliess die Welt in der Weise, die zu ihrer liebenswürdigen, sanften Natur passte, und so hielt die Welt ihr anmuthsvolles, graziöses Bild für immer fest.

Die schwere Thüre des Klosters schloss sich hinter ihr. Sie, anstatt davon erschreckt zu werden, fühlte lautere Freude und sagte zu der Priorin: »Ehrwürdige Mutter, ich habe mein Lebelang einen schlechten Gebrauch von meinem Willen gemacht; jetzt geb ich ihn in Ihre Hände, um ihn nie wieder zu nehmen.« Sie verlangte als eine Gnade, alsbald das geistliche Kleid anlegen zu dürfen und noch

am selben Abend schnitt sie ihre Haare ab. Diese Nachricht verbreitete sich alsbald in Paris und nun zweifelte man nicht mehr, dass Louise sich für immer von der Welt geschieden habe. Sie war bald mit dem einfachen, strengen, harten Leben des Ordens vertraut. Eine Zelle mit getünchten Mauern, einem Fenster, einer Thür, einem hölzernen Bett in Form eines Sarges, eine harte Strohmatratze und Betttücher von Sarsche, ein Strohstuhl, ein Kruzifix und zwei Bilder, das war die Wohnung einer Karmelitin. Sie durfte nicht das geringste Eigenthum besitzen. Im Speisesaal herrschte gleiche Einfachheit: ein hölzerner Löffel, ein irdener Teller und ein Napf. Die Nahrung war immer Fastenspeise: Milch, Käse, Gemüse, zuweilen Fisch. Um 5 Uhr Morgens stand man auf, um 11 Uhr Abends legte man sich nieder, und die Stunden dieses langen Tages waren unausgesetzter Arbeit gewidmet. Dazu kam die rauhe Kleidung, ein Hemd von Sarsche, Strümpfe von grobem Leinen, Schuhe von Stricken ohne Absätze, ein Gewand von Sarsche, auf dem Kopf eine Binde und ein Schleier.

Auf ihr Verlangen erlaubte man der Herzogin die Zeit ihres Postulats abzukürzen und nach drei Monaten den Tag ihrer Einkleidung zu bestimmen. Sie wählte den achten Sonntag nach Pfingsten, wo die Kirche das Evangelium des guten Hirten, der das verlorene Schaf heimträgt, lesen lässt. Bossuet, den

Louise gebeten hatte, die Predigt zu halten, war verhindert; es übernahm sie der Bischof de Fromentières, ein ernster, würdiger Mann. Der Hof war abwesend, aber die kleine Kirche der Karmeliten war gedrängt voll Menschen, unter denen viele der vornehmsten Damen, die dem Hof nicht gefolgt waren. Louise de la Vallière in reicher weltlicher Kleidung nahm unter ihnen Platz. Die Predigt war tief ergreifend, der Bischof fühlte sich offenbar selbst hingerissen von der Bekehrung eines so schönen, jungen, hochgestellten Wesens, welches dem Leben mit all seinen Lockungen entsagte, um einen einzigen Fehler zu büssen, den die Welt nicht nur verzieh, sondern entschuldigte. Er feierte die Büsserin, aber er sagte ihr auch, dass das Leben, welches sie erwählt habe, kein Leben für schwache Seelen sei, und dann wendete er sich zu den Anwesenden, und in Gedanken wohl noch mehr zu den Abwesenden, und sagte: »Die Gnade erhebt heute diese Seele zu einem leuchtenden Beispiel für das Jahrhundert; wenn es dasselbe nicht beherzigt, so kann dies Beispiel ihm leicht einst zur ewigen Verdammniss werden. Wenn ein so grosser Akt des göttlichen Erbarmens ihm unnütz ist, so haben wir nichts mehr zu hoffen für unsere Erlösung.«

Nach der Predigt legte Louise de la Vallière für immer ihre weltliche Kleidung ab, und das harte Gewand der Karmelitinnen an, kam, sich vor dem Altar niederzuwerfen,

und erhob sich als Schwester Louise der Gnade (soeur Louise de la miséricorde).

Vom ersten Augenblick ihres Eintrittes an unterzog sie sich den härtesten Arbeiten, indem sie fand, dass nichts hart und niedrig genug für sie sei. Und sie that es mit Freudigkeit und bedauerte in nichts die Freuden der Welt, die sie verlassen hatte. Auch wollte sie keinen Tag verlieren, um am Ende ihres Noviziats, das der Regel nach ein Jahr dauerte, ihr Gelübde abzulegen. Sie hatte das Ordenskleid am 2. Juni 1674 angelegt. Am 3. Juni 1675 legte sie ihr Gelübde im Kapitel ab und am folgenden Tag nahm sie den schwarzen Schleier in der Kirche der Karmeliten. Dieselbe war wieder gedrängt voll von Menschen. Monsieur, Bruder des Königs, seine zweite Frau, seine Tochter, die grande Mademoiselle, alle Personen des Hofes waren anwesend. Die Königin Marie Therese nahm auf der Tribüne der Nonnen Platz, neben ihr die Schwester Louise der Gnade. Diesmal predigte Bossuet und seine gewaltige Rede galt mehr dem abwesenden königlichen Sünder, als der reuigen Büsserin, die er mit zartem Lob als die Seele, die zu Gott heimkehrt, feierte, während er mit scharfen Worten die Könige und Grossen der Erde rügte, die ihren Leidenschaften nachhängen und nach dem eitlen Ruhme der Eroberer streben. Er durfte um so kühner reden, als er auch im Gespräch

dem König dieselben Dinge noch einfacher, noch direkter gesagt hatte.

Noch war die Versammlung unter dem Eindruck der Rede, als die Büsserin von der Tribüne herniederstieg, um diesen letzten öffentlichen Akt ihres Lebens muthig, edel und liebenswürdig, wie alles Frühere, zu vollziehen. Das Jahr eines strengen Klosterlebens hatte ihre Züge nicht entstellt, im Gegentheil, ihre Schönheit schien noch verklärter und überraschte alle Anwesenden. Man sah sie zum letzten Mal. Die Priorin bedeckte das liebliche Antlitz mit dem schwaren Schleier, von Marie Therese ihr geschenkt und vom Erzbischof geweiht.

Dann nahm sie Louise bei der Hand und führte sie in einen kleinen Garten beim Chor der Schwestern. Da, zwischen den Blumen, die am Rand eines Grabes zu blühen schienen, legte die neue Nonne sich auf die Erde, und als das schwarze Leichentuch Louise de la Vallière bedeckte, durchlief ein Schauer die Versammlung und Viele weinten. Aber die der Welt Gestorbene erhob sich, um in Gott zu leben.

Wie man auch über die Art dieser Busse denken mag, kein fühlender und unparteiischer Mensch wird die Grösse und moralische Schönheit leugnen, mit der Louise ihren Entschluss durchführte. Sie fand in der Kraft der Entsagung den Heroismus ihres Geschlechts wieder, den ihre Väter in Kampf und Streit bewährt

hatten. Sechsunddreissig Jahre lang übte sie in Demuth und Freudigkeit die strengen Gebote des Karmel. Ihre uns erhaltenen Briefe an ihren edlen Freund, den Marschall von Bellefonds, geben Zeugniss von dem unverändert freudigen Muth, mit dem sie ihr hartes Leben ertrug. Sie, die man einst als Herzogin de la Vallière gezögert hatte, im Kloster aufzunehmen, war jetzt zum geliebten Vorbild einer wahren Busse und vollständigen geistigen Wiedergeburt geworden. Und die einzige wirkliche, versöhnende Gerechtigkeit, die aus dem Innern der Menschen und ihrer Thaten entspringt, fehlte auch in ihrem Leben nicht. Eines Tages meldete man ihr, dass die Marquise von Montespan am Sprachgitter ihrer harre. Nicht mehr die hochmüthige Favoritin, die einst mit glänzendem Gefolge gekommen war, diese ernsten Räume mit eitler Lustigkeit zu füllen, sondern eine verabschiedete, vom Hof entfernte Frau, von ihrem Liebhaber und von ihrem Gatten verstossen, von ihren legitimen und illegitimen Kindern verachtet, so stand diese intrigante Rivalin jetzt vor ihrem Opfer, um sich Rath zu holen. Der Inhalt dieser Unterredung ist uns nicht aufbewahrt worden, aber eine Montespan war nicht fähig, das hohe Beispiel Louisens nachzuahmen.

Sie überlebte die meisten der Zeitgenossen, mit denen sie zu ihrem Glück oder ihrem Unglück verkehrt hatte. Endlich aber nahte sich auch ihr der Befreier. Von schweren körper-

lichen Leiden heimgesucht, blieb sie unverdrossen in Erfüllung ihrer Pflichten, heiter und ohne Klage; wie ihre Aebtissin sagte, von ihren Schmerzen nur wahrnehmen lassend, was sie nicht verbergen konnte. Bis zum letzten Augenblick behielt sie die Klarheit des Geistes und starb, indem sie ihre Gefährtinnen ebenso betrübt über ihren Verlust, wie erbaut von ihrer Busse hinterliess.

Als Ludwig XIV. den Tod von Louise de la Vallière erfuhr, schien er wenig bewegt. Welche Gemeinschaft war auch noch zwischen dem alten königlichen Sünder, der an die Stelle der edelsten legitimen Frau, der liebevollsten, anmuthigen Geliebten und so vieler unwürdiger Nachfolgerinnen nun die langweilig - pedantisch - tugendhafte Gouvernante seiner Bastarde, ehemals Madame Scorron, jetzt Madame de Maintenon, gesetzt hatte — welche Gemeinschaft war, sage ich, zwischen ihm und der armen Karmeliternonne, die, als ihre Leiche nach dem Gebrauch des Ordens am Gitter des Chores ausgestellt war, von der herzudrängenden Menge schon heilig gesprochen wurde, so dass die vier Schwestern, die bei ihr Wache hielten, kaum genügen konnten, um all die Reliquien hinzunehmen, mit denen man diese verehrten irdischen Ueberreste berühren wollte?

Dem liebenswürdigen Bild dieser holden Büsserin folge nun das einer anderen weiblichen Erscheinung, noch vom Ende desselben

Jahrhunderts, aus einer ganz verschiedenen Gesellschaftssphäre, aber als Individualität nicht minder liebenswerth als jene und ein anderer Beweis, wie das Edel-Weibliche in allen Zeiten, auf allen Bildungsstufen der Gesammtheit, unter schweren Schicksalen und Prüfungen aller Art, die reine Schönheit der menschlichen Natur siegend bewährte und durch die Thatsachen, den hochmüthigen Satz von der Inferiorität des Weibes widerlegte. Hatten ja doch auch von jeher nur die grossen Persönlichkeiten des männlichen Geschlechts die Ansicht von der Ueberlegenheit desselben hervorgebracht.

Adrienne le Couvreur,

eine der anziehendsten Erscheinungen, die je die Bühne des Théatre français betreten haben, ist dem grossen Publikum wohl nur durch das französische Schauspiel, das ihren Namen zum Titel hat, bekannt, und Wenige wissen mehr von ihr, als die Sage von ihrer Liebe zu Moritz von Sachsen und von ihrem frühzeitigen Tod.

Herr Monval, Archivist am Théatre français, hat aber aus den lautersten Quellen, nämlich ihren eigenen Briefen, und aus Papieren, die der Zerstörung in der Bastille glücklich entgangen sind, eine biographische Studie veröffentlicht, die uns den Einblick in eine so schöne Seele eröffnet, dass ein Zeitgenosse mit Recht von ihren Tugenden schreiben konnte, und dass man, wenn man sie nicht mehr als Künstlerin bewundern kann,

sich doch von innigster Sympathie für sie durchdrungen fühlt.

Adrienne war 1692 in der kleinen Stadt Samery in der Champagne geboren, armer Leute Kind — ihr Vater war ein Hutmacher — aber von der Natur reich ausgestattet mit jener siegreichen Macht des Genies, die sich auch unter ungünstigen Umständen Bahn bricht. Schon als Kind recitirte Adrienne Verse in so auffallend schöner Weise, dass wohlhabende Bürgerfamilien sie in ihr Haus einluden, um ihr zuzuhören. Als sie zehn Jahre alt war, siedelte der Vater mit den Seinen nach Paris über und nahm, aus Zufall oder aus Schickung, eine Wohnung in der Nähe des Théatre français, welches sich eben ein neues Haus hatte errichten lassen. Adrienne wurde in eine Klosterpension gethan, hatte dieselbe aber, vierzehn Jahre alt, bereits verlassen, als sie sich an Aufführungen betheiligte, die eine Gesellschaft junger Leute in dem Hause eines Krämers veranstaltete. Hier trug Adrienne in der Rolle der Pauline im »Polyeucte« die Verse Corneille's mit einer Meisterschaft vor, die einer grossen Künstlerin würdig gewesen wäre. Eine vornehme Dame der Nachbarschaft hörte von diesen Aufführungen, interessirte sich dafür und gab einen Raum in ihrer Wohnung dazu her. Der Hof, die vornehme Gesellschaft fanden sich dazu ein, und der Erfolg Adriennes war so gross, dass

man ihr einstimmig eine glänzende Zukunft voraussagte. Der Neid der Mitglieder des Théatre français, welche gegen die kleinen Privattheater schon lange einen erbitterten Krieg führten, wandte sich auch gegen diese Vorstellungen und machte denselben, mit Hilfe der Polizei, ein Ende. Indess, was bestimmt war, musste sich doch vollenden. Ein mittelmässiger Schauspieler, aber ein vorzüglicher Lehrer, nahm sich Adriennes an, erkannte ihr ausserordentliches Talent und verschaffte ihr eine Anstellung bei Theatern in der Provinz, da er wusste, dass dies die Schule war, aus der sich das Personal des Théatre français rekrutirte. Nach mehreren Jahren unausgesetzter Erfolge in den Provinzen kehrte sie im Jahre 1717 nach Paris zurück und debütirte mit solchem Erfolg auf dem Théatre français, dass man sagte: sie fängt damit an, womit die grössten Schauspielerinnen aufhören. Sie war damals fünfundzwanzig Jahre, und ihre glänzenden Erfolge erregten den Neid ihrer Kolleginnen und Nebenbuhlerinnen, aber sie siegte über alle Kabalen und Aergernisse durch ihr einfaches, edles, wahres und ergreifendes Spiel, das sich, unterstützt von dem Rath geistvoller Kenner des Theaters, zur Vollendung steigerte und dreizehn Jahre hindurch auf der Höhe erhielt.

Im Anfang ihres Aufenthalts in Paris lebte Adrienne sehr zurückgezogen und wies die Menge ihrer Anbeter streng zurück, denn ihr

Herz war schon zweimal während ihres Aufenthalts in Strassburg schwer verwundet worden, zuerst durch den Tod eines jungen, von ihr geliebten Mannes, dann durch die Untreue eines andern, der ihr die Ehe versprochen hatte und sie treulos verliess. Seitdem glaubte sie ihr Herz für immer der Liebe verschlossen und wollte nur noch für die Kunst leben. Da erschien Moritz von Sachsen, der heldenmüthige Sohn des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen und der schönen Aurora von Königsmark, in ihrem Gesichtskreise. Ihm widerstanden die Herzen so wenig wie die Städte, wie man sagte, und Adrienne glaubte zum ersten Mal zu lieben, als sie ihn kennen lernte. Drei Jahre währte das Glück dieser Liebe, dann aber rief der Ehrgeiz den jungen Helden nach dem Norden. Als es ihm an Geld fehlte, die Herzogskrone von Kurland zu gewinnen, schrieb er an seine Freunde in Frankreich, und Adrienne war die Erste, die ihren Schmuck und ihr Silberzeug für ihn verkaufte. Das Unternehmen gelang aber nicht, und nach drei Jahren Abwesenheit kehrte Moritz im Jahre 1728 nach Paris zurück. Seine Liebe war jedoch erkaltet, und ein heftiger Ausbruch der Eifersucht Adriennens löste das Band vollends, indem er sich nun um die Gunst der Herzogin von Bouillon bewarb. Dieser Dame wird der Versuch zugeschrieben, Adrienne vergiftet zu haben,

und Dumas hat das Motiv für sein Stück benutzt, doch ist die Sache nie völlig erwiesen worden. Gewiss ist nur, dass ein verwachsener Abbé, Bouret, der als Instrument des Vergiftungsversuchs gedient haben soll, wiederholt in's Gefängniss gesetzt und ihm der Prozess gemacht wurde, und dass Adrienne plötzlich, am 17. März 1730, starb. Allerdings war sie schon seit längerer Zeit oft leidend und sicherlich hatte der Schmerz über die Untreue des Geliebten dazu beigetragen, ihren zarten Organismus zu erschüttern. Voltaire war der Meinung, dass sie eines natürlichen Todes gestorben sei, aber andere Zeugnisse bestärken in der entgegengesetzten Vermuthung. Auch erhöht es den Verdacht, dass man der berühmten Schauspielerin nicht nur ein christliches Begräbniss verweigerte, sondern ihr nicht einmal einen Sarg gönnte. Die Leiche wurde an einem unbekannten Ort mit Kalk bedeckt und verscharrt, wohl um die Autopsie unmöglich zu machen. Unmittelbar nach Adriennes Tod verstummten die Kritiken und widersprechenden Urtheile, denen sie im Leben ausgesetzt war. Ihr Lob ertönte von allen Seiten und das Bedauern über ihren Tod machte sich in einer Menge von Epitaphen und Versen Luft.

Aus den Briefen, die von Adrienne le Couvreur an verschiedene Personen gerichtet sind, sei hier einer wörtlich wiedergegeben, der vor allen anderen ihr liebenswürdiges

Gemüth offenbart. Mit grosser Tiefe des Gefühls vereinte sie eine strenge Redlichkeit und eine Kraft der Selbstbeherrschung, wie sie sogar selten edlen Naturen eigen ist. Unter den Vielen, welche in Liebe für sie entbrannten, war der junge, liebenswürdige d'Argental. Aber er vermochte keinen Eindruck auf sie zu machen, und sie wies seine Leidenschaft streng zurück, bewahrte ihm aber eine wahre, sich immer gleich bleibende Freundschaft. Die vornehme Familie des jungen Mannes that Alles, um ihn von seiner Leidenschaft zu heilen. Man schickte ihn auf Reisen, man war niedrig genug, Adrienne bei ihm zu verleumden; nichts war im Stande, seinen Sinn zu ändern. Darauf schrieb Adrienne seiner Mutter folgenden Brief:

»Ich kann nicht ohne lebhafte Betrübniss, meine gnädigste Frau, von der Besorgniss hören, in der Sie sich befinden, und von den Plänen, welche diese Besorgniss Sie fassen lässt. Ich könnte hinzufügen, dass es mir ebensoviel Schmerz bereitet, zu erfahren, dass Sie mein Betragen tadeln; aber ich schreibe Ihnen weniger, um dasselbe zu rechtfertigen, als um Ihnen zu sagen, dass es in Zukunft in Allem, was Sie interessirt, so sein wird, wie Sie es mir vorschreiben werden. Ich hatte mir Dienstag die Erlaubniss erbeten, Sie zu sehen, in der Absicht, vertrauensvoll zu Ihnen zu sprechen und mir Ihre Befehle zu erbitten. Ihr Empfang erkältete meinen Eifer und ich

empfand nur noch Schüchternheit und Trauer. Dennoch ist es nöthig, dass Sie meine wahre Gesinnung kennen und, wenn es mir erlaubt ist, noch etwas mehr zu sagen, dass Sie es nicht verschmähen, auf meine bescheidenen Vorstellungen zu achten, wenn Sie Ihren Herrn Sohn nicht verlieren wollen. Er ist der ehrerbietigste Sohn und der redlichste Mensch, den ich im Leben gesehen hatte. Sie würden ihn bewundern, wenn er Ihnen nicht angehörte. Noch einmal, gnädigste Frau, geruhen Sie, sich mit mir zu vereinen, um eine Schwachheit zu zerstören, die Sie aufregt und deren Mitschuldige ich nicht bin. Zeigen Sie ihm weder Verachtung noch Bitterkeit. Ich will lieber seinen ganzen Hass auf mich laden, trotz der Freundschaft und Verehrung, die ich für ihn empfinde, als ihn der Versuchung aussetzen, gegen Sie zu fehlen. Seine Heilung liegt Ihnen zu sehr am Herzen, um nicht sorgsam und beständig daran zu arbeiten, aber es kann Ihnen nicht allein gelingen, besonders wenn Sie seine Neigung durch Autorität bekämpfen wollen oder dadurch, dass Sie mich ihm mit unvortheilhaften Farben malen. Diese Leidenschaft muss wohl ausserordentlich sein, da sie sich schon so lange ohne die geringste Hoffnung erhält, und inmitten von Widerwärtigkeiten, ungeachtet der Reisen, die Sie ihn machen lassen, trotzdem er mich in acht Monaten nicht sah und nicht wusste, ob ich ihn noch jemals empfangen würde. Ich glaubte ihn

geheilt und das hatte mich bewogen, ihn in meiner letzten Krankheit wieder zu sehen. Es ist begreiflich, dass sein Umgang mir ohne diese unglückliche Leidenschaft, die mich ebensosehr erstaunt, wie sie mir schmeichelt, die ich aber nicht missbrauchen will, ausserordentlich gefallen würde. Sie fürchten, dass er seinen Pflichten untreu werden würde, wenn er mich sähe, und Ihre Furcht treibt Sie zu gewaltsamen Entschlüssen gegen ihn. Es ist nicht recht, gnädigste Frau, dass er so vielfach unglücklich sein soll. Fügen Sie dem Leid, welches ich ihm bereite, nicht noch Anderes hinzu, sondern versuchen Sie vielmehr ihn dafür zu entschädigen. Ich werde ihm schreiben, was Sie wünschen; ich werde ihn nie wiedersehen, wenn Sie es wollen; ich werde auf's Land gehen, wenn Sie es für nöthig halten, aber drohen Sie ihm nicht mehr, ihn an das Ende der Welt, nach St. Domingo, zu verschicken. Er kann seinem Vaterland nützen; er wird das Entzücken seiner Freunde sein; er wird Sie mit Zufriedenheit und Ruhm überhäufen; Sie brauchen nur seine Talente zu leiten und seine Tugenden sich entwickeln zu lassen. Eher werde ich mich aus der Welt zurückziehen oder seine Leidenschaft erwidern, ehe ich dulde, dass er in Zukunft noch durch mich oder um meinetwillen gequält werde. Verzeihen Sie einem Gefühl, das Sie zerstören können, das ich aber nicht zurückhalten konnte. Fügen Sie das, was ich von Ihnen

verlange, den anderen Gunstbezeigungen hinzu, die Sie mir erwiesen haben, und erlauben Sie mir zu denken, dass meine aufrichtige Anhänglichkeit und meine lebhafte Dankbarkeit Sie zwingen werden, mir das Wohlwollen zu bewahren, das mir so werth ist.«

Liebenswürdiger hat kaum je ein Weib eine edle Liebe zurückzuweisen versucht. Aber ebenso entschieden wie sie leidenschaftliche Zuneigung abwehrte, wenn sie dieselbe nicht theilte, ebenso warm und treu war sie in der Freundschaft. Einfach und natürlich wie in ihrem Spiel, war sie auch in ihren Beziehungen zu den Menschen. »Wenn es sich darum handelt,« schreibt sie einmal, »meinen Freunden zu schreiben, denke ich nie, dass ich besonderen Geist nöthig habe, um ihnen zu antworten. Mein Herz genügt für Alles, ich horche darauf und dann handle ich und das ist immer gut gewesen. Man nimmt mich, wie ich bin, oder man lässt mich. Die ganze Kunst, die ich kenne, besteht darin, dass ich mich nie an den Kopf werfe, sei es für welches Gefühl es wolle. Ich suche zunächst Redlichkeit bis in meine geringsten Beziehungen; wenn die Grazien sich damit einen, weiss ich sie zu empfinden, denn die Natur hat mir einen wunderbaren Instinkt, sie zu erkennen, verliehen. Die Gewohnheit der Welt, die Zeit und ein wenig Verstand, haben mich überzeugt, dass man im Leben viel Nachsicht haben muss, aber die, welche sie am wenigsten nöthig

haben, verlieren darum nichts mit mir, ich gebe ihnen statt dessen so viel Achtung und Bewunderung, als sie mir zu verdienen scheinen, und wenn sie mir einiges Wohlwollen erzeigen, so begreifen sie, was die Dankbarkeit solchen Gefühlen noch hinzufügen kann, und gewiss, ich war nie undankbar.«

Wie gerechtfertigt erscheint darum die Empörung der Schauspieler des Théâtre français, als sie im April 1797 dem damaligen Minister des Innern schrieben: »Vertrauensvoll wenden wir uns an Sie, einen Akt der Gerechtigkeit zu erlangen, den die schönen Künste, deren Freund und Beschützer Sie sind, fordern. Schimpfliche Vorurtheile, Fanatismus und Aberglauben haben einst der berühmten Adrienne le Couvreur die Ehre des Begräbnisses verweigert. Diese rührende Schauspielerin, die zuerst die Sprache der Natur, den Schrei der Seele und den Ausdruck der Wahrheit auf die Bühne brachte, erhielt bei ihrem Tode, als Preis ihrer Talente, eine Beleidigung, für die ihre Manen von dem Jahrhundert der Philosophie, von dem wiedergeborenen Volk, heute Genugthuung fordern.« —

Haben wir bisher mehr als eine weibliche Persönlichkeit angeführt, die, wie Jeanne de Pienne, Louise de la Vallière, Adrienne le Couvreur, den eingebornen Seelenadel in schweren Prüfungen, unter Verfolgungen, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen schmerzlichster Art bewähren mussten, so haben wir

schon mit Madame de Sévigné in den Anfang jener glänzenden Epoche des Frauenlebens, wo die Frau nicht nur der anmuthsvolle, sondern auch häufig der geistige Mittelpunkt der gebildeten Gesellschaft wurde und welche im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte.

Es ist bekannt, dass gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, als schon durch grosse bahnbrechende Geister und philosophische Denker eine grosse Gährung in die Gedankenwelt der Gebildeten gekommen war und als dumpfes, noch unverstandenes Element des Aufruhrs sich in den Massen regte, der Salon der Madame Necker, der ausgezeichneten Frau des damaligen Ministers Necker, ein Sammelplatz der vornehmsten Geister der Zeit war, wo alle Probleme des Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Politik besprochen wurden. In diesem Salon glänzte neben der Mutter ein junges Mädchen, ihre Tochter, welche hier die ersten bedeutenden Anregungen empfing, die sie zu einer der ausgezeichnetsten weiblichen Erscheinungen in der Literatur, nicht nur ihrer Zeit sondern aller Zeiten, machten.

Germaine Necker erblickte das Licht der Welt am 22. April 1766. Die zwei Hauptfaktoren ihrer Kindheit und ersten Jugend waren ein glückliches Familienleben und eine glänzende Bekanntschaft mit der Welt, in dem Salon ihrer Mutter. »Eine Ehe wie die ihrer Eltern«, sagt Sorel, ihr Biograph, »blieb das

ideale Vaterland ihres Herzens; ein Salon, wie der ihrer Mutter, das ideale Vaterland ihres Geistes; das Glück in der Ehe blieb das Utopien und ein Königthum des Salons, der Ehrgeiz ihrer Existenz.«

Der früheste Traum ihrer Jugend war, ausser dem Kultus für ihren Vater und der Bewunderung J. J. Rousseau's, die Liebe, wie sie dieselbe verstand, in der leidenschaftlichen Hingebung, in der unausgesetzten glorreichen Begeisterung des ganzen Wesens. Später, als das Leben ihr bereits die bittersten Enttäuschungen gebracht hatte, lässt sie Corinne sagen: »Indem ich den Ruhm suchte, habe ich stets gehofft, er würde mich geliebt machen«, und als sie einsah, dass aller Ruhm, der ihr zu Theil wurde, eitel sei ohne die Liebe, bekennt sie: »Der Ruhm selbst kann für eine Frau nur die glänzende Trauer des Glücks sein.«

Dem übermächtigen Bedürfniss der Hingabe des ganzen Wesens an einen mit allen Vorzügen geschmückten geliebten Mann widersprach aber das ebenso mächtige Bedürfniss, zu glänzen und durch die Herrschaft ihrer geistigen Vorzüge, den Mangel weiblicher Anmuth, dessen sie sich bewusst war, zu ersetzen. »Sie musste voll Begeisterung reden, um hinzureissen, zu erobern, um sich lieben zu machen,« sagte Sorel; »sie konnte nur glücklich sein, wenn der Mann, den sie liebte, sie beherrschte, aber sie selbst war in der Liebe das des-

potischste aller Geschöpfe. Sie wollte glänzen, um geliebt zu werden, aber sie wollte nur einen Mann lieben, der glänzender war als sie, und aus dem Funken im Zusammenstoss der Geister wurde wohl die Liebe geboren, aber sie verzehrte sich, wenn die Flamme einmal entzündet war.«

Es kam der Zeitpunkt, wo die Eltern daran dachten, sie zu verheirathen. Die Mutter wünschte eine grosse Heirath. Die Wahl, die man traf, konnte nicht schlechter sein. Sie fiel auf den Baron von Staël-Holstein, einen Schweden von vornehmer Geburt, Gesandten am französischen Hof, 17 Jahre älter als Germaine, einen Mann von feinen Sitten, gebildet, aber Spieler, Verschwender, vor Allem aber Diplomat und nach einer Heirath aussehend, die ihm erlauben würde, seine Schulden zu bezahlen und als Gesandter zu glänzen. Necker stellte seine Bedingungen, und eine alte Freundin suchte den König von Schweden, Gustav III., dafür zu gewinnen. Die Verhandlungen dauerten 5 Jahre, und endlich, mit Zugeständnissen von der einen und der anderen Seite, wurde Germaine Necker, am 14. Januar 1786, Baronin von Staël, ohne dass man sie um ihre Einwilligung gefragt hatte.

Diese Heirath war der Anfang all der stürmischen Katastrophen ihres Lebens. Als sie bereits ihr Leben überschaute und sich von dessen Vorgängen Rechenschaft gab,

schrieb sie: »Das Schicksal einer Frau ist entschieden, wenn sie den nicht geheirathet hat, den sie liebte; die Gesellschaft hat in der Bestimmung der Frauen ihnen nur eine Hoffnung gelassen; wenn das Loos gezogen ist und man verloren hat, ist Alles vorüber.«

Aber obschon sie das Glück, welches ihr Herz ersehnte, nicht gefunden hatte, so war sie doch keineswegs unglücklich in den drei ersten Jahren ihrer Ehe. Sie gab sich den Freuden der damals noch so glänzenden Pariser Gesellschaft hin, wurde in Versailles empfangen, schrieb dem König Gustav III. geistreiche Briefe, die seiner Eitelkeit schmeichelten, und vereinigte in ihrem Salon, welcher den ihrer Mutter verdunkelte, eine ausgezeichnete Gesellschaft, deren Zierde und Entzücken sie selbst war. Der noch sehr junge Talleyrand, damals erst Abbé de Perigord, sagte später: »Wer nicht in diesen Jahren gelebt hat, weiss nicht, was die Freude zu leben ist. Germaine Staël war Königin des kommenden Frankreich in Paris, Marie Antoinette Königin des Frankreich, welches verging, in Versailles.«

Die Revolution wendete plötzlich die hohen Geistesgaben der Staël der Politik zu; aber sie konnte sie nur von ihrem Salon aus leiten; in den politischen Stürmen, inmitten der Schwächen und Laster der handelnden Männer, war sie unfähig, zu herrschen. Sie liebte die Freiheit, sie hatte einen männlichen Geist, aber

ihre weiblichen Schwächen und besonders ihre Herzensgüte hinderten sie, in der Politik stark und consequent zu sein. Dieselbe wurde in ihrem Leben blos eine Enttäuschung und ein Leiden mehr. Nur einen glückseligen Augenblick gab ihr die Revolution: die triumphirende Rückkehr Neckers nach dem 14. Juli 1789. Sie war bei ihrem Vater, als er im Stadthaus das Volk zur Einigkeit ermahnte und mit Jubel begrüsst wurde. Ausser sich vor Entzücken, rief sie: »Welche berauschende Freude ist die Popularität!« Aber die Kehrseite dieser kurzen Glückseligkeit kam bald. Der zweite, diesmal unwiderrufliche Fall Necker's, Zwistigkeiten zwischen Staël und dem König, die seine Stellung bedrohten, und die grossen Katastrophen, die Schlag auf Schlag folgten, verwandelten den kurzen Traum der Begeisterung in tragisches Leiden. Dazu kam, dass sie, die ebenso geglänzt hatte, wie die Königin, auch ebenso verleumdet und angefeindet wurde, wie diese. Man nannte sie die Bacchantin der Revolution. Aber ihre Begriffe des Wünschenswerthen, welches die letztere bringen sollte, waren himmelweit verschieden von dem, was die Masse des französischen Volkes wollte. Sie und der kleine Zirkel der geistvollen Besucher ihres Salons verfolgten die Entwicklung ihrer reinen Theorien über die Reform des Staates, die politische Konstitution, die Garantie einer gemässigten Freiheit. Das französische Volk

verfolgte den Lauf seiner Geschichte nach seinen Impulsen und der Erziehung durch die Monachie hin zur Demokratie, zur bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, und aus dem vollkommenen Missverständniss des eigentlichen Charakters der Revolution entstand für die Staël eine lange Reihe von Fehlern im Betragen, von Enttäuschungen und Schmerzen.

Dazu kam die erste grosse, leidvolle Enttäuschung für ihr Herz. Narbonne, den sie mit Leidenschaft geliebt und an dessen Ernennung zum Minister sie grossen Antheil gehabt hatte, wandte sich von ihr, als die Unvorsichtigkeiten, die ihre Liebe sie begehen liess, den Erfolgen seines Ehrgeizes Eintrag thaten. Sie sah ein, dass sie sich getäuscht und bis dahin noch nicht gewusst hatte, was wahrer Schmerz sei. Sein jäher Fall gab der Staël ihre wahre Bedeutung in der französischen Revolution: zu den Opfern derselben zu gehören. Dabei zeigte sich ihre Natur von der schönsten Seite, der der Grossmuth. Sie war unermüdlich, ihre Ruhe, ihre Freiheit, ja, beinahe ihr Leben zu wagen, um zu helfen, zu retten; freigebig mit ihrer Thätigkeit, mit ihrem Vermögen, achtete sie Beleidigungen nicht und that Gutes, ohne auf Dank zu rechnen. Sie versuchte, die Königin zu retten; sie rettete Narbonne, und erst in der letzten Stunde, im September 1792, verliess sie Paris und floh nach Coppet, ihrem Gut am Genfer See. Die ihr verhasste Einsamkeit trieb sie

von da nach England, wo sie ihre alten Freunde im Exil, aber auch die alten Anfeindungen der Konservativen, deren Anschauungen sie nicht theilte, fand. Sie kehrte nach Coppet zurück, wo auch ihr Mann sich eine Zeit lang einfand. Der Terrorismus in Frankreich überwältigte sie so, dass ihr jede Arbeit unmöglich war und sie sich den schmerzlichsten Betrachtungen hingab.

Der im Mai 1794 erfolgte Tod ihrer Mutter vereinigte sie auf's Neue ganz mit ihrem Vater, der, wie alle schönen Seelen es thun, den eignen Schmerz zu vergessen suchte, indem er den der Andern tröstete. Er lehrte seine Tochter, sich mit ihren Kindern zu bebeschäftigen und so einen Theil ihrer Zeit auszufüllen. Ihr Kultus für den Vater erhielt neue Nahrung und ist von ihr auf alle Weise ausgesprochen worden. Sie war die liebendste Tochter, die aufmerksamste Mutter, die treueste Freundin. Aber es war nicht ihre Bestimmung, im Leben der Familie aufzugehen. Nach so vielen Wandlungen, Enttäuschungen und Schmerzen, die sie erfahren, fiel sie, zu dem Unglück ihres Lebens, der tragischen Leidenschaft anheim, die in Stürmen lebt und in bitterer Erfahrung endet. Sie begegnete Benjamin Constant.

Das Bild, welches Sorel von ihm entwirft, ist nicht geeignet, die Leidenschaft einer so ausgezeichneten Frau, wie der Staël, zu erklären. Mit den glänzendsten, beinah genialen

Fähigkeiten ausgestattet, dabei Wüstling, Verschwender, Spieler, Duellant, versuchte er Alles, erreichte Vieles, vollendete Nichts; er war unfähig zu handeln, Gutes zu thun, das Leben edel zu gestalten. Aber er war noch jung, als er der Staël begegnete, er entzückte sie durch seinen Geist, rührte sie durch seine Missgeschicke, interessirte sie durch seine Ideen, entflammte eine Leidenschaft in ihr, die ihr Leben verwüstete. Sie lernten sich im Jahre 1794 kennen und die politischen Ereignisse schienen ihnen ein Feld gemeinsamer Thätigkeit zn öffnen. Die Staël schöpfte neue Hoffnung nach dem 9. Thermidor, richtete ihre literarische Thätigkeit auf das politische Gebiet und schrieb die »Reflexions sur la paix adressées à M. Pitt et aux Français«, denn sie war damals auf der Höhe ihrer Begeisterung für England. Diese in vieler Beziehung bedeutende Schrift erleichterte ihr die Rückkehr nach Paris im Mai 1795, woselbst sie auch ihren Mann wieder als Gesandten fand. Ihr Salon öffnete sich auf's Neue, setzte sich aber jetzt aus so verschiedenartigen, sich widerstrebenden Elementen, Ueberbleibseln der alten und Mitgliedern der neuen Zeit zusammen, dass er einen sonderbaren Charakter hatte. Die Staël versuchte die verschiedenen Elemente zu vereinen, und wie sie früher die alte Monarchie nach dem Vorbild der englischen Verfassung hatte umformen wollen, so strebte sie nun eine Re-

publik, ähnlich der der Vereinigten Staaten von Amerika, an. Sie schrieb ihre zweite politische Schrift: »Reflexions sur la paix intérieure.« Aber die Anfeindungen blieben auch diesmal nicht aus. Man traute ihrem Republikanismus nicht und heschuldigte sie, mit ihren alten Freunden gegen die Republik zu konspiriren. Es war die ewige Widerwärtigkeit ihres Lebens; sie sehnte sich nach Paris, um ihren Salon zu haben, und dieser, kaum eröffnet, vertrieb sie wieder von da. Das Direktorium verbannte sie nicht geradezu, legte ihr aber doch die Abreise nahe. Ende 1795 kehrte sie nach Coppet zu ihrem Vater zurück und gab sich zunächst ganz der Literatur hin. Ihre grösseren Arbeiten nahmen da ihren Anfang. Ihr »Traité des passions«, in dem sie sich, ohne es zu wollen, selbst schildert, erschien und machte Aufsehen. Sie hoffte daraufhin nach Paris zurückkehren zu können, umsomehr, da sie auch grossen Antheil an einer Schrift Bejamin Constants zu Gunsten der Republik hatte, aber noch war das Vorurtheil gegen sie zu gross und man drohte ihr sogar mit Gefängniss, käme sie nach Frankreich. Erst im Jahre 1797 wurde dies möglich und diesmal hoffte sie, dauernd bleiben zu können. Ein neuer Enthusiasmus bemächtigte sich ihrer: der für die aufgehende Ruhmessonne Bonapartes, welcher eben aus Italien zurückkam. Er war der erste Mensch, der sie verwirrte und un-

fähig machte, zu reden. Aber ihr idealisirender Traum dauerte nicht lange. Bonaparte nahm ihr Entgegenkommen kalt und mit Misstrauen auf. Beide leidenschaftliche Naturen konnten sich nicht gleichgültig gegenüberstehen; gegenseitiges Misstrauen verwandelte sich nach und nach in Hass. Ihr Salon wurde verdächtig, indem Benjamin Constant, obschon Bonaparte ihn in den Staatsdienst berief, sich alsbald darin öffentlich zur Opposition gesellte. Dazu kam ein Buch, welches die Staël in Coppet, wohin sie für den Sommer zurückkehrte, schrieb und welches, wie auch überhaupt ihr Betragen, ein sonderbares Gemisch von Coquetterie mit Bonaparte, von satirischen Anspielungen auf sein Gouvernement und von Kabalen gegen seine Macht war. Dennoch wünschte sie noch nicht den Sturz des Konsulats. Sie wollte nur eine grosse Stelle darin einnehmen und dessen Zierde sein, die Gefährtin des Genies Napoleons und die Muse seiner Regierung, die sein Genie den modernen Ideen zugewandt hätte. Aber Bonaparte verstand die modernen Ideen anders als sie. Unter seiner Herrschaft war kein Platz für liberalen Enthusiasmus. Er wollte die Revolution in sich verherrlichen und beenden, wollte ganz Staat in allen seinen Formen sein. Seine Republik war das Gegentheil von der Republik der Staël.

Er liess es sie hart fühlen, und sie erklärte

ihm um so erbitterter den Krieg, je coquetter sie mit ihm gewesen war. Im Frühling 1802 nach Paris zurückgekehrt, eröffnete sie abermals ihren Salon; er war nie glänzender gewesen, und ihre Beredsamkeit, ihre Unterhaltung waren nie hinreissender und geistsprühender als jetzt. Benjamin Constant, bereits in Ungnade bei Bonaparte, vereinigte seine bitteren Ausfälle mit den beissenden Sarkasmen der Staël. Bonaparte liess sich vom Zorn zu der kleinlichsten Verfolgung hinreissen und behandelte sie geradezu als eine zu bekämpfende Macht. Sie behielt in diesem Kampf, der zehn Jahre dauerte, das letzte Wort, und es war das einer Frau von Geist: »Welch' eine grausame Berühmtheit geben Sie mir,« schrieb sie ihm, »ich werde eine Zeile in Ihrer Geschichte haben.«

Im Mai 1802 starb Herr von Staël. Sie war frei, und da ihre Leidenschaft für Constant Niemandem ein Geheimniss war, so erwartete man allgemein, sie werde ihn heirathen. Aber trotzdem er ihr unentbehrlich war und sie den Gedanken nicht ertragen konnte, ihn scheiden oder gar einer Andern angehören zu sehen, so konnte sie sich doch nicht entschliessen, sich unauflöslich zu binden, ihn zu ihrem Herrn zu machen, ihrem Rang, ihrer Unabhängigkeit, dem Namen, den sie berühmt gemacht hatte, zu entsagen, Benjamin seinerseits war seiner Rolle als Lieb-

haber einer so gesuchten Frau überdrüssig und ertrug nur schwer ihre Superiorität. Er sehnte sich, blasirt wie er war, nach der Unterwürfigkeit einer guten, beschränkten, legitimen Gattin. So verlangte er zwar ihre Hand, aber ohne Wärme; sie verweigerte sie, ohne sich bitten zu lassen. Sie blieben beisammen, gegenseitig gekränkt, nicht mehr Eifer gefunden zu haben, und litten Qualen in diesem Zwitterzustand, ohne sich daraus befreien zu können.

Die Staël wandte sich endlich zu dem Trost aller schöpferischen Naturen, zur Arbeit. Jetzt beginnt der grössere Abschnitt ihrer literarischen Thätigkeit mit dem Roman »Delphine«, welcher das Gemälde ihres eigenen Lebens und ihrer Persönlichkeit ist. Er weckte neben grosser Bewunderung in Frankreich auch die alten Feindseligkeiten gegen die Verfasserin, und als sie, der Warnungen nicht achtend, im Herbst 1803 sich Paris näherte, erhielt sie den Befehl, sich 40 Meilen von der Hauptstadt entfernt aufzuhalten. Es war der erste offene Akt der Feindschaft Bonapartes. Sie zog es vor zu reisen und wählte Deutschland, um dessen grosse Genies, Goethe und Schiller, kennen zu lernen, deren Ruhm damals in vollem Glanze strahlte. In Weimar traf sie mit Benjamin Constant zusammen. Um die Eindrücke, die sie dort empfing, sich zu vollem Verständniss zu bringen, fehlte ihr die Kenntniss der deutschen Sprache; um

jenen Männern näher zu treten und ihr Geistesleben ganz zu erfassen, fehlte ihr die bescheidene Fähigkeit, den eigenthümlichen Vorzug ihrer brillanten Intelligenz, die Raschheit des Gedankens im Feuer des Gesprächs, zu unterdrücken, um Jenen zuzuhören und ihre Weise des Denkens zu begreifen. Nichts konnte verschiedener von der Art des geistigen Lebens jener Männer sein, als das Wesen der Staël, die Alles wie im Fluge in der Unterhaltung hören und lernen wollte, wobei sie fast immer allein sprach und die wichtigsten Geistesprobleme zu Gegenständen des Gesprächs machte.

Von Weimar ging sie nach Berlin, wo sie sich August Wilhelm Schlegel, dem Erzieher ihrer Söhne, verband, der ihr später half, ihre Ideen über Deutschland zu erweitern und zu berichtigen. Die Nachricht von der Erkrankung ihres Vaters rief sie in Eile nach Coppet zurück. Sie fand ihn todt. Es war der schwerste Verlust ihres Lebens. Sie benutzte den ganzen folgenden Sommer, um mit dem Kultus, den sie von Kindheit an für ihn gehabt hatte, eine Gedenkschrift über seinen Charakter und sein Privatleben zu verfassen, eine rührende, einfache Darstellung, Auch nahm sie tapfer die Erziehung ihrer Kinder und die Verwaltung des Vermögens für dieselben in die Hand, indem sie bei der letzteren Beschäftigung, die ihrem Geist wenig zusagte, noch im Sinne ihres Vaters zu handeln dachte.

Aber die Einsamkeit in Coppet bedrückte sie. Um ihr zu entfliehen, reiste sie nach Italien, trat dort in Beziehungen zu den bedeutenden Menschen der Zeit, was ihr stets mehr am Herzen lag als die Natur, wurde von der Akademie der Arkadia feierlich auf dem Kapitol empfangen und kehrte im Sommer 1805 nach Coppet zurück. Paris war ihr noch verschlossen, und um sich diesem ewigen Eldorado ihrer Seele in Erinnerung zu bringen, schrieb sie den Roman »Corinne«, in dem sie abermals in der Heldin ihr eigenes Bild malte. »Corinne« »bleibt in der Literatur,« sagt Sorel, »als ein Meisterstück — es sind zu viele Längen in der Erzählung und es ist zu viel Mode im Styl — aber als ein schönes Beispiel des poetischen Genies, so wie man es damals verstand. »Corinne« ist für eine ganze grossmüthige, romantische und leidenschaftliche Generation das Buch der Liebe und des Ideals gewesen. Es hat vielen Franzosen Italien offenbart, hat dieses für viele Jahre zum Vaterland der Liebenden und zu dem geträumten Ziel aller Reisen des Glücks gemacht.«

Sie versuchte nun abermals, sich Paris zu nähern, aber Bonaparte, sobald er es erfuhr, bedrohte sie so, dass sie genöthigt war, nach Coppet zurückzukehren. Da erschien »Corinne« und hatte einen ungeheuren Erfolg. Die Verbannte, von Ruhm umstrahlt, beschloss ihr Exil so glänzend zu machen, dass selbst ihre Verfolger geblendet würden. Coppet wurde

ein Sammelplatz der geistreichsten Menschen der Zeit. Frau von Staël versuchte die sich oft sehr widerstrebenden Elemente dieser Gesellschaft harmonisch zu vereinen, und besonders wurde das Theater eine bevorzugte Beschäftigung, wobei natürlich die Staël selbst und Benjamin Constant die Hauptrollen zu spielen pflegten. Das Verhältniss dieser Beiden wurde indess immer stürmischer. Benjamin war des Jochs, welches diese despotische Liebe ihm auferlegte, überdrüssig. Er entfloh ihm oft, kehrte aber stets zurück. Sein Verlangen nach einer legitimen Ehe mit einer einfachen, ihm unterwürfigen Frau, die er in einer Deutschen gefunden zu haben glaubte, wich noch stets dem eifersüchtigen Widerstand der Staël, und die entsetzlichsten Scenen setzten sich fort. Endlich unternahm die Staël, stets von Paris durch Napoleons Zorn ferngehalten, eine zweite Reise nach Deutschland, Ende 1807, und kehrte erst im Sommer 1808 zurück. Sie fand Constant mit jener Deutschen verheirathet und gerieth darüber in einen solchen Anfall von Verzweiflung, dass Benjamin sich nach Coppet zurückführen liess und einwilligte, die Verbindung noch geheim zu halten. Doch sah nun die Staël ein, dass die Liebe auch bei ihr erloschen sei und dass sie ohne den leben könne, den sie nur noch aus Eigenliebe festhielt. Nach und nach brach sie mit dieser Kette und fand sich selbst wieder. Aber sie

suchte ihre volle Befreiung ausser sich, d. h. in der Religion, der sie seit dem Tode ihres Vaters sich wieder allmählich zugewandt hatte, indem sie die Theorie der Moral, wie eine Freundin sagte, durch eine Theorie der Exaltirtheit ersetzte. Diese Veränderung hatte auch auf ihre lierarischen Arbeiten einen grossen Einfluss, und wenn dieselben bisher nur eine Nebensache in ihrem Leben gewesen waren, so wurden sie nun zur Hauptsache. Sie suchte sich nicht mehr selbst darin zu idealisiren, um geliebt zu werden, sondern sie gab das Beste ihrer eigenen Seele, um veredelnd auf andere Seelen zu wirken, und indem sie sich über die weltlichen Interessen und die kleinlichen Kabalen der Gesellschaft erhob, begründete sie erst ihren wahren Ruhm bei der Nachwelt.

Der Anfang dieser neuen Lebensepoche ist durch das Buch »Ueber Deutschland« bezeichnet. Sie erhebt sich in demselben sehr hoch, zeigt den Frieden der Zukunft in der gegenseitigen Achtung der Rechte der Völker und predigt Frankreich sowohl wie Deutschland die Theorie des Fortschritts, die sich auf Vernunft und Gerechtigkeit gründet, deren Vertheidigerin sie ihr ganzes Leben hindurch gewesen war. Das Buch erschien 1810. Mehr als je von dem Wunsch erfüllt, nach Paris zurückzukehren, hatte sie sich dieser Stadt wieder genähert und schrieb dem Kaiser, um eine Audienz zu erbitten. Da sie sich innerlich verwandelt fühlte, dachte sie, auch Andere

seien verändert. Sie schickte ihm dabei ein Exemplar des Buches. Napoleon glaubte nicht an ihre Bekehrung und verdammte dieses Buch, welches die Verurtheilung seiner Herrschaft war. Er verbot die Veröffentlichung desselben und befahl der Verfasserin, nach Coppet zurückzukehren und daselbst zu bleiben.

Diesmal war es das Exil in aller Strenge. Sie sollte nicht mehr schreiben, ihr Verleger war ruinirt und — das Bitterste — man mied Coppet. Sie glaubte sich verlassen, das Ende ihres Lebens nahe, die Pforte ihres Herzens geschlossen. Und da gerade nahte unerwartet das Glück, welches sie früher mit solcher Leidenschaft gesucht hatte. Ein junger Offizier, Albert de Rocca, kam nach Genf, um seine im spanischen Krieg empfangenen Wunden zu pflegen. Er besass alle äusseren Vorzüge mit den edelsten Eigenschaften vereint, wie sie die Staël noch bei keinem ihrer Freunde gefunden. Sie liebte ihn fast vom ersten Augenblicke an, widerstand aber der Anziehung, denn sie war fast doppelt so alt, wie er. Seine Liebe zu ihr war jedoch so überwältigend, dass sie nachgab und sich 1812 mit ihm vermählte. Doch wurde die Heirath geheim gehalten, da die Staël ihren Namen nicht aufgeben wollte und die Welt genug kannte, um zu wissen, dass man ihr eher einen zu jungen Geliebten als einen zu jungen Mann verzeihen würde. Sie lernte nun endlich das

lang ersehnte Glück, wirklich geliebt zu werden, kennen. Coppet wurde von Neuem ein Sammelplatz geistreicher Menschen, ein Ort heiterer Feste. Sie vergass Paris und lebte nur in der Gegenwart. Aber der Hass Napoleons verfolgte sie auch jetzt. Viele ihrer Freunde wurden exilirt; sie fing an, für Rocca, für ihre Kinder, für sich selbst zu fürchten. Ihre Gesundheit litt unter den Aufregungen; sie beschloss, zu fliehen und sich nach Schweden zu begeben, wo sie am Hof von Bernadotte, der sie immer gern gehabt hatte, Schutz zu finden hoffte. Im Mai 1812 begab sie sich mit ihren Kindern und gefolgt von Rocca auf den Weg; zunächst nach Petersburg, im Herzen den Corsen verwünschend, der ihr die Heimath raubte. Sie schrieb: »Die Luft dieses schönen Landes ist nicht seine Heimathluft, wie kann er den Schmerz begreifen, daraus verbannt zu sein?« Hätte sie Seheraugen gehabt, sie würde erkannt haben, dass er schon in nächster Zukunft diesen Schmerz herber als sie kennen lernen und dass sie gerächt sein würde.

In Russland wurde sie mit Auszeichnung aufgenommen. Alexander I. empfing sie und entzückte sie. Was sie über Russland schrieb, ist bemerkenswerth durch den Scharfblick, mit dem sie Land und Leute charakterisirte und die Emancipation des nationalen Geistes in der Literatur voraus sagte, wie er sich seitdem so glänzend bethätigt hat. Von

Russland ging sie nach Stockholm, wo ihr ebenfalls am Hof und in der Gesellschaft der ausgezeichnetste Empfang zu Theil wurde. Dort schrieb sie die zweite Partie der »Zehn Jahre des Exils«, worin sie ihre Streitigkeiten mit Napoleon, und was sie dadurch gelitten, erzählte und ihrem Hass Ausdruck gab.

Im Juni 1813 begab sie sich nach England, welches ihr immer noch das gelobte Land der Freiheit schien. Endlich kam dann die Möglichkeit, nach Paris zurückzukehren, und für kurze Zeit schloss sie sich den Bourbons an, in der Hoffnung, nun ihr geträumtes Ideal der freien Staatsverfassung verwirklicht zu sehen. Sie wurde aber bald enttäuscht. Die Illusionen, die sie sich über die Verbündeten gemacht hatte, schwanden mit deren Siegen und als sie dieselben in Paris sah. Alexander I. verlor in ihren Augen den Zauber, den er in Petersburg gehabt hatte, da sie ihn in Frankreich als herablassenden Sieger erblickte. Alles, was sie sah, betrübte und verwirrte sie in dieser Umwälzung, die sie so sehr gewünscht hatte; ihre Gesundheit fing an, darunter zu leiden, und verschlimmerte sich noch, als sie von Coppet, wo sie den Sommer 1814 zugebracht hatte, nach Paris zurückkehrte. Zwar füllte sich ihr Salon wieder, aber sie fand in der Gesellschaft der Restauration dieselben Widersprüche, dieselben ihr widerstrebenden Elemente, wie in der republikanischen Gesellschaft vom Jahre III. Die Reaktion empörte

sie, und sie verhehlte es nicht. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba verliess sie eilig Paris und ging der Gesundheit Roccas wegen den Winter nach Italien. Dort blühte ihr ein reines Glück. »Wenn ich eine Tochter hätte,« sagt sie in »Delphine«, »oh wie würde ich über ihre Wahl wachen! Wie würde ich ihr wiederholen, dass das Leben der Frau von einem Tage abhängt.« Nun konnte sie hoffen, dass dieser eine Tag für ihre einzige Tochter, welche ihre höchste Freude und ein ausgezeichnetes Wesen war, zu deren Glück gekommen sei. Sie vermählte sie im Februar 1816 in Pisa mit dem Herzog von Broglie, einem durch Geist und Herz ausgezeichneten Mann. Was sie durch ihr ganzes Leben angestrebt hatte, das Glück in der Ehe, sie sah es für ihr Kind verwirklicht.

In Coppet, wohin sie im Juni zurückkehrte, besuchte sie der Minister von Stein, dem sie schon in Petersburg begegnet war, wo sie ihm aus ihrem Buch über Deutschland vorlas. Er war wie sie, »erbittert über die Könige, die ihr Wort nicht gehalten hätten« und nun »als Egoisten die Früchte eines Kampfes genössen, den sie weder begonnen, noch durchgeführt hätten.« Im Herbst kehrte sie nach Paris zurück, begab sich mit Eifer an ihre schriftstellerische Thätigkeit, kämpfte heroisch gegen die überhandnehmende Krankheit, lebte geselliger denn je und betäubte das Gefühl der körperlichen Schwäche durch die

Lebhaftigkeit des Wortes und des Geistes. Aber in den einsamen Nächten kam die Angst desto quälender über sie und endlich brach die gefürchtete Krankheit aus. Im Monat Februar 1817 fiel sie auf einem Ball bei dem Herzog Decazes gelähmt zu Boden und erholte sich nicht wieder. Sie ertrug die Schrecken dieses Zustandes, den sie vorahnend bezeichnet hatte: »der Verein einer noch lebendigen Seele mit einem zerstörten Körper«, mit Ergebung und noch voll Aufmerksamkeit für ihre Freunde, besonders für Rocca, der, selbst leidend, sie mit zärtlicher Sorge umgab. Ihr Wunsch, dass der Tod kommen möge wie das Ende des Tages, dem Schlaf ähnlich, wurde erfüllt. Am Abend des 13. Juli schlief sie ein und erwachte nicht wieder.

Dass ihr Leben in eine Zeit fiel, wo ihre feurige Natur durch die Macht der Ereignisse zur Theilnahme an der Politik gedrängt wurde, obgleich sie keine politische Frau war, war vielleicht ein Unglück. Aber sonderbar ist es und sicher ein Zeichen ihrer Bedeutung, dass sie, die stets für das Ideal der Staatsformen, welche in Frankreich in rascher Folge wechselten, eintrat, von all diesen verdächtigt und verfolgt wurde. Was sie wünschte, war niemals gewöhnlich. Sie verlangte die Reform der absoluten Monarchie nach Art der englischen Verfassung; sie wollte eine Republik mit einer durch Gesetze geregelten, durch Moralität bedingten Freiheit; sie wünschte eine

geniale, dem öffentlichen Wohl geweihte Diktatur. In diesem Sinn sind ihre politischen Schriften verfasst. In dem Buche »Considérations sur la révolution française« verfolgt sie durch ein Vierteljahrhundert alle Krisen der Freiheit und bezeichnet die Freiheit als den Hauptzweck und die Erfüllung der französischen Revolution. Es ist die Geschichte des Geistes von 1789; es ist mehr als dessen Geschichte, es ist dessen Auferstehung.

Das Ende der »Considérations« enthält einige Seiten von grosser Fernsicht und klingt wie das politische Testament der Staël: »Die Zukunft gehört den Völkern und der Fortschritt der Civilisation muss ihre Unabhängigkeit bestätigen. Es ist gegen die Natur, dass ein Volk das andere unterjoche. Die Revolution in Europa wird sich durch die Völker und für sie vollziehen. Sie wird die nationale Form annehmen und in dieser Form wird sie gegen und über Alle siegen. Das ist der allmächtige Lauf der Geschichte. Nichts Dauerndes kann geschehen, wenn es nicht aus dem allgemeinen Impuls kommt.« —

Einer Zeitgenossin der Staël wollen wir hier erwähnen, die, zwar nicht durch Geburt, aber durch Erziehung, Sympathie und Gewohnheiten, ganz der vornehmen, feingebildeten, durch Geist, Grazie und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Gesellschaft in Paris, angehörte, deren Leben aber auch die Mischung von Frivolität und unbeherrschter Leidenschaft

zeigte, welche dieser Mitte inne wohnte und aus der sich dann nur einzelne, energische Charaktere lichtumstrahlt und befreit erhoben. Es befindet sich, wenn ich nicht irre, in Berlin in der Gemäldegallerie das Bild einer reizenden Frau, welches unter dem Namen Potocki bekannt und durch Stiche vervielfältigt worden ist. Dieses Bild ist das Portrait der Prinzess Helene Massalsky, einer Polin von Geburt, welche aus einer der ersten litthauischen Familien stammt und früh verwaist, von ihrem Onkel, der Bischof von Wilna war und sich aus politischen Gründen nach Paris flüchten musste, zur Erziehung dahin mitgenommen und den Klosterdamen der Abbaye aux Bois übergeben wurde. Diese berühmte Abtei war das eine der zwei Klöster, denen im vorigen Jahrhundert in Paris die Erziehung der vornehmen weiblichen Jugend anvertraut wurde. Ueber die Art dieser Erziehung erhalten wir einen vollständigen sehr unterhaltenden Bericht durch die kleine Prinzess selbst, welche, obgleich noch nicht 10 Jahre alt, gleich nach ihrem Eintritt den Entschluss fasste, die Ereignisse ihres dortigen Lebens aufzuschreiben. Sie belegte diese Arbeit mit dem pompösen Titel: Memoiren, und diese, deren Authenticität bewiesen ist, sind es, welche Lucien Perey (Pseudonym einer Dame) den Anstoss zu den Nachforschungen über das fernere Leben der Prinzess und dessen Schilderung in einem interessanten Buch gegeben haben.

Von einem frühreifen Talent der Beobachtung Zeugniss gebend, sind diese Memoiren anfangs in kindlichster Naivetät geschrieben, beweisen aber die raschen Fortschritte der geistigen Entwicklung des begabten Mädchens und charakterisieren oft mit sehr unehrerbietiger Schärfe Vorgänge und Persönlichkeiten der Vorgesetzten. Unter Letzteren zeichnet sie jedoch mit verehrender Liebe das Bild der obersten Leiterin der Erziehungsanstalt: Madame de Rochechouart, eine grande dame im besten Sinne des Wortes, eine Frau von Geist und scharfem Verstand, war die bedeutendste Person in der Abtei; sie und zwei eben so schöne als geistreiche Schwestern, Töchter des Herzogs von Mortemart, hatten, nach der grausamen Sitte jener Zeit, sich schon vor dem fünfzehnten Jahr dem Kloster widmen müssen, damit das Vermögen der Familie den männlichen Erben allein bliebe. Die Oede dieses unfreiwillig übernommenen Berufs suchte die seltene Frau durch die Sorge für die ihr anvertraute Jugend auszufüllen, deren Erziehung sie ganz nach ihrem Sinn leitete. Helene entwirft von ihr folgendes Bild:

»Sie ist 27 Jahre alt, gross, schön gewachsen, hat einen zierlichen Fuss, weisse, zarte Hände, prachtvolle Zähne, grosse, schwarze Augen, einen stolzen, ernsten Ausdruck, ein bezauberndes Lächeln. Sie ist ein wenig streng, aber gerecht; wir beten sie alle an und fürchten sie; sie ist

nicht zärtlich, aber ein freundliches Wort von ihr hat eine unglaubliche Wirkung. Man wirft ihr vor, stolz und spöttisch mit Ihresgleichen zu sein, aber sie ist sehr human und gut mit ihren Untergebenen, sehr unterrichtet und voller Talente.«

Diese ausgezeichnete Frau nahm sich mit besonderer Zuneigung des verwaisten Mädchens an, liess sie jeden Tag in ihre Zelle kommen und überwachte sie mit mütterlicher Sorgfalt, rügte auch nie allzustrenge die muthwilligen Streiche und kleinen Thorheiten, zu denen das heitere, übermüthige Temperament die kleine Polin verleitete. Sehr unterhaltend sind die Erzählungen all der ausgelassenen Neckereien, welche Helene im Verein mit ihrer liebsten Freundin, Mademoiselle de Choiseul, verübte. Sie hatten ihr Zimmer neben einander und Nachts, wenn alles schlief, huschten die zwei jungen Kobolde durch die weiten Gänge und Räume des Klosters und waren unermüdlich in Erfindung von allerlei Unsinn und Schelmereien. So hatten sie u. a. einmal eine ganze Flasche voll Tinte in das Weihwasserbecken an der Thür des Chors geschüttet, ehe die Klosterfrauen zur Frühmesse kamen. Da die Damen dieselbe auswendig wussten, so war dabei keine andere Beleuchtung, als der matte Schein einer Lampe, und die frommen Frauen merkten es nicht, welche Färbung sie sich gaben. Erst als der Tag anbrach, gewahrten sie es und brachen in ein solches Gelächter

aus, dass die Andacht dabei völlig verloren ging. Diese und andere, übrigens im Grunde sehr unschuldige Schelmstückchen, hatten für Helene sonst keine ernsten Folgen, nur dass ihre erste Communion dadurch um ein Jahr hinausgeschoben wurde und sie noch so lange in der Klasse bleiben musste, deren Unterrichtsgegenstände sie beinah auswendig wusste. Der Unterricht, der in dem Kloster ertheilt wurde, war dazu eingerichtet, vollkommene Weltdamen und tüchtige Hausfrauen zu bilden. Musik, Tanz und Malerei wurden mit besonderer Sorgfalt gepflegt; Deklamation und Vorlesen wurden von berühmten Lehrern, die Ballets von den ersten Tänzern der Oper gelehrt. Die Abtei besass ein schönes Theater, prächtige werthvolle Costüme und Dekorationen, und Theatervorstellungen, von den Zöglingen ausgeführt, kamen häufig vor. Nachdem die unteren Klassen absolviert waren und die erste Communion stattgefunden hatte, wurden die Schülerinnen abwechselnd in die verschiedenen Abtheilungen der häuslichen Beschäftigung gewiesen und, ohne dass die ästhetischen Studien darum vernachlässigt wurden, sah man die Töchter der höchsten Familien Frankreichs in der Küche thätig, oder das Hausleinen ordnend, die Treppen und Schlafstellen kehrend, die Lampen besorgend u. s. w. Helene, nachdem sie endlich ihre erste Communion begangen hatte, wurde zunächst in die Apotheke des Hauses gewiesen,

und es ereignete sich, dass man sie am Abend auf dem Theater der Abtei hatte Esther spielen sehen in einem Kleid, welches mit Perlen und Diamanten gestickt war und an hunderttausend Thaler kostete, und sie am folgenden Tag in ihrem schwarzen Kloster-kleidchen in der Apotheke fand, Tisanen und Kataplasmen bereitend.

Wenn diese Erziehung aber wirklich dazu führte, die jungen Mädchen einestheils vorzubereiten, um einem Hauswesen mit Autorität vorzustehen und anderntheils, um in der Gesellschaft jene Rolle zu spielen und den mächtigen Einfluss auszuüben, wie wir es bei den Frauen des vorigen Jahrhunderts sehen, so war sie doch wiederum nicht geeignet, die Zöglinge gegen die Gefahren jener Welt zu waffnen, ausserhalb derselben sie von Frauen erzogen wurden, welche die Lockungen desselben nicht kannten. Dazu kam die conventionelle, unnatürliche Art, wie die jungen Mädchen verheirathet wurden. Helene erzählt davon merkwürdige Beispiele. So kehrte u. a. die zwölfjährige Mlle. de Bourbonne eines Tages von einem Besuch bei ihren Eltern traurig zurück, blieb lange allein bei Madame de Rochechouart, und am folgenden Tage wurde es im Kloster bekannt, dass sie mit einem Grafen d'Avaux verlobt worden sei. Auf die Glückwünsche der Pensionärinnen erwiderte sie voll Kummer, dass der Bräutigam alt und hässlich und sie sehr unglücklich sei.

Diese Ansicht fanden die Mitschülerinnen vollkommen bestätigt, als sie beim ersten Besuch des Bräutigams sich neugierig an das Fenster drängten, um ihn vorüber gehen zu sehen. Sie verhehlten der Braut ihre Meinung nicht, und diese versicherte, dass sie ihn aus Gehorsam gegen ihren Vater heirathen, aber ihn nie lieben werde. Acht Tage darauf machte sie ihre erste Communion und wieder acht Tage darauf wurde sie in der Kirche getraut und kehrte noch am selben Tage in das Kloster zurück, wo sie eine prachtvolle corbeille de mariage und glänzenden Schmuck empfing, und noch längere Zeit verblieb. Der Hass gegen den ihr aufgedrungenen Gatten wuchs aber immer mehr, so dass sie nach einigen Jahren, als sie in der Gesellschaft dem liebenswürdigen Grafen Ségur begegnete, mit demselben ein Verhältniss einging, welches ihr ganzes Leben hindurch dauerte.

Geist und Charakter Helenens fingen an, sich in bedeutender Weise zu entwickeln, und ihre Memoiren geben, wie schon gesagt, davon Zeugniss. Ihr Stil bildet sich aus und verliert das Gepräge kindlichen Geplauders; sie berichtet über ernstere Dinge, wie z. B. den tragischen Tod von zweien ihrer Gefährtinnen mit einer, von seltenem Gefühl und Geist zeugenden, fast vollendeten Ausdrucksweise. Während sie aber noch mit den Aufzeichnungen ihres friedlichen Klosterlebens beschäftigt war, hatte sich der Ruf ihrer

Schönheit, ihres Geistes, ihres Ranges und Reichthums bereits verbreitet, und mehrere vornehme Damen fingen an, für ihre Söhne auf die Hand der jungen Polin zu speculieren. Zu ihrem grossen Unglück war ihre mütterliche Freundin, Madame de Rochechouart, gestorben, und es war dies der erste, grosse Schmerz ihres Lebens, der sie zum zweiten Mal verwaiste und sie, ohne den Rath und Beistand einer erfahrenen, edlen und liebenden Freundin, den geschickten Unterhändlerinnen Preis gab, welche sich ein Geschäft daraus machten, eheliche Verbindungen vornehmer Häuser zu Stande zu bringen, um sich dadurch in die Gunst der betreffenden Familien zu setzen. Eine solche Unterhändlerin war Madame de Pailly, die Freundin des älteren Marquis de Mirabeau, Vater des berühmten Tribunen und intimer Freund des Bischofs von Wilna, Onkel Helenens, welcher längst in seine Heimath zurückgekehrt und dort wieder mit Ehren überhäuft worden war. Madame de Pailly handelte im Auftrag der Prinzess de Ligne-Luxembourg, welche die Hand Helenens für ihren Neffen, den Prinzen Charles de Ligne, zu erhalten wünschte, und der Marquis übernahm die darauf bezüglichen schriftlichen Verhandlungen mit dem Bischof.

Der Prinz Charles, aus einem der vornehmsten Geschlechter der Niederlande, war der Sohn des berühmten Fürsten Karl

Joseph de Ligne, des Feldmarschalls in österreichischen Diensten, welcher, seiner glänzenden Eigenschaften wegen, in Wien, sowie in Versailles und Brüssel hohes Ansehen genoss und äusserst beliebt war. Schön, tapfer, grossmüthig, ritterlich, mit lebhafter Phantasie, feurigem Geist und scharfem Verstand begabt, voller treffender, geistvoller Einfälle, war er, bei all diesen Vorzügen, natürlich und bescheiden. Alle Memoiren der Zeit sprechen von ihm, und Menschen der verschiedensten Ansichten stimmen in seinem Lob überein. Madame de Staël beendigt die Schilderung, die sie von ihm entwirft, mit den Worten: »Wenn Sie erstaunen über das, was ich von ihm sage, was würde es sein, wenn Sie ihn selbst hörten und sähen.«

Sehr streng, ja hart und lieblos von seinem Vater erzogen, wurde er der zärtlichste Vater für seinen Sohn Charles. Als er im Herbst 1759, während des Feldzugs in Sachsen gegen die Preussen, die Geburt dieses Sohnes erfuhr, rief er entzückt aus: »Ich habe einen Sohn! Oh, wie ich ihn lieben werde! ich möchte es ihm jetzt schon schreiben; wenn ich aus diesem Kriege zurückkomme, werde ich ihm sagen: sei willkommen; ich wette, dass ich Dich von ganzem Herzen lieben werde.« Dieser älteste Sohn blieb auch sein Liebling, obgleich er alle seine Kinder zärtlich liebte. Er lehrte ihn von früh auf, was er selbst am besten wusste, nämlich sich als

Edelmann zu schlagen. Als Charles noch ein Kind war, nahm er ihn einmal auf sein Pferd und, seine kleine Hand in der seinigen haltend, mit zu einem Vorpostengefecht mit den Preussen, und als der erste Schuss fiel, sagte er ihm: »Es wäre hübsch, mein Charles, wenn wir zusammen eine kleine Verwundung erhielten,« worüber der Kleine herzlich lachte und sich freute.

Mit sechzehn Jahren trat der junge Prinz ebenfalls in österreichische Dienste und befand sich mit seinem Vater bei der österreichischen Armee, da der Krieg zwischen Oesterreich und Preussen wegen der bayerischen Erbfolge ausgebrochen war, als in Paris die Verhandlungen wegen seiner Vermählung mit der Prinzess Helene Massalsky gepflogen wurden. Man hatte den Bischof von Wilna vermocht, selbst nach Paris zu kommen, um die Sache schneller zur Entscheidung zu bringen, da sich noch mehrere Prätendenten auf die Hand der reichen Erbin einfanden. Zwischen ihm und der Mutter des Prinzen Charles, welche die finanziellen Angelegenheiten des Hauses de Ligne in der Hand hatte, wurden durch die Unterhändlerinnen, die Pariser Prinzess de Ligne und Madame de Pailly, die Bedingungen besprochen, unter welchen, besonders was das Vermögen der jungen Leute betraf, die Verbindung zu Stande kommen sollte. Helenens Herz und Neigung kamen dabei nicht in Betracht; sie war bis

dahin dem Projekt entgegen, da sie in Paris zu leben wünschte und fürchtete, den Aufenthalt in Brüssel und auf den Besitzungen der de Ligne zu langweilig zu finden. Man schickte daher einen vertrauten Abgesandten nach Bel-Oeil, dem Landsitz, wo die Prinzess de Ligne weilte, und die glänzende Beschreibung, welche derselbe bei seiner Rückkehr von dem Orte machte, und die herrlichen Blumen und Früchte, die er von da für Helene mitbrachte, stimmte sie endlich dem Plane etwas günstiger. Der Bischof versprach eine reiche Mitgift, und so kam der Kontrakt zu Stande, worauf die Prinzess de Ligne mit ihrem Sohn nach Paris kam. Auch der Prinz Charles fühlte keine besondere Lust zu dieser Heirath, aber an unbedingten Gehorsam gegen den Willen der Eltern gewöhnt, erhob er keinen Widerspruch. Der Bischof empfing die Prinzess und ihren Sohn zuerst, und nachdem man sich vollständig geeinigt hatte, führte er dieselben in die Abtei. Helene war auf den Besuch vorbereitet, aber es war ihr sehr empfindlich, dass sie sich dem Bewerber zum ersten Mal in ihrem einfachen Klosteranzug zeigen sollte, doch war hierin die Regel unerbittlich. Trotz ihrer angenommenen Zurückhaltung bemerkte sie indess doch, dass der Prinz sie auch in diesem Anzug sehr hübsch fand, und sie entwarf ihren Gefährtinnen ebenfalls ein sehr vortheilhaftes Bild von ihm. Drei Tage später kam auch

der ältere Prinz de Ligne an und war entzückt von seiner künftigen Schwiegertochter, die alles that, um ihm zu gefallen. Da Helene keine Familie in Paris hatte, wurde beschlossen, die Trauung in der Kapelle der Abtei zu vollziehen, worüber die Pensionärinnen entzückt waren, die ausserdem auch reich beschenkt wurden. Die Aussteuer Helenens war fürstlich, ihr Vermögen kolossal, Güter, Schlösser, Landhäuser in Polen mit glänzendem Einkommen, ausserdem 60,000 Franken jährlicher Renten, von ihrem Oheim ihr zugesichert. Der Kontrakt wurde in Versailles vor der königlichen Familie und von derselben unterzeichnet, und am 29. Juli 1779 fand die Trauung in der Abtei statt. Der höchste Adel war dabei anwesend, die Braut war reizend und ihre Haltung wurde von allen Anwesenden bewundert. Nach der Trauung begab sich Helene in ihr Zimmer, um den Anzug zu wechseln, aber ehe sie zu der Versammlung im Sprechzimmer zurückkehrte, eilte sie in das Chor der Kapelle, um noch einmal auf dem Grab von Madame de Rochechouart zu beten. Nach kurzem Abschied bestieg sie dann die prächtige Equipage der de Ligne, die mit sechs feurigen Pferden bespannt war, welche von den Jokeys, in rosa mit Silber gestickten Livreen, kaum zurück gehalten werden konnten und sie mit ihrem jungen Gatten im Galopp gen Brüssel entführte.

In dem wahrhaft königlichen Schloss zu

Bel-Oeil wurde Helene mit Festen empfangen, die an Märchen der tausend und einen Nacht erinnern, und der Glanz, der sie hier umgab, bezauberte sie. Die jungen Gatten schienen entzückt von einander. Die Schönheit, die Grazie und der Geist Helenens hatten den Prinzen überrascht und hingerissen. Er hatte einen solchen Verein von Eigenschaften bei einem Mädchen von fünfzehn Jahren nicht erwartet. Seine Familie, sowie der glänzende Kreis der Gäste, die versammelt waren, theilten seine Meinung, und sogar seine Mutter, die schwer zu befriedigen war, schrieb nach Paris an ihre Schwägerin, welche die Heirath zu Stande gebracht hatte: »Immer von neuem muss ich Ihnen danken. Unser Kind ist reizend, sanft und fügsam, durchaus nicht eigenwillig, freut sich an allem, kurz ist so wie man es wünschen würde, wenn man sich selbst eine Schwiegertochter zu bilden hätte.« Auch der Fürstbischof war entzückt von den Verhältnissen, in welchen er seine Nichte zurückliess. Die Liebenswürdigkeit der Familie de Ligne, der feingebildete Geist und die Güte des Prinzen Charles schienen ihm das Glück seiner Nichte zu verbürgen, und er verliess sie voll Zufriedenheit.

Helene lernte nun zum ersten Male das Familienleben kennen und zwar in der besten Weise, denn unter den de Ligne herrschten gegenseitiges Vertrauen, Liebe und Zärtlichkeit. Unter allen Mitgliedern der Familie zog Helene

ihren Schwiegervater und dessen älteste Tochter, Christine, verheirathete Prinzess Clary, vor, welche der Vater selbst sein «Meisterwerk« nannte, und die in der That die Güte, Grazie und Liebenswürdigkeit selbst war. Sie wäre die beste und liebevollste Führerin für die junge Frau bei ihrem Eintritt in die Welt gewesen, aber dieses Amt liess sich die Fürstin Mutter um keinen Preis nehmen. Die Letztere spielte eine grosse Rolle im Haus, wenn auch nicht ganz im Herzen ihres Mannes, der, obgleich er ihr oft untreu war, sie aber doch mit der grössten Achtung und freundlichsten Aufmerksamkeit behandelte und ihre Verdienste anerkannte, da sie die Verwalterin des Vermögens war, welches er oft in Gefahr brachte. Ihr Charakter war nicht immer ganz leicht zu ertragen, aber die unverwüstliche Heiterkeit und Liebenswürdigkeit ihres Gatten, die sich auch im häuslichen Leben ganz gleich blieben, machten dieses letztere wahrhaft schön und wohlthuend.

Helene genoss ihr neues Leben mit Wonne. Bei den Festen, die ihr zu Ehren veranstaltet wurden, gefiel sie allgemein durch ihre Heiterkeit und Anmuth, und ihr Mann, obgleich weltlichen Zerstreuungen wenig geneigt, freute sich ihres Glücks und liess sie gewähren. Nach einiger Zeit wurde dieses glänzende Leben durch eine Reise der beiden de Ligne nach Russland unterbrochen; öffentlich der Vermögensverhältnisse Helenens, aber ins Ge-

heim wohl politischer Zwecke halber, da die Herren über Wien gingen, wo sie wahrscheinlich vom Kaiser Joseph Aufträge für die Kaiserin Katharina bekamen. Sie reisten über Berlin, wurden von Friedrich II. freundlichst empfangen und brachten vierzehn Tage auf das Angenehmste da zu. Die Briefe des älteren Prinzen de Ligne über diesen Aufenthalt sind hochinteressant, und das Bild, welches er von dem König entwirft, fasst sich in den Schlussworten zusammen: »Er ist ein alter Zauberer, welcher alles erräth und den feinsten Takt besitzt, den man je gesehen hat.«

In Petersburg wurden sie ebenso wohlwollend von Katharina aufgenommen. Sie kannte den älteren Ligne schon längst durch Briefe Voltaires und Erzählungen Kaiser Josephs und sie fand ihn des hohen Lobes würdig, welches man ihm spendete. »Der Prinz de Ligne,« schrieb sie, »ist eines der angenehmsten und leichtlebigsten Wesen, die ich je gesehen habe. Es ist ein origineller Kopf, der tief denkt und dabei Thorheiten begeht wie ein Kind. Solch eine Gesellschaft würde mir sehr behagen.«

Der Prinz war seinerseits entzückt von Katharina »dem Grossen«, wie er sie nannte, und Dank seiner Schilderung haben wir das lebendigste Bild von ihr. »Man sieht,« sagte er, »dass sie mehr schön als hübsch gewesen ist; die Majestät ihrer Stirn wird gemildert durch die Augen und durch ein angenehmes

Lächeln, aber diese Stirn sagt alles; man liest auf ihr, wie in einem Buch: Genie, Gerechtigkeit, Muth, Tiefe, Sanftmuth, Ruhe und Festigkeit.«

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft gehörte der Prinz zu den Vertrauten Katharinas, und es kostete ihm viel, sich von dem reizenden Aufenthalt bei ihr loszureissen. Es musste jedoch sein. Die Prinzen begaben sich dann zu dem Fürst-Bischof nach Wilna und auf dessen herrlichen Landsitz und endlich mit ihm nach Warschau. Nach sechs Monaten kehrten sie von dieser genussreichen Reise zurück. Helene hatte die Zeit nicht so heiter unter der etwas strengen Aufsicht ihrer Schwiegermutter verbracht und war nicht wenig glücklich, als ihr Gemahl und sein Vater zurückkehrten und als mit ihnen das glänzende Leben in Brüssel und Bel-Oeil wieder anfing. In der That kann man sich kaum eine schönere Existenz denken, als wie sie damals Helene in dieser Familie zu Theil wurde. Ihr Mann, dessen Geistesrichtung mehr zu ernsten Beschäftigungen neigte, hatte unter anderem eine wahre Leidenschaft für Malerei, und trotz seiner Studien und seines Militärdienstes hatte er Zeit gefunden, eine herrliche Sammlung von Original-Zeichnungen alter und neuer Meister zusammen zu bringen. Er war ein feiner Kenner, zeichnete selbst gut und fing an, unter der Leitung eines berühmten Meisters in Kupfer zu stechen. Helene fand

Geschmack an diesen Beschäftigungen ihres Gatten, half ihm dabei und wurde, durch seine Belehrung selbst Kennerin. Ein Theil des Tages verging so mit geistiger Arbeit; dann kam die Mahlzeit, welche die Familie und stets viele Gäste vereinte, und den Rest des Tages füllten mannigfaltige Vergnügungen aus. Ueber das ganze Leben aber verbreitete besonders der Geist und die heitere Liebenswürdigkeit des älteren Prinzen ein anmuthiges Licht. Brüssel fing an, ein literarisches Centrum zu werden, und de Ligne empfing die jungen Schriftsteller gern und half ihnen nach Kräften. Er selbst hatte ein nicht unbedeutendes Talent und hätten ihn nicht die politischen Ereignisse abgezogen, so würde er wahrscheinlich Bemerkenswerthes geleistet haben. Auch hatte er eine eigene Druckerei in Bel-Oeil eingerichtet; die dort gedruckten Schriften sind jetzt selten und sehr gesucht.

Helene war sehr glücklich in Bel-Oeil, besonders wenn ihr Schwiegervater daselbst weilte, aber der Aufenthalt in Brüssel war nicht angenehm und sie erreichte endlich ihren heissesten Wunsch, den Winter in Paris zuzubringen. Dem ernsten Sinn ihres Gemahls war das Leben dort wenig zusagend. Er fürchtete den Vergleich mit der Eleganz und dem leichten, geistreichen Wesen der brillanten Cavaliere zu Versailles. Helene dagegen war selig, sich in Paris einzurichten, wo sie fast alle ihre Jugendfreundinnen wieder-

fand und bald ein glänzender Stern der vornehmen Welt wurde. Sie träumte nur Vergnügungen und Toiletten, und die Neigung zur Coquetterie fing rasch an, sich in ihr zu entwickeln. Sie sah ihren Mann kaum, der stets ernst beschäftigt war, sie selten begleitete und mit seiner innerlichen, etwas deutschen Geistesrichtung, einen völligen Gegensatz zu der leichten, witzigen, oberflächlichen Art der Hofleute bildete. Helene erkannte in ihrer jugendlichen Verblendung den Werth ihres Gatten nicht genug und sie fing an, ihn langweilig zu finden. Er hatte sie ohne Liebe geheirathet, aber sehr bald eine zärtliche Neigung für sie gefasst; in Bel-Oeil hatte er ihr volle Freiheit gelassen, sich zu unterhalten, obgleich er auch suchte, sie für eine ernstere Richtung empfänglich zu machen. Dies war ihm beinahe gelungen, als der Pariser Aufenthalt wieder alles zerstörte. Ein seit lange erwünschtes Ereigniss vereinigte jedoch für einige Zeit die beiden Gatten wieder. Helene gab einer Tochter das Leben (1786), welche Sidonie genannt wurde. Der Prinz Charles war sehr glücklich und vermochte, seine Frau um so leichter, nicht nach Paris, sondern nach Bel-Oeil zu gehen, da auch sein Vater Paris verlassen hatte, um einer Einladung der Kaiserin Katharina nach Russland zu folgen.

Die Harmonie und der Frieden, die in Bel-Oeil herrschten, wurden plötzlich unter-

brochen durch eine Insurrektion, welche im Sommer 1787 in Flandern ausbrach. Joseph II. hatte nach dem Tod seiner Mutter angefangen, daselbst Reformen, sowohl auf kirchlichem, wie auf politischem Gebiet einzuführen. Das bis zum Aberglauben religiöse Volk sah mit Missvergnügen die Abschaffung vieler allerdings äusserlicher Ceremonien, Processionen und Wallfahrten, die aber einmal in die nationalen Gewohnheiten eingedrungen waren. Die Bischöfe widersetzten sich offen der Toleranz gegen die Protestanten; die bürgerliche Gesellschaft war empört über den Umsturz der gerichtlichen Organisation, durch welchen die Niederlande in eine österreichische Provinz verwandelt wurden; kurz Kaiser Joseph hatte sich alle Classen der Gesellschaft verfeindet und die Revolution war nahe daran, auszubrechen. Die Familie de Ligne, über die Aufregung in Belgien erschrocken, beeilte sich, dem Prinzen Charles nach Wien zu folgen, wohin er von seinen militärischen Vorgesetzten gerufen war, da man im Geheimen die Armee zum Feldzug gegen die Türken für das Frühjahr vorbereitete. Helene war nur einmal kurze Zeit in Wien gewesen und hatte sich dort nicht sehr gefallen. Sie wäre lieber für den Winter nach Paris zurückgekehrt, wagte aber nicht, ihren Gemahl darum zu bitten, da ihn der Dienst in Wien zurückhielt. Der Hof Josephs II. war sehr einfach für die damals grösste europäische Macht, und

Maria Theresia und ihr Gemahl hatten eine grosse Gemüthlichkeit und Ungeniertheit der Sitten eingeführt, welche Maria Antoinette, von früh auf daran gewöhnt, mit nach Frankreich brachte und dort deshalb so streng beurtheilt wurde.

Diesen Hof umgaben jedoch, trotz seiner Einfachheit, eine Menge der vornehmsten Personen, Fürsten, Prinzen und grosse Herren, die durch ihren Rang und Reichthum beinah ihrem Oberherrn gleich standen. Bei besonderen Gelegenheiten wusste dann aber auch der Kaiser dem Hofe einen wahrhaft kaiserlichen Glanz zu geben, zu dem diese Herren, besonders die ungarischen Magnaten, in ihrer kostbaren Kleidung, nicht wenig beitrugen. Ausserdem war die Gesellschaft reich an schönen, liebenswürdigen, ausgezeichneten Frauen, und Joseph liebte den Umgang mit denselben, ohne dass je eine Liebesintrigue in seinem vertrauten Zirkel entstehen durfte. Ganz besonders war es der Salon der Prinzess Kinsky, der jeden Donnerstag die ausgesuchteste Gesellschaft vereinte, in die auch Helene, durch besondere Gunst, aufgenommen wurde. Joseph fehlte nie bei diesen Abenden, und man behandelte ihn hier, von Seiten der Damen, mit der grössten Freiheit. Aber auch ausserhalb dieses Kreises gab es der glänzendsten Vereinigungen in Menge, und die Bälle gaben Helene Gelegenheit, sich als elegante Tänzerin zu zeigen. Auch in der Musik leistete man in Wien das

Vorzüglichste, und Mozart führte gerade damals seinen Don Juan zuerst auf. Trotz alledem gefiel es Helene nicht in Wien, denn sie war zu sehr Pariserin in allen ihren Neigungen. Ihr Mann hingegen, welcher von Kindheit auf die ersten Familien des Hofes intim kannte, fühlte sich unendlich viel wohler hier, als in Paris. Er war mit all den jungen Frauen, Freundinnen seiner Schwestern, auf dem freundschaftlichsten Fuss, und ganz besonders in brüderlicher Vertraulichkeit mit der Gräfin Kinsky, Schwiegertochter der bereits genannten Prinzess. Es war schwer, eine reizendere, liebenswürdigere, vortrefflichere Frau zu finden, als die Genannte, und ihre eigenthümliche Geschichte erhöhte noch den Zauber ihrer Persönlichkeit. Ihre Heirath mit dem Grafen Kinsky war nämlich von den beiderseitigen Eltern geschlossen worden, ohne die jungen Leute nur einmal zu fragen. Der Graf kam nur gerade zur Vollziehung der Trauung aus seiner Garnison in Ungarn. Nach derselben führte er seine junge Frau in ihre Wohnung, küsste ihr die Hand und sagte: »Wir haben unseren Eltern gehorcht; ich verlasse Sie mit Bedauern, aber ich muss Ihnen bekennen, dass ich seit lange einer Frau verbunden bin, ohne welche ich nicht leben kann und dass ich zu ihr zurückkehre.« Eine Kutsche wartete an der Thür, der Graf stieg hinein und kam nie mehr wieder. Die Gräfin Kinsky war also weder ledig, noch Frau, noch Wittwe,

und diese sonderbare Lage war um so gefährlicher, je grösser die Vorzüge der jungen Frau waren. Auch glich die zärtliche Freundschaft, welche der Prinz Charles für sie fühlte, sehr der Liebe. Helene, mit dem feinen Jnstinkt der Frau, errieth sehr bald, dass ein geheimes inniges Band ihren Mann mit der reizenden Gräfin verknüpfte, aber sie konnte ihn nicht anklagen, da von beiden Seiten der grösste Anstand beobachtet wurde. Zwischen ihr und ihrem Mann war nach der kurzen Annäherung durch die Geburt der kleinen Sidonie wieder völlige Gleichgültigkeit eingetreten. Der Prinz hatte die beinah verächtliche Ironie nicht vergessen, mit der ihn seine Frau in Paris behandelt hatte, und es that ihm wohl, ihr zu zeigen, dass man ihn in Wien hochschätzte. Sie hatten sich ja auch nicht aus Liebe geheirathet, und die Neigung, welche sich im Zusammenleben entwickelt hatte, war wohl nicht stark genug gewesen, einem mächtigeren Gefühl zu widerstehen.

So verging der Winter. Die Revolution in Flandern machte die Rückkehr nach Bel-Oeil unmöglich. Der Prinz Charles hatte Wien zu begeben. Sobald er fort war, bat ihn Helene schriftlich um Erlaubniss, zu ihrem Onkel nach Warschau, wo der Reichstag versammelt war, gehen zu können. Es wurde ihr gleich gewährt mit der Bedingung, Sidonie bei der Grossmutter zurück zu lassen, verlassen, um sich zu seinem Armeecorps

und sie reiste gleich darauf im September 1788 ab.

Inzwischen befand sich der ältere de Ligne wieder in Russland, hatte die feenhafte Reise der Kaiserin nach der Krim mitgemacht und war sogar in die russische Armee als General eingetreten, nachdem Katharina 1787 der Pforte den Krieg erklärt und mit Joseph II. ein Bündniss abgeschlossen hatte. Während er aber im Lager Suwaroffs dessen Unthätigkeit gezwungen theilte und seinen Unmuth auf Stückchen Papier, die uns aufbewahrt worden sind, niederschrieb, zeichnete sich sein Sohn in der österreichischen Armee so aus, dass der Kaiser, welcher selbst kommandierte, ihn zum Oberst ernannte, ihm den Maria-Theresia-Orden verlieh und dem Vater eigenhändig über die glänzende Waffenthat des Sohnes einen Brief schrieb. Die Freude und Rührung des Vaters waren unbeschreiblich; er schrieb einem Freund: »O mein Freund, lass mich einen Augenblick weinen und dann lies«, indem er ihm den Brief des Kaisers schickte. Der Brief, den er seinem Sohn darauf schrieb, ist voll von begeisterter Liebe und Bewunderung, und es ist wahrhaft rührend, wie er sich neben dem Sohn in den Schatten stellt. So sagt er u. a. »Der Vater und der zärtlichste Freund meines Charles sind tief gerührt gewesen über die Ehre, die Du Dir angethan hast und die alles übertrifft, was ich je in meinem Leben gethan habe. Aber der

General de Ligne hat verteufelt schwer dabei gelitten.«

Helene war in Warschau angelangt, wo der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Grazie und ihres Geistes, der ihr vorangegangen war, ihr den günstigsten Empfang bereitete. Der Hof des Königs Stanislaus August war einer der glänzendsten der damaligen Zeit; es herrschte daselbst der feinste Ton der französischen Gesellschaft, zusammen mit einem orientalischen Anstrich, und er war berühmt durch seine Vergnügungen, seine Liebesintriguen und die grosse Anzahl schöner Frauen, deren unwiderstehliche Grazie, als den Polinnen überhaupt eigen, bekannt war. Helene entzückte ihre Landsleute durch ihre Eleganz, ihre Talente, ihren Geist und die Freude, die sie zeigte, in ihrem Vaterland zu sein. Ihr verödeter Palast, den sie rasch zu einem der elegantesten in Warschau umwandelte, bekam ein Centrum der vornehmen Gesellschaft. Sie gab sich ohne Rückhalt dem Reiz der geselligen Freuden hin, die ihr geboten wurden, und verbrachte den ganzen Winter in Polen, ohne an die Rückkehr zu den Ihrigen zu denken. Die Familie de Ligne, mit Recht über diese lange Abwesenheit beleidigt, beobachtete ein stolzes Schweigen.

Aber mitten in dem Freudenrausch, in dem sie als wahre Coquette keinen ihrer vielen Anbeter ausgezeichnet und nur die Huldigungen aller entgegen genommen hatte, trat eine Be-

gegnung ein, die Helenens ganzes Leben umgestalten sollte. Unter den polnischen Grossen, welche verpflichtet waren, während des Reichstags in Warschau zu verweilen, erschien der Graf Vincent Potocki, einer der ersten polnischen Familien angehörig, Besitzer grossartiger Güter und prächtiger Schlösser und einer der ausgezeichnetsten, unwiderstehlichsten Männer des Hofes. Er war, von seiner ersten Frau nach kurzer Ehe geschieden, zum zweiten Mal vermählt, und seine Frau hatte ihm eben den zweiten Sohn geboren, als er nach Warschau musste und sie, ihrer Gesundheit wegen, auf dem Lande zurückliess. Er lernte Helene kennen und wurde bald ein eifriges Mitglied ihres kleinen Hofes. Bald wurde es bemerkbar, dass Helene ihn vor allen andern auszeichnete; ihre Gewohnheiten veränderten sich, sie kam nur noch in die Kirche, wo sie den Grafen zu finden wusste, sonst ging sie fast nicht mehr aus, da es ihr schien, als tadle er ihr allzu weltliches Leben; die glänzenden Feste, die Cavalcaden, wo sie, umringt von eleganten Cavalieren, sich mit Leidenschaft den Vergnügungen des Reitens hingegeben hatte, wurden aufgegeben. Die Liebe zog zum ersten Mal mit siegender Gewalt in ihr Herz und in den Briefen an ihre Freundinnen verrieth sie, ohne es zu wollen, ihr Geheimniss. Der Graf war Anfangs sehr zurückhaltend, fast kalt, nach und nach aber wurde die Annäherung grösser, und es

kam endlich zu einer Aussprache, bei der Helene allerdings die Hingebendste war, während er vollkommen Herr der Situation blieb. Doch nahm von da an ihre Intimität in der Weise zu, dass er absolut über ihr Sein und Thun herrschte, und dass sie ohne Zögern jedes Opfer brachte, welches er verlangte. Plötzlich jedoch wurde der Verkehr durch die Ankunft der Gräfin Vincent unterbrochen, welche, wieder hergestellt, die Ukraine verlassen hatte, um ihren Gemahl aufzusuchen. Trotz aller Vorsicht des Grafen entdeckte sie sehr bald, wie die Sachen standen. Sie vergötterte ihren Mann und weigerte sich entschieden, Helene zu empfangen. Diese, tödtlich dadurch verletzt, forderte vom Grafen, dass er seine Frau zwinge, sie zu sehen und gab sich bei dieser Unterredung ganz der Leidenschaftlichkeit ihres Charakters hin. Der Graf suchte vergebens sie zu beruhigen, wurde endlich auch heftig und verliess sie im Zorn.

Ausser sich über die Art, wie er sie verlassen, schrieb Helene ihm einen rührenden Brief, worin sie ihm sagte, dass ihr nun nichts mehr zum Trost bliebe, nachdem sie ihm alles, sogar die Briefe ihres Mannes, geopfert, aber sie versicherte ihm, dass, auch wenn er sie verliesse, er ihre einzige Liebe bleiben werde. Der Brief kam ungeöffnet zurück; von der Hand der Gräfin war darauf geschrieben, der Graf sei nach seinem Gut abgereist. Helene

war in Verzweiflung; sie sah voraus, dass die Gräfin ihm folgen werde, und dass dann alles für sie aus sei. Einer verzweifelten Eingebung folgend, sass sie nach einer halben Stunde, mit nur einer ihrer Frauen, in einer Postkutsche und kam nach einer rastlos durchgejagten Reise, kurz nach dem Grafen, in Niemirow in der Ukraine an. Er hatte Warschau verlassen, um einer unerträglichen Lage zu entgehen. Die unerwartete Ankunft Helenens, ihre Schönheit, ihre Liebe, ihr Schmerz, der verzweifelte Schritt, durch den sie ihren Ruf auf das Spiel gesetzt hatte, alles erschütterte ihn und sicherte Helene den Sieg über die arme Gräfin. Sie kamen überein, jeder von seiner Seite, die Scheidung zu verlangen. Den folgenden Morgen gingen drei Briefe ab, einer an die Gräfin, einer an die de Ligne, und einer an den Fürst-Bischof von Wilna. Die Gräfin weigerte sich entschieden, auf die Scheidung einzugehen und schrieb einen rührenden Brief, der aber ohne Wirkung blieb.

Für die de Ligne hatte sich inzwischen vieles Wichtige zugetragen. Die Revolution in Flandern hatte grössere Proportionen angenommen und die furchtbare Aufregung, welche Joseph II., der nicht früh genug Massregeln dagegen ergriffen hatte, darüber empfand, machten ihn so misstrauisch gegen alle, die aus Flandern kamen, dass er sogar den ältern de Ligne beargwöhnte, Theil genommen zu haben und ihm einen harten Brief schrieb.

Bald jedoch kam er von dem Verdacht zurück und berief de Ligne von der Belagerung von Belgrad, wo sich dieser befand, zurück nach Wien. Den 2. Dezember 1789 erklärten die Niederlande den Kaiser Joseph seiner Herrschaft über sie für verlustig, und zwei Monate darauf starb Joseph an einer chronischen Krankheit, die durch die Aufregung und den Zorn verschlimmert worden war. De Ligne war sehr schmerzvoll ergriffen durch diesen Tod und schrieb der Kaiserin Katharina: »Er ist nicht mehr, Madame, er ist nicht mehr, der Fürst, welcher den Menschen ehrte, der Mensch, welcher noch mehr den Fürsten ehrte. Er sagte mir wenige Tage vor seinem Tod, als ich von der ungarischen Armee, die ich nach Schlesien geführt hatte, zurückkam: Ich habe Sie gestern nicht sehen können, Ihr Land hat mich getödtet — Gent, genommen, ist meine Agonie gewesen, Brüssel, verlassen, mein Tod. Welche Kränkung für mich, (er wiederholte mehrere Mal dies Wort). Ich sterbe daran; man müsste von Holz sein, wär es nicht so. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich gethan haben. Ich danke Ihnen für Ihre Treue. Gehen Sie in die Niederlande, machen Sie, dass diese zu ihrem Herrn zurückkehren, und wenn Sie es nicht können, bleiben Sie dort; opfern Sie Ihre Interessen mir nicht; Sie haben Kinder.«

Der Nachfolger Josephs, Leopold II., benahm sich kalt und undankbar gegen den

Prinz de Lingne, wie gegen alle, die sein Vorgänger bevorzugt hatte. Ueberhaupt befolgte er eine ganz andere Politik und schloss im Juli 1790 einen Vertrag mit Preussen, wonach dieses den Frieden mit der Pforte, auf der Basis des status quo vor dem Kriege, vermitteln sollte. Der Prinz Charles, der eine lange Unthätigkeit voraus sah, erhielt die erbetene Erlaubniss, in russische Dienste zu gehen, und verliess Wien, seinen Vater, in Ungnade bei Hof und voller Schmerz über ihre Trennung, zurücklassend. Bei der berühmten Belagerung von Ismailoff zeichnete er sich wieder durch seine Kühnheit und Tapferkeit aus und war der Erste, der mit seiner Schaar in die Stadt eindrang. Inmitten der Plünderung, des Feuers und der furchtbaren Ermordung der Türken, sah er unter dem Thor eines schönen Hauses einen reich gekleideten Knaben von drei oder vier Jahren, ganz allein, welcher verzweifelt schrie und weinte. Der Prinz hob ihn in seinen Armen auf und das Kind klammerte sich an ihn und verbarg das Gesicht an seiner Brust, um die Greuelscenen nicht zu sehen, die sie umgaben. Prinz Charles gerührt, übergab den Knaben sicherer Obhut, liess ihn durch gefangene Türken befragen, erfuhr, dass seine Mutter und die Wärterinnen ermordet waren, und beschloss, ihn zu adoptieren und nach Wien mitzunehmen.

Die Kaiserin Katharina überhäufte den Prinzen Charles mit Ehren wegen seiner be-

wiesenen Tapferkeit, und sein Vater vergass die ihm von Leopold II. widerfahrene Unbill über dem Glück, das er bei den Erfolgen seines geliebten Sohnes empfand. Als Katharina aber Friedensverhandlungen mit den Türken anfing, nahm der Prinz Charles seinen Abschied und kehrte nach Wien zurück, worüber sein Vater selig war. Inzwischen war die Revolution in Flandern glücklich beendet, und die Prinzess de Ligne eilte nach Bel-Oeil, um dort die Verwüstungen der Revolution wieder gut zu machen. Gerade um diese Zeit kam der Brief Helenens, worin sie die Scheidung forderte. Gerüchte über ihren Aufenthalt in der Ukraine waren nach Wien gedrungen, und die de Ligne, natürlich schwer beleidigt, schlugen es rundweg ab, auf die Scheidung einzugehen. Der Graf Potocki reiste nach Paris, um mit der Familie de Ligne durch einen Bevollmächtigten zu unterhandeln; hatte aber keinen Erfolg und fand bei seiner Rückkehr Helene sehr trostlos, auch für den Augenblick in pekuniärer Bedrängniss, da ihr Onkel, der Scheidung abgeneigt, ihr nichts zukommen liess und sie zu stolz war, vom Grafen etwas anzunehmen. Aber selbst die Armuth und alle anderen Opfer erschreckten sie nicht, wenn sie nur der Liebe des Grafen gewiss blieb; sie kannte nur ein Unglück: dass er sie verlassen würde. Sie hatte gar nicht an der Bereitwilligkeit der de Ligne, in die Scheidung zu willigen,

gezweifelt. Nun thürmten sich aber die Schwierigkeiten um sie her auf, und selbst ihr sonst so nachsichtiger Onkel versprach ihr nur Vergebung und Vergessen des Vorgefallenen, wenn sie ihrer »tollen Leidenschaft für den Grafen« entsagen würde.

Aber das Schicksal kam ihr unerwartet zu Hülfe. Der Prinz Charles, welcher in den Reihen der österreichischen Armee mit den Verbündeten gegen die Soldaten der französischen Republik kämpfte, wurde bei einem kühnen Angriff von einer Kugel getroffen und getödtet. Sein Tod erregte allgemeine Trauer, denn er war überall, seiner edlen Eigenschaften wegen, verehrt und geliebt. Geradezu vernichtend aber war die Nachricht für seinen Vater, dem mit dem geliebten Sohn jede Freude am Leben schwand und der sich nie mehr von diesem Schlag erholte. Der Prinz Charles schien ein Vorgefühl seines Todes gehabt zu haben, denn man fand ein genau ausgearbeitetes Testament, in dem er mit rührender Treue aller, die ihm nahe gestanden hatten, gedachte, die Frau ausgenommen, die ihn verlassen hatte. Aus diesem Testament konnte man, obgleich es mit der grössten Zartheit angedeutet war, doch mit Bestimmtheit schliessen, dass die Dame, der sein Herz gehört hatte, die Gräfin Kinsky gewesen war.

Helene lebte indess in tiefer Einsamkeit und Trauer in der Ukraine, auf einem der

Güter des Grafen. Sie wusste, dass man sie allgemein für dessen Maitresse hielt, obgleich sie das nie gewesen war, und dieser Gedanke fügte zu ihrer übrigen Traurigkeit neue Pein. Da kam die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und sie, ohne dem glorreich Gestorbenen nur einen Augenblick des Mitleids zu weihen, gab sich ganz dem Gefühl der Befreiung und dem Egoismus ihrer Liebe hin. Es schien auch, als ob der Tod es wirklich übernommen hätte, ihr den Weg zu ebnen, denn zur selben Zeit starben der zweite Sohn des Grafen und Helenens einziger Bruder, der ihr ein colossales Erbe hinterliess. Der Graf Potocki zeigte seiner Frau den Tod ihres Kindes und den des Prinzen Charles an, und versprach, ihr den ältesten Sohn zu geben, wenn sie in die Scheidung willigen würde. Der Widerstand der armen Frau war gebrochen; sie gab ihre Einwilligung; auch der Fürst-Bischof von Wilna machte keine Einwendung mehr, und so wurde, drei Monate nach dem Tode des Prinzen Charles, die Trauung mit dem Grafen Potocki in aller Stille vollzogen. Nach längerem Aufenthalt in Litthauen auf den Gütern Helenens, kehrten die Gatten in die Ukraine zurück und Helene zog triumphirend in das Schloss ein, das sie einst in Verzweiflung betreten hatte. Die Leiden der Vergangenheit waren vergessen, und sie schrieb ihrem Gatten, als er auf wenige Tage abwesend war: »Morgen sehe ich Dich

wieder und sehe Dich wieder als denselben, der Du warst, denn ich will nicht, dass Du Dich je in der geringsten Sache änderst; Tugenden, Talente, Geist, Fehler, Launen — alles ist mir theuer. Wenn Du noch vollkommner wärst, so wärst Du nicht mehr der Vincent, um den ich alle möglichen Thorheiten hätte begehen können, wenn der gütige Himmel nicht erlaubt hätte, dass alles in Weisheit ende.«

Eine so grosse, allmächtige Liebe kann vielleicht wieder unsere Nachsicht in Anspruch nehmen, nachdem Helene unsere Sympathie durch ihr Benehmen gegen ihren edlen Mann und die Trennung von ihm und ihrem Kind, verscherzt hat. Aber wir dürfen sie überhaupt nicht zu streng richten, sondern müssen vielmehr an ihrem Beispiel die Sitten der Zeit verurtheilen, die unerfahrene Kinder von vierzehn, fünfzehn Jahren einen Ehebund zu schliessen zwangen mit einem Manne, den sie nicht kannten, den sie kaum gesehen hatten und dem sie beinah unausbleiblich untreu wurden, sobald die wahre Liebe, durch irgend eine Begegnung, in ihr Herz einzog. Für Helene spricht ausserdem der Umstand, dass ihr keine liebevoll rathende Mutter zur Seite stand und dass ihr die, welche sie hätte ersetzen können, Madame de Rochechouart, zu früh entrissen wurde. Doch gehört sie gewiss zu den anmuthigsten der an reizenden Frauen so reichen Zeit, wie es, was ihre

äussere Erscheinung betrifft, das besagte Portrait bestätigt. Es war kein Wunder, dass solche Frauen durch ihre Schönheit, ihre Grazie, ihre Eleganz und ihren Geist die damalige Gesellschaft beherrschten, so dass man die Zeit vor der französischen Revolution in gewisser Beziehung die Zeit der Frauenherrschaft nennen kann. Aber was bei der Ausübung dieser Herrschaft fehlte, das war der sittliche Ernst, der mit den wichtigsten Verhältnissen des Lebens nicht frivol umgeht, sondern Pflichten anerkennt, deren heiligem Recht auch die Gewalt der Leidenschaft erliegen muss. — —

Indem ich noch von einer anderen Frauengestalt vom Schluss des 18. Jahrhunderts reden will, kann ich nicht umhin, zunächst jene Oertlichkeit etwas eingehend zu berühren, die so wesentlich in die Geschichte jener Zeit gehört und gleichsam den Hintergrund zu den individuellen Schicksalen bildet. Diese Oertlichkeit ist Versailles.

Versailles ist der vollkommenste Ausdruck der absoluten Monarchie, den wohl irgend ein Ort in der civilisirten Welt als Charakter an sich trägt, und sonderbarer Weise ist gerade er von der Revolution verschont worden. Die Stadt Versailles hat kein Zentrum wie andere Städte, sie hat eine Demarkationslinie, von der die übrigen Stadttheile ausgehen, und diese Linie wird von dem stolzen Königsschloss mit seinen Parks und Gärten gebildet.

Da wurde der Gedanke: »l'état c'est moi« gleichsam personificirt, und in stolzer Breite, in verschwenderischen Dimensionen, schaut die Wohnung der Alleinherrscher auf die Schneckenhäuser, welche sich zu ihren Füssen angebaut haben. Schon trennt uns ein Abgrund von jener Zeit, ein Abgrund, in welchem ein Blutstrom strömt und Leichen zu Haufen schwimmen, die, wenn es einen jüngsten Tag gibt, aufstehen und grässlich zeugen werden gegen jene frivole Welt des Absolutismus, der hier das Mass so voll häufte, dass der Tag des Zorns endlich hereinbrach und die unschuldigen Häupter als Sühnopfer für die Schuldigen fällte. Das ist es, was den Besuch von Versailles so ergreifend macht, der Gedanke an die ungeheuerlichen Geschicke, welche die Mauern dieses Schlosses, diese stolzen Prachtsäle sahen, den frechsten Uebermuth des Daseins und das furchtbarste Gericht, das die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Es trennt uns, wie gesagt, ein Abgrund von jener Zeit, und doch ist sie uns noch nahe genug, um sie uns zu vergegenwärtigen, wenn wir den Schauplatz so vieler Ereignisse durchwandeln. Ist da nicht das Zimmer, in welchem der, welcher sich selbst als Halbgott träumte, dem Schicksal aller Sterblichen verfiel und in welchem die Uhr von dem Augenblick an still stand, als sei die Weltordnung aufgehoben, da dieser einzige Sterbliche nicht unsterblich war? Und ist da nicht das andere Zimmer,

in dem sich eine kleine Tapetenthür befindet, durch welche die unglücklichste der Königinnen sich vor der Wuth des Volkes rettete, das sie zum ersten Mal in seiner wahren Gestalt sah, nachdem sie in den Chalets von Trianon in heiterer Illusion selbst Volk gespielt hatte? Kann man sich der Ergriffenheit erwehren, wenn man durch die endlosen Prachtsäle des jetzt öde stehenden Schlosses wandelt und den ungeheuren Contrasten der Geschicke, die sich hier vollzogen haben, nachdenkt? Und wenn man schliesslich in den glänzenden Spiegelsaal gelangt, wo, als ein Act tödtlich ernster Ironie des Schicksals, in noch nicht langer Vergangenheit, deutsche Fürsten und deutsche Waffen das Deutsche Reich herstellten und die Kaiserkrone auf ein ehrwürdiges Heldenhaupt setzten? Gewiss, es gibt wenig Orte, welche dem Historiker und dem Philosophen solchen Stoff zum Nachdenken geben, und die unerschöpflich reiche Portraitgallerie liefert dazu den anziehendsten Kommentar von Physiognomien. Weniger interessant sind die Gallerien, in denen der Bürgerkönig Louis Philipp seiner prosaischen Regierung ein Denkmal setzte, durch die Schlachtenbilder aus den Algierischen Feldzügen, obwohl einige derselben von Delacroix und Horace Vernet schön gemalt und geistreich komponirt sind. Aber der Zweck dieser Bilder ist durchaus verfehlt, denn unwillkührlich wendet sich alle Sympathie auf die Seite der Araber, denen

man eine Zivilisation aufdrängt, nach der sie sich nicht sehnten, denen man weg nimmt, was ihnen gehörte, deren phantasievolle Architektur man zerstört und deren Herzen man bis auf den heutigen Tag nicht zu gewinnen gewusst hat.

Versailles ist jetzt, da es auch seine Rolle dem deutsch-französischen Kriege und dann der Kommune gegenüber ausgespielt hat, zu einem stillen, friedlichen Asyl geworden, in welches sich Rentiers, die vom Genuss ausruhen wollen, arbeitende Menschen, denen in der fiberhaften Unruhe des Pariser Lebens die Fähigkeit des gesunden Denkens vergeht, vernünftige Familien, welche ihre Kinder in reiner Luft und fern von den sinnverwirrenden bunten Eindrücken der Grossstadt erziehen wollen — flüchten.

Und sie thun wohl daran, denn alle Vortheile des Pariser Lebens sind ihnen unverwehrt, da die Eisenbahn, auf beiden Seiten der Seine, sie in weniger als einer Stunde je nach Wunsch in die eine oder andere Hälfte der Riesenstadt trägt und ihnen bis in die Nacht hinein den Genuss von Theatern, Konzerten und Gesellschaften gestattet. Dagegen geniessen sie in einer sehr angenehmen, reinlichen, luftigen Stadt alle Vortheile des Landlebens. Die meisten Häuser stehen einzeln, von mehr oder minder grossen Gärten umgeben; es sind unter ihnen prächtige, geschmackvolle Villen mit herrlichen Parks. Aber

auch da, wo die Häuser, Strassen bildend, dicht neben einander stehen, werden sie durch breite Alleen von der gegenüber liegenden Reihe getrennt und diese prächtigen Avenüen gehören mit zu dem vornehmen, fürstlichen Charakter des Orts, der vom Schloss ausgeht. Ausser diesen unabsehbaren langen Alleen, die schon allein die angenehmsten Spaziergänge bieten, da sie stets von frischer Luft durchweht sind, besitzt Versailles aber auch eine solche Fülle von Spaziergängen, wie sie wenig Orte aufzuweisen haben, vereint mit dem Vorzug, dass man nicht erst nöthig hat, ein endloses Gewirr von übelriechenden Strassen zu durchschreiten, sich durch einen Höllenlärm von rasselnden Wagen, schreienden Menschen u. dgl. das Gehirn ermüden zu lassen, sondern dass man nach allen Seiten hin schnell und leicht in die schönste freie Natur hinaus gelangt.

Zunächst ist da der Garten des Schlosses, der mit seinen grossartigen Anlagen, seinen Wasserkünsten, seinen Bassins und Baumgruppen, trotz der etwas steifen Gartenkunst le Notres, gerade wie das Schloss, durch die Grösse und Verachtung aller Raumbeschränkung imponirt, wogegen der mit darin eingeschlossene, englische Park von Trianon durch die unvergleichliche Schönheit der Bäume verschiedenster Art wahrhaft entzückt. Unter ihnen bemerkt man, nahe bei einem der Chalets von Marie Antoinette, eine Pappel,

welche diese unglückliche Königin selbst gepflanzt hat, die aber von einem heftigen Sturm der Krone beraubt und zersplittert worden ist; ein sonderbar zufälliges Bild für jene hart geprüfte Frau, der auch ein Sturm die Krone vom Haupte riss und sie selbst vernichtete. Ausser diesen weitläufigen, stundenumfassenden Parks gelangt man aber auch von allen Seiten rasch in die umgebenden Wälder, wo man auf bequemen Wegen, in wirklicher Waldesfrische sich ergehen und ausruhen kann und oft durch einen Fernblick auf dunkle Waldgründe und duftig blaue Höhenzüge überrascht wird. Dieser herrlichen Waldumgebung verdankt Versailles seine gesunde, reine Luft, die es zu einer wahren Oasis neben dem von dem Athem dreier Millionen Menschen verpesteten Paris macht. Zu verwundern ist es, dass dieser so viele Vorzüge vereinigende Ort nicht mehr von solchen Ausländern aufgesucht wird, welche, wie besonders die Engländer, einen gesunden, nicht zu kostspieligen Aufenthalt in der Fremde suchen, wo noch dazu, wie hier, der Vergnügungssucht durch die Nähe von Paris jeder Vorschub geleistet wird. Doch gehört auch dies zu den Vorzügen von Versailles, dass man keine müssigen Gaffer mit Baedekers oder Murrays in der Hand herumlaufen und eine frivole Neugierde in frivoler Weise befriedigen sieht. Dagegen haben sich manche bedeutende Menschen hierher entweder zu

bleibendem Aufenthalt zurückgezogen, oder kommen zeitweise zu kurzer Ruhe und Erfrischung hierher; zu diesen gehört Monsieur Bardoux, der Verfasser eines Buches, welches zu den Ereignissen, die einst auch Versailles erschütterten, in direkter Beziehung steht. Es trägt den Titel: »Pauline de Beaumont« und enthält das Leben dieser liebenswürdigen, geistvollen, unglücklichen Frau, die der jetzigen Generation kaum bekannt sein dürfte, da sie eine von den Unzähligen war, über welche der Wirbelwind der Revolution hinbrauste, sie bis auf die Erinnerung verwehend, wie der Frühlingssturm, der die Blüthen zu Tausenden vom Baume reisst und zerstreut — hätte nicht die Neigung eines genialen Mannes, René's de Chateaubriand, ihr in seinen mémoires d'outre tombe ein Denkmal gesetzt, welches ihr Andenken noch fester halten wird, als das marmorne Denkmal, das er in Rom ihren irdischen Ueberresten setzen liess.

Pauline de Beaumont stammte aus einer der ältesten aristokratischen Familien Frankreichs, die in der Auvergne ihren Stammsitz hatte. Sie war die Tochter des Grafen Armand Marc von Montmorin Saint Hérem, der unter Ludwig XVI. im Ministerium Neckers Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Unter den Vorfahren Paulinens befanden sich bedeutende Männer, grossartige Charaktere. François de Montmorin, Gouverneur der Auvergne um 1572,

schrieb nach der Bartholomäusnacht an Karl IX. den folgenden Brief, der mit Recht verdient, in der Geschichte aufbewahrt zu werden:

»Sire, ich habe einen Befehl Ew. Majestät erhalten, alle Protestanten in meiner Provinz zu tödten. Ich achte Ew. Majestät zu hoch, um nicht zu glauben, dass dieser Brief falsch ist und im Fall, was Gott verhüten wolle, der Befehl wirklich von Höchstderselben ausgeht, achte ich Sie zu hoch, um zu gehorchen.«

Pauline war stolz auf diesen Ahnherrn.

Armand de Montmorin, Paulinens Vater, ward mit Ludwig XVI. erzogen und blieb diesem unglücklichen Monarchen so treu zugethan, dass er mit in dessen Schicksal verflochten wurde. Von vier Kindern, welche ihm seine Frau geboren hatte, war Pauline das jüngste. Sie war im Kloster erzogen, wie alle jungen Mädchen vornehmer Familien damals, und als sie dasselbe verliess, wurde sie, auch nach der allgemeinen Sitte, kaum siebzehn Jahre alt, verheirathet, ohne den Mann, den man ihr gab, vorher gekannt zu haben. Aeusserlich war es eine glänzende Heirath. Am 27. September 1786 verkündete die »Gazette de France«, dass die Majestäten und die königliche Familie den Ehekontrakt zwischen dem Grafen Christophe François de Beaumont und Mademoiselle Pauline de Montmorin unterzeichnet hätten, und am 4. Oktober zeigt dasselbe Blatt an, dass die

Gräfin de Beaumont Ihren Majestäten vorgestellt worden sei, ein Akt, der damals beinahe eben so wichtig, wie die Heirath selbst, war.

Aber das innere Glück fehlte diesem Bund. Schon nach wenigen Monaten wurde das Zusammenleben unerträglich und der Graf de Beaumont ging zu seinen Eltern zurück; er kam noch einmal wieder, als Paulinens Vater Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, aber die junge Frau, welche ihre geistigen Fähigkeiten inzwischen im Umgang mit bedeutenden Männern entwickelt hatte, ward empört durch die groben Instinkte und den Mangel an Intelligenz ihres Mannes und dieses Mal war die Trennung endgültig. Beaumont blieb gleichgültig bei all dem Unglück, welches über Pauline hereinbrach und trat nicht von ferne helfend ein, als sie, 1794, ganz allein und mittellos in der Welt zurückblieb. Pauline wohnte von dem Augenblick dieser Trennung an im Hause ihres Vaters und war die Seele von dessen Salon, als er Minister wurde und in demselben die ausgezeichnetsten Menschen jener Zeit versammelte. «Es gab niemals in Frankreich,« sagt Herr Bardoux, »ausgenommen am Ende der Restauration, eine kräftigere Generation mit einer vollkommneren Erziehung, mit einer reiferen und für grosse Ereignisse besser vorbereiteten Intelligenz, als die der jungen Leute, welche den parlamentarischen Familien, der

Armee, der Finanzwelt, dem höheren Bürgerstand angehörten und 1789 kaum dreissig Jahre alt waren.« Zu diesen gehörten François de Pange, die zwei Brüder Trudaine, André Chénier u. A., eine ganze Phalanx ausgezeichneter Leute, unter denen besonders François de Pange die grösste Sympathie einflösst. Man sagte von ihm, dass er nur solche Dinge sage, die werth seien, aufgeschrieben zu werden und nur solche Dinge schreibe, die werth seien, gethan zu werden. Er war 1787 erst dreiundzwanzig Jahre alt, besass aber schon, neben der gefühlvollsten, zartesten Seele, ein ausgebreitetes Wissen und ein reifes Urtheil. Nahe verwandt mit Paulinen de Beaumont, stimmte er auch in seinen Ansichten und Neigungen mit ihr überein und er und seine Freunde bildeten den engeren Kreis, in dem sich ihre Intelligenz und ihr Kultus für die Literatur entwickelten. Derselbe erweiterte sich jedoch bedeutend um 1788, als Necker in das Ministerium eintrat und Pauline sich an Frau von Staël anschloss, welche als Gesandtin bereits einen eigenen Salon hielt und in Folge ihrer protestantischen Genfer Erziehung »den Rahmen der alten Welt durchbrach«. Die Staël war erstaunt über die Intelligenz, den Ernst und die Zuverlässigkeit Paulinens und liebte es, deren feinen Geschmack bei ihren ersten literarischen Schöpfungen zu Rathe zu ziehen. Mehrere Jahre nach Paulinens Tod,

in dem geistreichen Zirkel, der sich in Coppet versammelte, sagte Frau von Staël bei einem Gespräch über die Freundschaft zwischen Frauen: »Ich habe seit meinem Eintritt in die Welt den edelsten Charakter bewundert und geliebt; ich habe keinen grossmüthigeren, keinen dankbareren, keinen leidenschaftlich gefühlvolleren gekannt. Und dies war eine Frau. Ich hielt an ihr mit allen Wurzeln, ich hätte die Freundin meines Lebens aus ihr gemacht. Ich meine Pauline de Beaumont, die Tochter des unglücklichen Montmorin, des treuen Kollegen meines Vaters«.

Ebenso an ihrem Vater hängend, wie Germaine Necker an dem ihrigen, erlebte Pauline die kurze, aber glänzende Zeit seines Ministeriums bei ihm, war oft sein Sekretär, die Vertraute seiner Gedanken und die Theilnehmerin der harten Prüfungen, die über ihn hereinbrachen. Je schöner die Illusionen gewesen waren, welche, noch bis in die Anfänge der Revolution hinein, den glänzenden, geistvollen Kreis belebten, der sich im Hôtel Montmorin und in Luciennes auf dem Landsitz von Madame Pourrat versammelte und den Grafen Montmorin selbst mit fortrissen und einen Vertheidiger der Konstitution und der englischen Ideen aus ihm machten — je furchtbarer brach die Wirklichkeit herein. Die Anklagen und Verläumdungen, welche man auf Montmorin häufte, und die grausamen Gemüthsbewegungen, welche dadurch hervor-

gerufen wurden, gaben der Gesundheit Paulinens den ersten schweren Stoss. Herr Bardoux entwirft, nach bisher zum Theil unbekannten Dokumenten, ein sehr vortheilhaftes Bild vom Grafen Montmorin, welches ihn von all den Anschuldigungen reinigt, die seine Feinde in die Geschichte zu übertragen gewusst hatten. Sein Wunsch, ein wahrhaft konstitutionelles Königthum herzustellen, war aufrichtig und seine Hoffnung gross, als er sich auf das Engste mit Mirabeau verband. Bald aber belehrte ihn der Gang der Ereignisse, dass er sich getäuscht habe, und als Mirabeau am 2. April 1791 starb, schwanden seine letzten konstitutionellen Träume. Von nun an widmete er all sein Denken und Thun nur noch der Möglichkeit, das Leben des Königs zu retten.

Die Anklagen regneten jetzt aber förmlich auf ihn; man beschuldigte ihn, bei der Flucht nach Varennes behülflich gewesen zu sein, mit der Emigration zu verhandeln und tausend anderer Dinge. Dabei verlor er das Vertrauen des Königs und besonders der Königin, die, hinter seinem Rücken, nur von Brüssel und Koblenz Rathschläge annahmen. Er hatte sich vergebens bemüht, sie von der Nothwendigkeit einer festen Handlungsweise zu überzeugen. Nichts konnte sie ihrer Verblendung entreissen und der König nahm endlich die schon so oft geforderte Entlassung Montmorins an. Dieser zog sich zu kurzer

Rast auf sein Landgut bei Sens zurück und genoss mit seiner Familie und den nächsten Freunden, Trudaine und Pange, die letzten Stunden häuslichen Glücks. Aber er wurde bald gezwungen, nach Paris zurückzukehren, bemühte sich noch einmal vergebens, den König zu retten, blieb aber dennoch hartnäckig auf seinem Ehrenposten, um Ludwig XVI. nicht zu verlassen, trotzdem die Gefahr sich ihm immer drohender nahte. Endlich kam der 10. August. Durch die Kanonen und die Sturmglocke belehrt, verliessen Montmorin, seine Frau und Pauline ihr Hôtel zu Fuss und begaben sich zu einer Freundin, und da er sich nicht in Sicherheit glaubte, flüchtete er zu einer anderen Bekannten, die ihn bei ihrer Amme in der Vorstadt St. Antoine versteckte. Aber er konnte seinem Schicksal nicht entgehen, ward aufgefunden und am 21. August 1792 gefangen genommen. Er vertheidigte sich vollkommen vor seinen Richtern, aber umsonst. Am 2. September führte man ihn vor das Tribunal, dessen Präsident Maillard war und das bereits die Offiziere und Soldaten, welche sich an dem Tag dem Volk ergeben hatten, hatte ermorden lassen. Diesem Elenden gegenüber erwachte der Aristokrat in Montmorin, und als man ihn ins Gefängniss zurückbringen wollte, sagte er sardonisch und verächtlich zu Maillard: »Herr Präsident, da man Sie so nennt, ich bitte, mir einen Wagen kommen

zu lassen.« — »Sie sollen ihn haben,« antwortete Maillard und gab ein Zeichen. Ein Untergebener ging hinaus, die Mörder zu benachrichtigen, dass sie ein aristokratisches Opfer ersten Ranges haben würden, und kam zurück, um zu sagen, der Wagen sei da. An der Thür fiel Montmorin den Mördern in die Hände und von tausend Wunden zerfleischt, wurde sein Leichnam als Trophäe vor die Thüre der Assemblee getragen.

Die Gattin Montmorins und Pauline hatten Alles erfahren. Sie verliessen Paris mit der älteren verheiratheten Schwester Paulinens und deren Bruder Calixte, begaben sich nach Rouen und von da in die Bourgogne zu der ihnen verwandten Famile des Grafen Mégret de Sérilly. Hier verbrachten sie den Winter von 1793 in tiefer Einsamkeit. François de Pange und einige Freunde aus der Nähe kamen Nachts, ihnen Bücher und Nachrichten zu bringen. Endlich wurde aber, durch einen untreuen Diener, die Aufmerksamkeit des von der Konvention eingesetzten Komités der öffentlichen Sicherheit auf sie gelenkt, und der Befehl kam von Paris, die Familie Mégret und eine andere vornehme Familie der Provinz, die Loménie, gefangen zu nehmen. Als die Diener der Guillotine im Schlosse der Mégret de Sérilly erschienen, um alle Einwohner desselben nach Paris zu führen, erschien auch Pauline de Beaumont und verlangte, mit den Ihrigen

fortzugehen. Aber ihre Blässe und Magerkeit waren so gross, dass die Agenten der Konvention sie nur als ein Hinderniss ansahen und sie unferne vom Schloss auf der Landstrasse zurückliessen.

Ihre Mutter, ihre Schwester und ihr Bruder nebst den Loménie, wurden in den Prozess der Prinzess Elisabeth mit eingeschlossen. Die Anklagen waren der niedrigsten, leichtfertigsten Art und die gröbsten Irrthümer kamen dabei vor. Die Vicomtesse de la Luzerne, Paulinens Schwester, wurde verurtheilt, weil sie mit ihrem Mann, der in England bei der Gesandtschaft war und nicht zurück konnte, eifrig korrespondirt habe. Aber man gab sich nicht einmal die Mühe, die Briefe, welche in englischer Sprache geschrieben waren, zu übersetzen und ihren Inhalt zu kennen. Die arme Frau verfiel in ein hitziges Fieber, wurde in ein Hospital gebracht und starb den Abend vor der Hinrichtung der Uebrigen. Alles ist verabscheuungswürdig und herzzerreissend in diesem Prozess. Madame de Montmorin und ihr Sohn waren heroisch vor dem Tribunal. Am Abend desselben Tages (21. Floreal) um sechs Uhr wurden die Verurtheilten zum Tode geführt. Ein Freund der Montmorin war in der Volksmenge und begleitete den düstern Zug, der aus sechs Karren bestand, zum Platz der Guillotine. Madame de Montmorin und ihr Sohn waren im letzten Karren. Die Mutter,

erst 49 Jahre alt, schien 60, ihr Haar war völlig weiss. Sie war aber ruhig und froh, diese Welt zu verlassen. Calixte, erst 22 Jahre alt, stand aufrecht, mit entblösstem Haupt und hielt ein Band in der Hand, welches einer Dame gehört hatte, die seine erste Jugendliebe gewesen war. Als die Karren anhielten, verneigte er sich voll Ehrfurcht vor der Prinzess Elisabeth, und jedesmal, wenn das Messer der Guillotine fiel, rief er: »Es lebe der König.« Nur als das zwanzigste Opfer die Stufen hinaufschritt, wollte der Ruf nicht mehr aus seiner Kehle, es war seine Mutter. Nach ihr wurde er guillotinirt.

Herr Bardoux sagt mit Recht: »Alle Bemerkungen, alle Kommentare würden die Grösse dieses Dramas schwächen.«

Auf dem Schlosse der Montmorin und der Mégret waren im Namen der Nation die Siegel angelegt. Pauline de Beaumont fand, beinah sterbend, ein Asyl bei einem armen Weinbauer in der Nähe von Villeneuve-sur-Yonne, bloss von einem alten Diener ihres Vaters, Saint Germain und dessen Frau, begleitet. In einer verfallenen Hütte lebte sie von dem Ertrage einiger Schmucksachen, die man in Sens für geringes Geld verkaufte. Im Winter schleppte sie sich aus dem Bett an den Herd. Zwei oder drei Bücher waren ihre Gesellschaft. Da erfuhr sie nach und nach alle Schläge, welche sie getroffen hatten, das Ende der Ihrigen, das

ihrer Freunde, der Trudaine, André Chéniers, Malesherbes. Aber aus der Ungehäuerlichkeit ihres Schicksals erwuchs der Armen eine Beziehung, die auf den Rest ihres Lebens eine tröstende und fördernde Wirkung hatte, ja man kann sagen, die sie noch eine Zeit lang dem Leben erhielt. In Villeneuve lebte ein Mann in grosser Zurückgezogenheit mit einem ebenso edlen wie zuverlässigen Charakter, mit einer Intelligenz ersten Ranges, der auf seine Freunde den ausserordentlichsten Einfluss ausübte und, wie ein geistreicher Mann von ihm sagte, ein Egoist war, welcher sich nur mit Andern beschäftigte. Es war Joubert, der jetzt erst durch die Veröffentlichung seiner Gedanken und Briefe, von seinen Nachkommen herausgegeben, dem Publikum bekannt geworden ist. Seit Kurzem verheirathet, obgleich nicht mehr ganz jung, hörte er von den Ereignissen auf dem Schloss der Mégret und von dem Elend und dem Verlassensein der Tochter des Grafen Montmorin. Dieses Schicksal ergriff ihn und er ging, an die Thür des armen Häuschens zu klopfen, in dem Pauline lebte. Während des harten Winters von 1794 wiederholte er seine Besuche oft und von der Zeit an übte der Umgang mit dieser zarten, feinen Frau, einem Wesen ganz voll Geist und Grazie, aber so schwach und hinfällig, dass ein Hauch genügend schien, es umzuwehen — einen solchen Einfluss auf ihn, dass er sich nicht

mehr er selbst schien, als der Tod sie ihm raubte. Ebensogross war aber auch der Einfluss, den er auf Pauline übte; er gab der philosophischen Richtung ihres Geistes Nahrung, gab ihr Bücher des ernstesten Inhalts, wurde ihr eine Stütze, ein Rathgeber, und der treueste, leidenschaftlich ergebenste Freund. Pauline entschloss sich, im Winter 1794 auf kurze Zeit nach Paris zu gehen, um die wenigen Freunde zu treffen, welche die Guillotine verschont hatte. Wie furchtbar musste es sie erschüttern, diesen Ort des Schreckens wiederzusehen, der noch die Spuren des vielen vergossenen, ihr theuer gewesenen Blutes trug. Das Hotel Montmorin war geplündert worden; es war nichts stehen geblieben, als eine Zypresse im Garten, die Pauline gepflanzt hatte, als sie vierzehn Jahre alt war. Sie hatte aber die unendliche Freude, François de Pange und Madame de Sérilly wieder zu finden, die glücklich aus dem Gefängniss befreit worden waren und durch die Sympathie, welche die nach Ruhe dürstende Bourgeoisie den Opfern der Konvention entgegen brachte, wieder in den Besitz ihrer Güter gelangte. Sie verheirathete sich darauf mit Pange, mit dem sie längst die tiefste Neigung verband; beide kehrten auf das Schloss Vassy-sur-Yonne zurück und nahmen Pauline mit sich, welche dann ihre Bekanntschaft mit Joubert vermittelte.

Es folgte eine Zeit der ruhigen, zärtlichsten

Freundschaft, der intimen Gespräche, der gegenseitigen Vervollkommnung dieser auserwählten Seelen, von welcher Zeit Joubert später wie von einem verlorenen Paradiese sprach. Der Tod von François de Pange, dessen seltenem Charakter und Geist Pauline schriftlich das schönste Denkmal setzte, war ein neuer, herber Schlag, der sie traf. Er starb im September 1796.

Madame de Staël war, in Folge der Anerkennung der Republik von Seiten Schwedens, nach Paris zurückgekehrt, und Pauline war glücklich, sie wiederzusehen, als die Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse sie nach Paris rief. Später trat eine kleine Entfremdung zwischen ihnen ein und zwar wegen Benjamin Constant, der auf Madame de Staël, trotz ihrer Ueberlegenheit, einen so allmächtigen Einfluss ausübte und Paulinen dagegen vom ersten Augenblick an völlig antipathisch war, welche Empfindung von Joubert und ihren nächsten Freunden getheilt wurde.

Es war Paulinen gelungen, ihre Scheidung von dem unwürdigen Gatten zu erlangen. Nachdem dies im Jahr 1800 erreicht war und sie ihre Besitzung in der Bourgogne für immer verlassen hatte, richtete sie sich in Paris in einer Wohnung in der Rue Neuve-du-Luxembourg ein, und hier vereinigte sich während zweier Jahre beinahe alle Abende die ausgewählteste Gesellschaft, die Ueberreste jener feinen, unvergleichlichen französischen Aristokratie.

Joubert war auch fast immer anwesend und einige neu erworbene Freunde; und in dem kleinen Heiligthume, das kaum von einer Lampe erhellt und nur von den treuen Dienern des Montmorin'schen Hauses, Saint Germain und Frau, bedient war, wurden alle wichtigsten Fragen des Lebens mit Geist und Grazie diskutirt, und ausser der Politik waren es besonders Literatur und dramatische Kunst, welche den leidenschaftlichsten Antheil erregten.

Da trat im Mai 1800, von einem Freunde eingeführt, ein Mann in Paulinens Leben ein, welchem alsbald der Rest dieses Lebens in ungetheilter Hingebung, in begeisterter Neigung gehörte. Es war René de Chateaubriand, welcher aus dem Exil zurückkehrte, 32 Jahre alt, mit dem stolzen Kopf und der prächtigen Stirn, mit dem tiefen Blick und, wenn er es wollte, dem unwiderstehlichen Lächeln, so wie ihn ein Porträt aus der Zeit darstellt. Mit diesem Zauberer, dem so viel Huldigungen im Leben zu Theil wurden, kam ein neuer Geist auch in die abendlichen Vereinigungen bei Pauline de Beaumont. Wenn er in dem auserwählten kleinen Zirkel die noch ungedruckten Seiten von Atala und René mit ihrer flammenden Sprache vorlas, oder wenn seine Gespräche mit Joubert und Fontanes sich auf Flügeln erhoben, dann wurde der Zauber vollständig. Aber wenn er mit Paulinen allein war, öffnete sich sein Herz

zu innigstem Vertrauen, und er erzählte ihr von seiner Jugend, von seinem bedrückten Verhältniss zum Vater, von seiner Schwester Lucile, von den mannigfaltigen Eindrücken seines jungen Lebens in den Savannen von Amerika, in den blutigen Kämpfen der Revolution, in der Armuth des Exils. Bardoux sagt: »Alles zwischen ihnen schien sich entgegengesetzt, von ihrer Kindheit und ihrer Erziehung an, der Eine hatte in der Einsamkeit mit der Natur gelebt und hatte darin nur die Gluth der Leidenschaft genährt, anstatt sie zu beruhigen; die Andere hatte früh in der feinen, gebildeten, literarischen Welt Vergessenheit für häusliches Unglück gesucht. Sie hatten nur Eins gemein: eine unheilbare Melancholie; bei René aber entstand sie aus dem Missverhältniss zwischen einer mächtigen, stolzen Intelligenz, einem immer jungen und verlangenden Herzen und einer grossartigen und enttäuschten Phantasie; bei Pauline dagegen hatte die Melancholie ihre Quelle in dem unglaublichen Unglück aller Art, in dem Bewusstsein der Ungerechtigkeit des Schicksals und in dem Vorgefühl eines frühen Todes.«

»Madame de Beaumont trug in ihre Vergötterung Chateaubriands die Besorgniss der liebenden Frau und die Uneigennützigkeit der Schwäche hinüber. Wenn sie erschien, in einen weissen Shawl gehüllt, ganz zart und klein, mit der Eleganz ihres Wesens, ihre Blässe durch den Glanz ihrer Augen erhellt,

so hätte man diesen dahingleitenden Schatten schon mit Sympathie verfolgt; aber wenn sie das Gespräch leitete und einen wirklichen Gebrauch von ihren Eigenschaften, von dem Reichthum ihrer Gedanken, von der Trefflichkeit ihres Urtheils machte, so begriff man die fruchtbare Ermuthigung, welche Chateaubriand durch ihr Lob empfing.«

Sie wurde der Schutzgeist seines rasch sich verbreitenden literarischen Ruhms. Um sein bedeutendstes Werk »Le Génie du Christianisme« auszuarbeiten und ihm die vollendete Gestalt zu geben, in der es erschien, bedurfte er eines ruhigen Aufenthalts und frischer Umgebung. Pauline verschaffte ihm dieselben; sie miethete in Savigny für sieben Monate ein Haus inmitten von Wiesen, Bäumen und Parks und ging, sich dort mit ihm einzuschliessen und ihn zur Arbeit zu begeistern. Sie wurde für ihn die Muse, deren jeder Dichter bedarf, und ihrer Begeisterung verdankt das Buch seine beredtesten Seiten. Für Pauline war diese Zeit die glücklichste ihres Lebens, und hätte sie ihr gebieten können, still zu stehen, sie hätte diese seligen Stunden festgehalten. Sie blieben in Savigny bis im Dezember und »wir führten ein so schönes Leben, dass wir den bezaubernden Plan hatten, es fortzusetzen«. Dies war jedoch nicht möglich und Pauline kam allein und leidender als zuvor, aber immer gleich begeistert liebend, nach Paris in ihr kleines Heim zurück. Die

Kritiken über Chateaubriands Werk, Lob sowohl wie Tadel, regten sie aufs Höchste auf, und der letztere, in den sich persönliche Angriffe mischten, machte sie krank. Dazu kam die Ungewissheit wegen einer Veränderung in ihres Freundes Schicksal. Er sollte als erster Sekretär an die Gesandtschaft in Rom ernannt werden, und er begab sich wirklich im Mai 1803 dahin. Paulinens Gesundheit aber nahm zusehends ab. Ein Freund schrieb über sie: »Ihre Gesundheit schwächt sich mehr und mehr; ich glaube, die Quellen des Lebens sind versiegt; ihre Kraft ist nur noch Aufregung, und ihr Geist, so voller Grazie, gleicht der leichten Flamme, dem glänzenden Hauch, die sich von einem Feuer, das am Erlöschen ist, erheben.«

Sie verliess Paris den 28. Juni für den Mont-Dore, war aber schon so krank, dass sie Allen Mitleid einflösste, die sie sahen. Auch die von der rührendsten Freundschaft eingegebenen Briefe Jouberts vermochten nicht mehr, sie aufzurichten; sie hatte nur noch einen Wunsch, den fernen Freund wiederzusehen, und trotz der angstvollen Widerrede aller Freunde unternahm sie die Reise, die sie nur äusserst langsam und mit Unterbrechungen vollenden konnte. In Florenz kam ihr Chateaubriand entgegen und war entsetzt über ihren Anblick. Er führte sie nach Rom; im Anfang schien das Klima ihr gut zu thun, dann aber ging es rasch dem Ende zu. Nur zwanzig Tage war es ihr noch ver-

gönnt, mit dem vereint zu sein, den sie zu sehen gekommen war; aber die letzten Tage waren so voll tröstenden, gegenseitigen Ergusses, dass selbst Joubert nach ihrem Tode, als er von den erhabenen Tröstungen hörte, welche sie von Chateaubriand empfangen hatte, schrieb: »Wenn man sie gekannt hat, so fühlt man, dass sie zehn Jahre Leben hingegeben hätte, um so friedlich und so beweint zu sterben. Ich würde jetzt untröstlich sein, wenn sie diese Reise, die mich so geängstigt hat, nicht gemacht hätte.«

Am 4. November 1803, nach heroisch überstandenen Leiden, endete diese ausgezeichnete Frau ein Leben voll so furchtbarer Prüfungen, wie sie wenigen Sterblichen zu Theil werden. Chateaubriand bestattete die Freundin, wie es sich für die Tochter des Grafen Montmorin und den letzten Sprössling einer edlen und unglücklichen Familie gebührte, und verlangte nur zwei Dinge, die seinem Herzen Ehre machen: die alten, treuen Diener, Germain und Frau, in seinen Dienst zu nehmen und Paulinen ein Denkmal auf seine Kosten setzen zu dürfen. Das letztere befindet sich heute noch in der Kirche San Luigi de' Francesi in Rom, und wer es sieht, wird sich der tiefsten Rührung nicht erwehren können beim Anblick der zarten Gestalt, die nicht geschaffen schien, um solche Stürme auszuhalten. Chateaubriand verkaufte Alles, was er hatte, um das Monument zu bezahlen; aber dreissig Jahre

später setzte er ihr ein anderes, unvergänglicheres in seinen Memoiren. Monumente aber, wenn auch nicht aus Marmor und nicht in Wort und Schrift, blieben ihr errichtet in den Herzen aller Derer, welche sie gekannt hatten, ganz besonders in dem treuen Herzen Jouberts, der ihren Verlust nie überwunden hat und sie bis an sein Lebensende beweinte. —

Wir kommen nun zu dem neunzehnten Jahrhundert, und wenn wir da Frauen in weniger leidenschaftlichen und ungleichen Conflikten und in ruhigeren bürgerlichen Verhältnissen antreffen, so äussert sich da auch die Persönlichkeit anders und auf anderen Gebieten, theils auf dem häuslichen, Liebe gebend, theils auf dem literarischen, Ruhm erwerbend, aber immer noch als Ausnahme, ausserhalb des Gesetzes.

Ein vor nicht langer Zeit erschienenes Buch bringt uns ein Leben zur Kenntniss, das gewiss Wenigen bekannt ist, weil es im Schatten des Ruhmes des Gatten dahinfloss, ohne den eigenen hohen Werth anders als in der Verherrlichung des seinen vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Lamartine erging es längere Zeit, wie es Schiller eine Weile erging. Beide traten für einige Zeit etwas zurück in der Beachtung und Schätzung der Nachwelt vor den glänzenderen Gestirnen, die neben ihnen leuchteten: Goethe und Victor Hugo. Aber so wie man in Deutschland wieder gerecht wurde und zu den beiden schönsten

Sternen der deutschen Literatur mit gleicher Verehrung aufschaute, so fängt man auch in Frankreich wieder an, Lamartine die ihm gebührende, liebevolle Anerkennung zu zollen und seine reine, edle Poesie mit der Erquickung zu geniessen, mit der man sich an frischer Quelle labt.

Dabei wendet sich auch die Erinnerung zu seiner Frau, deren Leben so innig mit dem seinen verschmolzen war, so dass man es nicht erzählen kann, ohne auch die Gestalt des Dichters wieder vor unserem geistigen Auge zu beleben. Denn Frau von Lamartine hat nicht das Schicksal anderer Frauen genialer Männer gehabt, wie z. B. Madame de Chateaubriand, Lady Byron, Madame Carlyle. Diese wurden verlassen, verkannt, misshandelt, nicht so Frau von Lamartine. Sie wurde bis an das Ende geliebt, geschätzt und von ihrem Gatten in seinen Schöpfungen und Briefen geschildert und verherrlicht. Sie blieb seine theilnehmende Gefährtin im Glück und seine Stütze in den grossen Kämpfen seines Lebens und im Unglück.

Sie war jedoch nicht seine erste Liebe. Die reizende Erzählung von »Graziella«, dem Fischermädchen auf der Insel Procida im Golf von Neapel, zeigt uns das anmuthsvolle Bild Derjenigen, die das Herz des Jünglings zuerst schlagen machte. Dann kam die grosse Leidenschaft für jene Julie, die er unter dem Pseudonym Elvira feierte, als der Tod sie

ihm entrissen hatte. An dem schönen See von Bourget in Savoyen, wo er mit ihr die Seligkeit der Liebe genossen, irrte er im Jahre 1817 schmerzerfüllt allein umher, während Julie in Paris, fern von ihm, in unheilbarer Krankheit, der sie auch im Dezember des Jahres erlag, dahin siechte. Der tiefe Seelenschmerz des Dichterjünglings fand seinen Ausdruck in dem schönen, rührenden Gedicht »Le lac«, welches, aus den Tiefen eines verwundeten Herzens entglommen, mit seiner den Schmerz verklärenden Musik, mit der Harmonie seines durch Natur, Liebe und Leiden erregten Wohllauts die Herzen, vorzüglich der Frauen, zur Begeisterung hinriss und der Anfang einer neuen Poesie in Frankreich wurde.

Aber ehe ihm Ruhm und Trost aus den Kindern seines Schmerzes erwuchs, litt er mehrere Jahre lang an dieser tiefen Herzenswunde, während er bald auf dem Lande bei Mâcon, auf dem Gut seiner Eltern in der Einsamkeit, bald in Paris, im Geräusch der Welt, nach dem Eintritt in die Diplomatie strebend, zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen hin und her geworfen, lebte. Das Herz, das still mit ihm litt, um ihn sorgte, für ihn hoffte und ihn vergötternd liebte, war das seiner Mutter, einer ganz einzigen, durch Schönheit und edelste Geistes- und Gemüthsgaben ausgezeichneten Frau. Lamartine hatte, wie viele bedeutende Männer, die Erbschaft des Genies von der Mutter erhalten. Er glich ihr ganz,

auch im Aeusseren. Ein Bild von ihr, das sie in ihrer hohen Schönheit und Grazie, im einfach edlen, beinahe klösterlichen Anzug darstellt, folgte dem Sohn überall und hing stets vor seinen Augen, wenn er dichtete, arbeitete oder betete, wie eine Schutzheilige, die ihn begeisterte und behütete. Und dieses Bild war auch das seine. Die Mutter hatte ihm Alles gegeben, ihr Blut, ihr Leben, ihre Seele, ihre Grazie, ihre Schönheit, ihre Noblesse, ihren Glauben, ihre Poesie. Er widmete ihr einen wahren Kultus, ihr und ihrem Tagebuch, in dem sich ihr ganzes Leben wiederspiegelte. Diese Erzählung ihrer Freuden, ihrer Schmerzen, ihrer Mutterliebe und ihrer Muttersorgen, diese intimste Offenbarung ihrer schönen, tiefen, edlen Seele, war ein Heiligthum für ihn, das er sorgsam aufbewahrte, als sie, die es geschrieben, nicht mehr war.

Dem Schmerz aber, den auch sie nicht lindern konnte, nahte endlich der Trost von anderer Seite. Lamartine kehrte nach mehreren Jahren an den See von Bourget zurück, wo ihn die schönsten und schmerzlichsten Erinnerungen seines Lebens umgaben. Dort lebte in einem alten Schloss, in entzückender Umgebung, eine vornehme savoysche Familie de Pierre, welche während der Zeit der französischen Emigration in England die Gastfreundschaft der angesehenen Familie Birch genossen hatte. Nach ihrem Besitzthum bei Chambery zurückgekehrt, wurde die

inzwischen verwittwete Madame Birch mit ihrer einzigen Tochter Marianna, welche die englische Reiselust in den verschiedenen Ländern Europas umher führte, eingeladen, um auch ihrerseits die Gastfreundschaft des savoyischen Hauses, in dem sich die beste und gebildetste Gesellschaft Chamberys vereinigte, zu geniessen. Cesarine, die älteste Schwester Lamartines, eine berühmte Schönheit, war an einen savoyschen Edelmann, den Grafen de Vignet, verheirathet und verkehrt auch in dem Hause der de Pierre. Sie lernte daselbst Marianna Birch kennen und wurde auf's Höchste von den inneren und äusseren Vorzügen derselben gefesselt. Ihr Schwager Louis de Vignet, ein intimer Freund Lamartines, las öfter Gedichte von diesem in dem geistvollen Zirkel des Schlosses vor und machte dabei eine begeisterte Schilderung von dem Poeten. Die Phantasie der jungen Engländerin entflammte für die Poesie des Unbekannten. Ihr hoch gebildeter, für Kunst und Poesie empfänglicher Geist, wusste alles Schöne und Erhabene zu schätzen. Sie war eine treffliche Musikerin und liebte vor Allem die Musik Beethovens. Ihre Reisen in Italien hatten ihr Malerei und Bildhauerei lieb gemacht. Sie war im strengen Protestantismus erzogen, aber ihr frühreifer Geist liess sie die religiösen Fragen mit tiefem Ernst durchdenken und, abgestossen von den Streitigkeiten der Protestanten und der nüchternen

Moral der schottischen Kirche, der sie durch ihren Grossvater angehörte, neigte sie zum Katholizismus, der ihrem künstlerischen, poetischen Empfinden mehr Nahrung gab. Sie hatte bereits in ernsten inneren und äusseren Kämpfen mit Tradition und Umgebung diese Bekehrung in sich vollzogen, als die religiöse Poesie des bestrickenden Dichters dazu kam, um sie zu vollenden.

Endlich erschien nun dieser Dichter selbst, in dem milden Glanz seiner melancholischen Jugendschöne, in dem Zauber, den Liebe und Poesie um ihn gewoben, und was seine Gedichte begonnen hatten, vollendete seine Erscheinung. Marianna kannte das Geheimniss seines Lebens aus seinen Gedichten, sie wusste, dass sie nicht die Erste sein würde, aber wie hätte sie unter diesen Umständen nicht die Zweite sein mögen? Sie liebte vom ersten Augenblick an mit der Liebe, die in einem Frauenherzen nur mit dem Tode endet. Lamartine war bald der tägliche Gast im Hause der de Pierre. Seine Schwester Cesarine wünschte seine Verbindung mit der jungen Engländerin, aber deren Mutter, eine strenge Protestantin, hatte Einwendungen gegen die Verbindung wegen der Religion, da die Tochter aus Furcht, die Mutter zu betrüben, ihre Bekehrung noch nicht öffentlich gemacht hatte. Die Familie de Pierre war zur Badesaison nach Chambery gekommen und wohnte im Hause eines alten Botanikers,

welcher die Flöte spielte. Der junge Dichter hatte sich die Freundschaft des Alten erworben, unterhielt sich gern mit ihm über Pflanzen und göttliche Dinge, und der Greis, der die Liebe des jungen Mädchens kannte und ihre Seele durch die Heirath zu retten hoffte, machte sich zum Verbündeten dieser Liebe. Wenn die widerstrebende Mutter ausging und die Tochter allein liess, ging er an das Fenster, spielte auf der Flöte und dann eilte der Dichter, durch die Melodie benachrichtigt, herbei, um mit Marianna die Mittel zu besprechen, durch die man den Widerstand der Mutter besiegen könne.

Diese aber blieb unbeugsam und reiste mit der Tochter nach Turin, um die Verbindung abzubrechen. Lamartine kehrte nach Mâcon zu seiner Mutter zurück und vertiefte sich in poetische Schöpfungen, die endlich unter dem Titel: »Méditations« erschienen und sich um den »Lac« gruppirten, der den Grundton von allen, die zarte, melancholische, tief religiöse Klage um ein verlorenes einziges Glück in melodischen Rhythmen enthielt. Der kleine Band, der ohne den Namen des Autors erschien, erregte allgemeine Begeisterung. Ganz Frankreich lauschte den Tönen dieser neuen Poesie. Die Jugend, die Frauen, die Männer der Politik, die Greise — alle waren gerührt und hingerissen. Nach den furchtbaren Realitäten der Revolution, nach der Dürre des Kaiserreichs auf dem Gebiete der Poesie, hatte

man Sehnsucht nach der Poesie des weicheren Empfindens, nach dem jugendlichen Quell, aus Liebe und Leid entsprungen. Der Erfolg war ein unermesslicher. Der Dichter selbst blieb am wenigsten ergriffen davon, desto glücklicher machte derselbe seine Mutter und diejenige, welche in diesem Erfolg ihr eigenes Empfinden bestätigt fand und die Gewissheit ihres Glückes dadurch hoffen durfte. Sie wusste, dass sie die sein würde, welche der Dichter sich zur Trösterin erbeten hatte in den Worten im Lac: »Vielleicht, dass die Zukunft mir noch die Rückkehr jenes Glücks vorbehielt, dessen Hoffnung verloren ist. Vielleicht, dass in der Menge eine Seele, die ich nicht kenne, meine Seele verstanden und mir geantwortet hätte.«

Und so kam es. Der Erfolg des Buches verschaffte dem Dichter zugleich Ruhm, eine Anstellung bei der Gesandtschaft in Neapel und die Einwilligung der Mutter Mariannens zur Heirath.

Am 6. Juni 1820 wurde die kirchliche Trauung in Chambery vollzogen. Die Mutter Lamartines sagt in ihrem Tagebuch, indem sie über dieses Ereigniss spricht, von der Braut: »Es ist unmöglich, eine Haltung zu sehen, die mehr Würde, Demuth und Grazie und einen Ausdruck grösserer Frömmigkeit hätte.«

Das junge Paar eilte, sein Glück in Italien, im Genuss von Natur und Kunst, doppelt zu

geniessen. Beide kannten das herrliche Land bereits; beiden lächelten dort heitere Jugenderinnerungen. Von Rom schrieb der Dichter an eine alte Freundin: »Ich finde, dass meine Frau die denkbar geeignetste der Frauen für mich ist, damit sage ich Ihnen, dass ich auch hoffe, ein guter Mann für sie zu sein.«

Seine Pflicht rief ihn nach Neapel, und dort gründeten sie sich das herrlichste Heim, sowie ein reizendes Idyll im Sommer auf der Insel Ischia.

Auf dem entzückenden Eiland flossen ihnen die Stunden in einem Traum von Liebe und Poesie dahin, und abermals schrieb er an einen Freund: »Ich segne Gott, ich bin glücklich. So viel kann eine gute, zärtliche, liebenswürdige, anbetungswürdige Frau in meinem Leben.«

Eine Steigerung dieses Glücks erfolgte noch durch die Geburt eines Knaben in Rom, wohin die Gatten zurückgekehrt waren. Er wurde in St. Peter getauft, und der glückliche Vater schrieb: »Das ist ein schöner Anfang in der Welt und wird eine schöne Erinnerung sein.« Aber die Gesundheit der jungen Mutter verlangte eine zeitweilige Rückkehr nach Savoyen und da, in ländlicher Zurückgezogenheit, im Genusse reinsten Familienglücks, schrieb der Dichter an dem zweiten Theil der »Méditations«, welche bald darauf entflattern sollten, um, gleich zurückgebliebenen Tauben, ihre Schwestern, die ersten Méditations, ein-

zuholen, in denen »sich mein Herz entlud, das jetzt so glücklich ist, aber treu an seinen Erinnerungen im Grabe festhält«. Die Geburt einer Tochter brachte neue Freude, neues Glück. Der Dichter wollte ihr den Namen der einst so Heissgeliebten, nie Vergessenen geben, und die nun seiner Liebe gewisse Gattin nahm ihn an, nur änderte man das Julie in Giulia, und der Dichter sagte später darüber in seinem Gedicht:

»Damit ihr Name süsser im Hause klinge —
Mit melodischem Klang haben wir sie getauft.«

Doch ein wolkenloses Glück hat keinen Bestand. Nach einiger Zeit ging der junge Haushalt nach London in das Haus der Grossmutter Birch, und Frau von Lamartine war glücklich, den Freunden und Verwandten in England ihre zwei schönen Kinder zeigen zu können. Leider aber erkrankte nach einiger Zeit der kleine Alphonso, der nach seinem Vater getauft, auch so sehr dessen Ebenbild war, dass die zärtliche Mutter ihn schon im Geiste mit gleichem Dichterruhm gekrönt sah, wie den Vater. Ungeachtet alles dessen, was die besorgten Eltern unternahmen, um ihn herzustellen, siechte der so blühend, schön und lebensvoll gewesen war, dahin, und als man nach Paris zurückkehrte, starb er nach kurzer Zeit. Die Liebe zu dem Gatten und zu der kleinen Tochter hielt die junge Frau aufrecht in ihrem gerechten Schmerz. Der Dichter suchte Trost in seiner Kunst. Er bearbeitete

einen grosse Gedanken erweckenden Gegenstand, den Tod des Sokrates. Seine Frau hatte den Muth, sich der Arbeit zuzugesellen, indem sie Auszüge aus Plato für ihn machte.

Aber das Unglück war eingekehrt in der edlen Familie. Die geliebte Schwester Lamartines, Cesarine, starb, und bald darauf folgte ihr eine zweite Schwester.

Diesmal war es sein Child-Harold, dem Andenken Byrons gewidmet, bei welchem ihm der Schmerz zur Muse wurde. Seine Frau half ihm auch diesmal bei den Vorarbeiten, mit dem Aufsuchen der dazu nöthigen Dokumente. Der Dichter schrieb nach Beendigung der Dichtung: »Schwankende Gesundheit; von allen Seiten Unangenehmes, Trauriges, Enttäuschungen über Alles und von Allem; ausser von meiner Frau, die immer ganz vollkommen ist.«

Endlich wurde Lamartine zum Gesandtschaftssekretär in Florenz befördert. Er wäre lieber in Saint-Point geblieben in der poetischen Einsamkeit, wo er volle Musse hatte, aber seine Frau hatte recht: die poetische Umgebung, die er suchte, fand er in Florenz. Er wurde schnell der Liebling und Freund des Grossherzogs von Toskana, unter dessen Regierung sich damals dieser Staat eines blühenden, friedlichen Zustandes erfreute. Der Fürst empfing den Dichter jeden Tag in seiner Bibliothek und unterhielt sich mit ihm. Er wurde an diesem kunstliebenden Hof geehrt

wie einst Tasso am Hof zu Ferrara. Auch war Lamartine hier im vollen Strom lyrischer Begeisterung. Es entstanden die »Harmonien«, welche der Ausdruck des Glücks sind, das ihm durch seine Frau, durch seine in Schönheit, Anmuth und Geist erblühende Tochter Giulia, unter dem leuchtenden Himmel Italiens, auf's Neue umfing. Leider endete seine diplomatische Mission, die er mit dem grössten Erfolg durchgeführt hatte, unerwünscht bald, und er kehrte mit den Seinen nach Saint-Point zu der Mutter zurück, in deren Sphäre die religiöse Richtung seiner Poesie einen erneuten Aufschwung nahm.

Jetzt nahmen ihn auch die politischen Ereignisse in Anspruch. Es war das Jahr 1829; er sah den Sturz der Monarchie voraus. Man berief ihn nach Paris in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er liess die Seinen auf dem Lande bei der Mutter, die mit ihrer Schwiegertochter im zärtlichsten Einvernehmen lebte und sie gleich einer eigenen Tochter liebte. Gerade in diese Zeit der Trennung fiel der Tod seiner Mutter. Durch einen Unfall beim Baden wurde dieselbe schwer verletzt, und die bestürzte Schwiegertochter schrieb dem treusten Freunde ihres Gatten, diesen auf den herben Verlust vorzubereiten. Die edle Frau starb mit der Freudigkeit eines religiösen, wahrhaft gläubigen Gemüths. Der Sohn war bis in das innerste Herz getroffen. Sie war noch so blühend, so kräftig gewesen;

sein ganzes Gemüths- und Geistesleben war mit dem ihrigen so verwebt, dass es ihm schien, als sei für ihn die Freude am Leben dahin. Man hatte sie vorläufig auf dem Kirchhof bei Mâcon beigesetzt; der Sohn aber wusste, dass es ihr Wunsch gewesen war, auf Saint-Point, wo sie so glückliche Tage im Kreise ihrer Kinder verlebt hatte, zu ruhen. Sie war Ende November gestorben. Einen der ersten Tage des Dezember liess er den Sarg wieder aus der Erde nehmen, um ihn dorthin zu bringen. Starke Männer trugen den Sarg auf den Schultern, und er, in seinen Mantel gehüllt, folgte. Er hatte nicht einmal die Begleitung seiner Gattin gewollt. Allein mit seinem unergründlich tiefen Schmerz, wollte er die theueren Ueberreste zur letzten Ruhe an die Stätte ihrer Wahl geleiten. Der Weg, bedeckt mit Eis und Schnee, zog sich bergan und war nicht ohne Mühe zurückzulegen. Erst am Abend kam der schweigende Zug in Saint-Point an; der Sarg wurde in das Zimmer der Mutter auf ihr Bett gesetzt und der Sohn wachte dabei die Nacht hindurch. Am folgenden Morgen liess er sie in der Kirche einsegnen und vorläufig auf so lange beisetzen, bis die Kapelle fertig sein würde, die er ihr zum Monument errichten wollte. Dann blieb er mehrere Tage lang einsam, um seine Fassung wieder zu gewinnen.

Aber das Leben überliess ihn seiner Trauer nicht lange. Im April 1830 wurde er als

Mitglied in die Akademie aufgenommen. Die ausgesuchteste Gesellschaft, die vornehmsten, liebenswürdigsten Frauen der Aristokratie bildeten das Auditorium und sahen mit gespanntem Interesse der Einführung des schönen, edlen Dichters entgegen. Unter ihnen war eine, deren Antlitz von Glück strahlte und deren Blicke unverwandt auf dem geliebten Mann ruhten. Dagegen fehlte eine, die diesen Tag so heiss ersehnt hatte, die Mutter; und ihr galten die ersten Worte in der schönen Rede des Dichters.

Im Juni desselben Jahres 1830 erschienen die »Harmonien«. Frau von Lamartine genoss in ihnen die Erinnerung an die glücklichen Zeiten in Italien, an die erste Zeit ihrer Ehe und las mit innigster Erhebung das herrliche Gedicht »Das Grab der Mutter«.

»Glücklich der Mann, dem Gott eine heilige Mutter gab;
Wer kann auf ihrem Grabe zweifeln?«

Die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution traf die Gatten in Aix. Lamartine hatte sie vorausgesehen. Er war eben zum Gesandten in Athen ernannt worden; welche lockende Aussicht für den Dichter! Aber nach der politischen Umwälzung bedachte er sich keinen Augenblick und, obgleich er die Politik der Bourbons nicht geliebt hatte, so eilte er doch nach Paris, um seinen Abschied zu nehmen, da ihm sein Ehrgefühl nicht erlaubte, sich alsbald einer Regierung anzuschliessen,

die sich auf den Trümmern derjenigen erhob, welcher er eben noch gedient hatte. Seine Frau war ganz mit seinem Verfahren einverstanden. Vorfälle auf seinem Gute riefen ihn nach Hause. Aufrührerische Banden, die Besitzenden drohend, durchzogen das Land. Aber die Gemeinde erhob sich und vertheidigte sein Schloss. Damals fing seine selbständige politische Laufbahn an. Er veröffentlichte seine Ode gegen die Todesstrafe, und der Widerhall dieser heroischen, grossempfundenen Poesie entwaffnete die Terroristen und rettete die Minister Carls X., deren Tod jene verlangten. Während der Kämpfe des Jahres 1831 versuchte er seine Wahl zum Deputirten zu erwirken. Am Wahltag suchte man die Menge zu einem Aufstand zu erregen. Lamartine erwartete allein, im Hôtel, die Pistolen neben sich auf dem Tisch, den Ausgang. Man brachte ihm die Zeitung. Mit edlem Zorn las er das gegen ihn gerichtete Gedicht Nemesis und inmitten des Lärms der Aufrührer schrieb er die glänzende Antwort darauf. Als er sie vollendet hatte, erhob sich das Triumphgeschrei der Partei seiner Gegners, der ihn mit nur 7 Stimmen Mehrheit besiegt hatte. Aber sein herrliches Gedicht erschien in Paris und weckte in weiten Kreisen Begeisterung. Man begrüsste in ihm nun nicht blos den Dichter, sondern auch den heroischen Charakter, den würdigen Kämpfer für das Vaterland. Die Liebe seiner Gattin

steigerte sich in dieser Zeit zum bewundernden Enthusiasmus. Zu ihrer Freude kehrte er im Herbst nach Saint-Point zurück und wandte sich wieder der Poesie zu, »diesem Fass der Seele,« wie er zu Madame de Girardin sagte. Hier entstand der Prolog zu Jocelyn, doch der Plan des Gedichts, in einer Nacht unter dem Sternenhimmel entworfen, wurde zunächst nur seiner Gattin anvertraut.

Das Jahr 1832 fing in Sorgen an. Ihr geliebtes einziges Kind, Giulia, begann zu kränkeln; ein wärmeres Klima wurde angerathen, und die Reise in den Orient wurde beschlossen. Im Frühling schifften sie sich ein. Als sie die Küste Griechenlands vor sich sahen, schrieb er in sein Tagebuch: »Giulia und ihre Mutter sind neben mir auf dem Deck. Das Antlitz des Kindes strahlt bei jeder Ansicht, jedem Namen, bei jeder historischen Thatsache, welche die Mutter ihm nach und nach erzählt; seine Augen weilen mit den unseren auf all' den Scenerien, deren wunderbare Dramen ihm schon bekannt sind. Es ist Genie in seinem Blick; man sieht die tiefen, lebendigen, warmen raschen Gedanken einer Seele, die sich durch die Hilfe der liebenden, feurigen Seele der Mutter erschliessen. Sie scheint eben so sehr zu geniessen, wie wir, und besonders weil sie uns voll Interesse und glücklich sieht, denn die Seele dieses Kindes lebt durch unsere Seelen; sein Auge füllt sich mit Thränen, wenn es mich traurig und nach-

denklich sieht; seine Züge sind ein Reflex der meinigen, und das Lächeln unserer Freuden hat nie auf das Lächeln ihres Mundes zu warten. Wie schön sie dann ist!« Endlich, nach sechzig Tagen auf dem Meer, die das Kind sehr angegriffen hatten, fanden sie Ruhe in einem entzückenden Nest am Fusse des Libanon, mit der Aussicht auf die Berge und das Meer. Frau von Lamartine malte an der Seite ihrer Tochter, während er die berühmte Lady Stanhope auf ihrem Wohnsitz in den Bergen und das Land der Drusen besuchte. Er kam zu den Seinen zurück, begeistert von den Herrlichkeiten des Orients. Sein Ruf, der ihm vorausgegangen war, lockte Haufen von Eingeborenen herbei, um den berühmten »Fürst der Franken« zu sehen. Dann unternahm er eine zweite Reise, die ihn nach Jerusalem führte; mit ihr erfüllte er einen Traum seiner Seele. Aber ein Brief seiner Frau, die wegen Giulias Gesundheit besorgt war, trieb ihn nach einem Monat Abwesenheit eilig nach Beyruth zu Mutter und Kind zurück. Anfangs schien sich Giulia viel besser zu befinden; der Vater schrieb, sie sei geheilt, und verbrachte köstliche Stunden mit ihr in jenem irdischen Paradies. Aber es war das trügerische Aufflackern der Flamme vor dem Erlöschen. Im Dezember wurde das Uebel schlimmer; die Lungen waren angegriffen, und am 6. Dezember starb sie, ohne Todesahnung, den geliebten Eltern zulächelnd, in

deren Armen. Wer kann den Schmerz der Eltern beschreiben? In einem zweiten Brief vom Januar an seinen intimsten Freund, de Virieu, schreibt der Vater: »Meine Frau hat kaum Kraft weiter zu leben und ihre Verzweiflung nimmt zu, anstatt abzunehmen. Meine Seele ist tödtlicher getroffen, als sie es je war. Wir haben meine Frau bewogen, nach Jerusalem zu gehen, wo der Anblick der heiligen Orte ihr einigen religiösen Trost verspricht.« Aber erst im März konnte die unglückliche Mutter sich entschliessen, den Ort zu verlassen, wo sie zuletzt mit ihrem Kinde geweilt. Eine Karawane von 26 Pferden und zehn Arabern zu Fuss begleiteten die Reisenden. Man überstieg den Libanon und besuchte das Wunder der Wüste, die Ruinen von Balbek. Hier zum ersten Mal seit Monaten regte die Poesie in Lamartine wieder ihre Flügel. Allein, in der Nacht, auf den Ruinen der Tempel, in der unermesslichen Einsamkeit dieser Zeugen der Vergänglichkeit alles irdisch Schönen und Grossen, überkam eine erhabene Rührung die Seele des Dichters, und er fasste den Plan zu der grossartigen Dichtung: »Der Fall eines Engels.«

Noch einmal kehrten sie dann nach Beyruth zurück, um Abschied zu nehmen von dem Haus, wo sie mit Giulia gelebt hatten, wo sie von ihnen geschieden war und wo noch Alles an sie erinnerte. Der Sarg, der nur vorläufig in einem Kloster beigesetzt war,

wurde auf dasselbe Schiff geladen, das sie hergeführt hatte. Die Eltern schifften sich auf einem anderen ein. Von Konstantinopel an nahmen sie den Landweg. In einem bulgarischen Dorf wurde Lamartine in Folge von Schmerz und Ermüdung gefährlich krank und seine arme Frau, schon so tief gebeugt, musste achtzehn Tage lang um das Leben des Gatten bangen, fern von aller Freundeshülfe, von allem Trost. Ihr Mann schrieb später: »Bewunderungswerthe Hingebung meiner Frau, die 14 Tage und Nächte kein Auge schloss und neben meinem Strohlager wachte.« Herzzerreissend war die Rückkehr nach Mâcon ohne die, an welche sie Alles hier erinnerte, deren liebliche Gegenwart einst diese Heimath mit Licht und Freude verklärt hatte. Der Vater ging allein nach Marseille, um den Sarg, der Alles umschloss, was der Tod ihm gelassen hatte, zu holen, und brachte ihn nach Saint-Point, wo er ihn auf seinen Armen zu dem Sarg seiner Mutter trug.

Frau von Lamartine war eine von den tiefen und konzentrirten Naturen, die sich auf ewig in einer Erinnerung abschliessen und ihren Schmerz wie in einem Heiligthum verwahren. Sie wäre am liebsten in der ländlichen Einsamkeit geblieben, wo sie ganz ihrer Erinnerung leben konnte, aber sie fühlte, dass es ihre Pflicht war, in die Welt zurückzukehren und ihrem Manne zur Seite zu bleiben, den seine Wahl zum Deputirten fortrief, um

sich dem Dienst des Vaterlandes zu weihen. Für ihn kehrte sie in das Leben zurück, das keinen Reiz mehr für sie hatte; für ihn wurde sie zur Vorsehung, zur Trösterin aller Stunden, ob glückliche, ob traurige, und für ihn hiess sie ihr Herz schweigen, das in seinem Schmerz zu leben verlangte.

Im April 1835 erschien »Die Reise in den Orient«. Lamartine hatte darin die schönste Erzählung seiner Frau von ihrer Pilgerfahrt nach Jerusalem aufgenommen. Sie las das Buch unter Thränen; es war durchwärmt von der Liebe zu ihr und von der Erinnerung an ihr Kind. Nach einer Anwesenheit in Paris, wohin ihn die Politik rief, kehrte Lamartine nach Saint-Point zurück und vollendete »Jocelyn« zur Freude seiner Frau, die dieses Buch nächst der »Reise in den Orient« am meisten liebte. Der Roman hatte einen unglaublichen Erfolg. In 27 Tagen wurden 80,000 Exemplare verkauft. Er war der Gattin, der Mutter Giulias, gewidmet, mit Strophen, deren zarte Innigkeit Alles ausdrückte, was diese seltene Frau für ihn war, und die ihr Herz mit einem Glanz erfüllten, der sie für vieles irdische Leid entschädigen musste.

Eine dreifache Wahl Lamartines zum Deputirten führte sie wieder mit ihm nach Paris. Sie freute sich seiner immer sieghafter sich entwickelnden Gewalt der Rede und der Anerkennung, die ihm sowohl von Seiten des Publikums, wie von den ersten Männern aller

Parteien, u. A. von Chateaubriand, zu Theil wurde. In der politischen Aufregung des Jahres 1840 gewann er mehr als einen parlamentarischen Sieg, und nach einer heroischen Improvisation sagten ihm Chateaubriand und Royer-Collard, er habe Alles übertroffen, was sie von ihm erwartet hätten. Im Frühling 1841 starb der treueste Freund beider Gatten, de Virieu, ein unermesslicher Verlust sowohl für Lamartine, wie für seine Frau. In Allem, was ihren Gatten betraf, bei Allem, was er empfand, sei es Freud oder Leid, was er that und schuf, war sie die intime Theilnehmerin, seine Beratherin und Trösterin und hatte auf ihn einen tiefen inneren Einfluss. In ihrem Salon in Paris, den sie aus politischen Rücksichten für ihren Mann halten musste, zeichnete sie sich unter all den zum Theil schöneren Frauen durch ihre einfache Würde und Anmuth und durch den Ausdruck eines in tiefen Leiden gereiften Charakters aus und flösste wohl Allen Ehrfurcht und Sympathie ein. Doch gefielen ihr diese glänzenden, banalen Vereinigungen nicht; sie liebte mehr den intimen Kreis der Freunde in dem Atelier, wo sie malte. In den grossen Gesellschaften sprach sie nicht viel, hörte nur zu und billigte oder widersprach mit wenigen Worten.

Es kam das Jahr 1848. Als Lamartine seine Frau am 24. Februar verliess, war sie zwar auf die kommenden Ereignisse gefasst,

aber sie war voll tödtlicher Sorge um den geliebten Mann. Sie stand am Fenster ihres Ateliers und horchte mit angsterfülltem Herzen auf das Getöse in den Strassen. Ein treuer Freund liess es sich angelegen sein, Nachrichten zu sammeln und sie ihr zu bringen. Die Beschreibung der Scene in der Kammer von der Erscheinung der Herzogin von Orleans mit ihren Kindern, der schmerzlichen Ablehnung der Regentschaft von Seiten Lamartines, der sie einst warm vertheidigt hatte, und sie jetzt Angesichts der Revolution für unmöglich erkannte, der Verzweiflung der fürstlichen Mutter, die mit ihren Kindern vor den Aufständischen fliehen musste — alles das erschütterte das Herz der edlen Frau auf das Tiefste; und wenn es sie freudig durchschauerte, von der Strasse her den Ruf: Vive Lamartine! zu hören, so bebte sie doch wieder stundenlang in banger Erwartung dessen, was sich in dem Hôtel de Ville begeben würde, wohin ihn die Volksmassen begleiteten. Erst um Mitternacht kehrte er, wie ein Sieger vom Schlachtfelde, heim und erzählte der Tiefbewegten die stürmischen Ereignisse des Tages, wobei er ihr jedoch die Augenblicke der grössten Gefahr verschwieg. Mit Tagesanbruch verliess er am 25. wieder das Haus; es war der Tag des heissesten Kampfes mit der rothen Fahne. Lamartines Beredsamkeit rettete in glühenden Worten, die aus dem Herzen kamen, den Frieden und das Vater-

land. Mit Entzücken vernahm die Frau von Lamartine die Dekrete reiner Humanität, die dem grossen Siege Schlag auf Schlag folgten: die Abschaffung der Sklaverei, die Einrichtungen zum Besten des Volkes, die Abschaffung der Todesstrafe etc. Ihre Augen vergossen endlich wieder einmal Freudenthränen. Dann ging es von einer Aufregung zur anderen, bald tödtliche Angst, bald Siegesjubel und Hoffnung auf die volle Erfüllung der Träume des edlen Dichters von einem allgemeinen Sieg der Humanität und Freiheit ohne blutigen Kampf. Am 7. und 8. Mai war Lamartine auf dem Gipfel der Popularität; eine Salve von Beifallsbezeugungen grüsste ihn auf der Tribüne. Aber seine Frau kannte die geheimen Manöver der Bonapartisten, sie war die Vertraute der Befürchtungen ihres Mannes, seines Zornes über das Zögern Cavaignacs beim Ergreifen entscheidender Massregeln; sie hatte die trübste Ahnung, dass Alles in Strömen Bluts enden werde: Lamartines Popularität sowohl als die Republik.

Und so kam es. Am 25. Juni sah sie mit schmerzvoller Resignation ihren Gatten auf die Barrikaden eilen; sie wusste es, dass er dem Tod nicht ausweichen würde und bereit sei, mit der Republik zu sterben. Vom Tod jedoch verschont, verbarg er seine Verzweiflung unter der würdevollen Fassung einer grossen Seele, und seine Frau, nur für ihn

lebend, ahmte ihm nach. Bitterer aber noch empfand sie es, dass die Verleumdung über den Besiegten herfiel; sie kannte die Geschichte zu gut, um nicht zu wissen, dass die Volksgunst, einmal verloren, nicht wiederkehrt. Die Gatten gingen nach Saint-Point zurück, wo sie zunächst ein kleiner Kreis intimster Freunde umgab. Danach verbrachten sie den Winter von 1850 in tiefster Einsamkeit, allein mit einem jungen Sekretär Lamartines. Der Dichter war am Morgen mit neuen Schöpfungen, seine Frau an ihrer Staffelei, oder mit Werken der Barmherzigkeit beschäftigt. Im Frühjahr kehrte man nach Paris zurück. Inzwischen hatte der Sultan Frankreich ein Beispiel der Dankbarkeit gegeben und Lamartine eine Besitzung in Kleinasien geschenkt. Nach einiger Zeit traulichen Verkehrs mit den Freunden in Paris, traten daraufhin die Gatten die Rückreise in den Orient an, für Beide, besonders für die Mutter, ein Erwachen schmerzvollster Erinnerungen. Die Reisenden wurden mit orientalischem Pomp und fürstlicher Gastfreundschaft von den Beauftragten des Sultans empfangen, die ihnen das Besitzthum zeigen sollten, das Lamartine geschenkt war und das ihn anregte, den Plan einer bleibenden Niederlassung im Orient in's Auge zu fassen. Doch kam er nicht zur Ausführung. Nach einem längeren Aufenthalt, während dessen die Orientalen den Undank Frankreichs durch fortwährende, herzliche

Huldigungen gut machten, trat man die Rückreise an.

Das bedeutendste Ereigniss der nächsten Zeit, während welcher Lamartine wieder Kammermitglied war, war der Staatsstreich Napoleons III. Lamartine erhielt die Nachricht auf dem Krankenlager. »Die Nachricht hat mich geschmerzt, nicht überrascht,« schrieb er an einen Freund. Frau von Lamartine fühlte sich, indem sie ihn in seinem Schmerze sah, an die schönen Worte aus seiner »Reise in den Orient« erinnert: »Es hat immer eine erhabene und heroische Harmonie gegeben zwischen dem höchsten Ruhm, dem höchsten Genius und dem höchsten Unglück.« Bis zum Jahre 1852 war jedoch, trotz aller trüben Erfahrungen und Heimsuchungen, das Leben der Gatten noch ein glückliches zu nennen. Da erst erlosch der günstige Stern, der bisher auf Lamartines Lebensbahn niedergeleuchtet hatte. Seine ungemeine Grossmuth und Freigebigkeit, die sich keiner Bitte, keiner Noth versagte und immer mit vollen Händen gab — unvorsichtiger Ankauf von Gütern, die seine prächtige Besitzung bei Mâcon umgaben, wo er seine ganze Familie um sich zu versammeln wünschte, und noch andere Ursachen, die alle edlen Grund hatten — waren schuld, dass die Vermögensumstände des Dichters sich plötzlich zerrüttet fanden und die Nothwendigkeit herantrat, die so sehr geliebten Besitzungen zu verkaufen, auch dieses Saint-

Point, welches die Gräber der Mutter und der Tochter umschloss. Schwer lasteten diese Verhältnisse auf dem Dichter, schwerer noch auf seiner Gattin. Und nicht allein um dieser peinlichen Lage willen litt sie, sondern sie sah auch mit tiefem Schmerz, wie die Verleumdung alsbald über den geliebten und verehrten Mann herfiel und für die Verlegenheiten seiner Lage die hässlichsten Ursachen suchte. Sie war bereit zu jedem Opfer und beklagte den Verlust der künstlerisch schönen Existenz nicht um ihretwillen. Sie verkaufte ihr Reitpferd, das sie geliebt hatte, wie ein vernünftiges Wesen, und das ihr so nöthig war, da sie nicht viel gehen konnte und viel leidend war. Sie begnügte sich, ohne zu klagen, mit dem kleinen Häuschen, das sie jetzt in Paris statt ihrer früheren schönen Wohnung bezogen und in welchem sie und ihr Mann nur zwei Stübchen und einen kleinen Salon hatten, in dem sich aber doch Abends ein ausgesuchter Kreis treuer Freunde und geistvoller Menschen versammelte.

Aber während der Neid und die Verleumdung über den schwer getroffenen Mann herfielen, erhoben sich in seinem engeren Geburtsland andere Stimmen, um eine nationale Subskription zu seinen Gunsten zu veranstalten. Die Sache fand Anklang, nur von oben herab wurde ihr eine heimliche, aber entschiedene Opposition gemacht. Das Kaiserreich konnte dem Republikaner nicht vergeben. Frau

von Lamartine schrieb darüber, nachdem sie von einer vorgeschlagenen Rückkehr nach Saint-Point gesprochen: »Ich möchte nicht dahin zurückkehren, ausser wenn dort kein Mensch mehr einen Sous zu fordern hätte. Ach, wird das jemals der Fall sein? . . . .« »Wenn dies Unglück uns trifft, so dürfen wir nicht mehr in Frankreich bleiben. Weder die Wiege, noch das Grab dürfen uns zurückhalten. Die Verweigerung, die Liste hier aufzulegen, ist schmachvoll.« (Der Präfekt des Departements hatte verboten, den Aufruf zur nationalen Subskription in der Zeitung des Departements drucken zu lassen.) »Es bedürfte Jemandes, der mit Autorität spräche, aber es ist gerade die Autorität, die Hindernisse in den Weg legt.« Die Nation hatte sich nicht bei dieser Subskription hervorgethan. Nun liess der Kaiser dem Dichter ein glänzendes Geschenk anbieten. Lamartine wies es, trotz seiner bedrängten Lage, zurück. Er wollte nur durch Arbeit und ehrenvolle Hilfe gerettet sein. Es ehrte sein Alter, dass er die zwei Millionen des Kaisers verschmähte.

Mitten in den Nöthen einer so schwer zu ertragenden Lage blieben die beiden Gatten unausgesetzt ihrem edlen Charakter treu. Lamartine blieb immer wohlwollend, theilnehmend und gerecht gegen jüngere Talente, die er durch Rath und Aufmunterung unterstützte. Seine Frau, fast unaufhörlich von schweren körperlichen Leiden heimgesucht,

arbeitete fortwährend, um ihm zu helfen, indem sie Druckbogen korrigirte, Korrespondenzen besorgte etc. Dabei schrieb sie kleine Erbauungsbücher für die jüngeren und älteren Mädchen ihrer Dorfschule in Saint-Point, Bücher voll inniger Frömmigkeit, edler Moral, einfacher, mütterlicher Rathschläge für das Leben. Diese Jugend auf dem Lande, auf die sie alle Zärtlichkeit ihres vereinsamten Mutterherzens übertragen hatte, war ihr ein Gegenstand unausgesetzter, liebender Sorge.

In ihrer nunmehrigen kleinen Stube in Paris, wo sie fast immer das Bett hüten musste, befand sich kein Schmuck mehr, ausser einem Kruzifix über demselben. Aber das Bett war bedeckt, wie ein Tisch, mit Druckbogen, die sie mit ihrer abgemagerten Hand für den ungeduldigen Drucker korrigirte, eine schwere, peinliche Arbeit, welche sie doch mit ganzer Seele betrieb, da es galt, dem geliebtesten Manne zu helfen. Aus dieser kleinen, nur dürftig möblirten Stube trat man in das noch nacktere, ebenso kleine Arbeitszimmer des schwergeprüften Dichters, in welchem jedweder Luxus fehlte. Einige Jahre voll trüber Erfahrungen, unausgesetzter Kämpfe, angestrengter Arbeit beider Gatten folgten noch, ohne ihnen einen Strahl der Freude und der Genugthuung zu bringen. Frankreich blieb undankbar gegen einen seiner edelsten Söhne, einen seiner herrlichsten Dichter, der in schwerer Zeit das Vermögen der Bürger ge-

schützt hatte. Die Gesundheit der heroischen Frau, die in ununterbrochenen Mühen ihm die Last der Existenz zu erleichtern gesucht hatte, erlag zuerst dem harten Geschick. Ihr schon seit langem siecher Körper konnte einer heftigen akuten Krankheit nicht mehr Widerstand leisten. Während ihr Mann, von entsetzlichen rheumatischen Schmerzen gequält, hülflos zu Bett lag, hauchte sie in furchtbarer Agonie ihre Seele aus, ohne den Trost zu haben, mit ihm, für den sie einzig gelebt, das letzte Lebewohl austauschen zu können.

Sie starb im Mai 1863. Ihre irdische Hülle wurde im Geleite treuer Freunde von Paris nach Saint-Point in die kleine Grabkapelle gebracht, wo ihre Giulia, Lamartines Mutter und eine seiner Schwestern ruhten. Als die Leiche in der Morgenfrühe in Mâcon ankam, erwartete sie bereits eine zahlreiche Versammlung von Verwandten, Freunden und Leuten aller Schichten der Gesellschaft. Der Zug stieg langsam die Höhen nach Saint-Point hinauf, sich immerfort vergrössernd durch die Landleute, welche aus den Dörfern herbeiströmten, um ihrer Wohlthäterin das letzte Geleit zu dem Ort zu geben, den sie so geliebt. Die Frauen des Volks, die kleinen Mädchen ihrer Schule umstanden weinend die Gruft, in die der Sarg, bedeckt mit den Blumen des erwachenden Frühlings, hinabgesenkt wurde, und die anwesenden Freunde fühlten mit tiefem Schmerz, was ihnen Alles

hier entrissen war, indem sie der unvergesslichen Tage gedachten, die sie einst in diesem poesieverklärten Sitz edelster Gastfreundschaft, deren still waltender Genius die Todte gewesen war, erlebt hatten.

Bei dem verwaisten Dichter, der, selbst schwer krank, die, welche für ihn gestorben war, nicht zur letzten Ruhe hatte begleiten können, blieb ein Engel des Trostes zurück, seine Nichte Valentine, welche die kinderlosen Gatten schon seit längerer Zeit an Kindesstatt angenommen hatten. Sie hatte auf ein persönliches Lebensglück verzichtet, um sich ganz dem geliebten Onkel, den sie innig verehrte, zu widmen. Sie übernahm jetzt die Aufgabe ihrer Tante, wurde Sekretär des Onkels, führte seinen Haushalt, schmückte durch ihre Grazie und ihren Geist den kleinen Salon, in dem sich nach wie vor die intimsten Freunde versammelten, und verbreitete einen Hauch jugendlicher Anmuth über die Umgebung des Dichters, welcher die trüben Erinnerungen und die Enttäuschungen der Gegenwart lieblich verhüllte.

Er arbeitete ununterbrochen mit Anstrengung fort. Sainte-Beuve sagte von ihm: »Er hat noch immer seine Zauberflöte und wird sie spielen bis an's Ende und George Sand sagte: »Er ist immer der König.»

Endlich schlug auch für diesen Dulder die Stunde der Befreiung. Nur mit Widerstreben

hatte er im Dezember 1868 seinen geliebten Landaufenthalt verlassen, um nach Paris zurückzukehren. Im Februar kamen erneute Anfälle der Krankheit, die ihn verzehrte, und am 28. Februar 1869 starb er, ohne Kampf, ohne die Qual der Agonie, nach dem schönen Wort: »Er ging mit den Göttern zur Unsterblichkeit.«

Am 3. März 1869 durchfuhr, beinahe unbemerkt, ein Sarg die Strassen von Paris. Er umschloss die irdische Hülle des Dichters, dessen Poesie Paris einst entzückt und begeistert hatte, des grossen Volksmannes, dem 1848 Millionen Herzen zugejubelt hatten, des Politikers, der auf der Tribüne für die höchsten Ideen der Menschheit mit hinreissender Beredsamkeit gekämpft hatte. Sein prophetisches Wort hatte sich erfüllt: »Mourir seul au désert, dans la foi du Grand Seul.« Auch er wurde in Saint-Point unter lebhafter Theilnahme seiner persönlichen Freunde und der dortigen Bevölkerung beerdigt. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wir kommen nun zu einer jener Frauen des 19. Jahrhunderts, in welcher sich die Macht der Persönlichkeit, die sich aus dem Innersten der Seele entwickelt, und durch alle Hindernisse des heutigen Lebens siegend, hindurch schreitet, noch gewaltiger als in den früher Genannten offenbart, welche zugleich aber, durch inneres und äusseres Erleben belehrt, den Kampf eröffnet für die berechtigte

Gleichstellung der Frau mit dem Mann, der dann freilich erst gegen Ende des Jahrhunderts zu einer abgeklärten feststehenden Theorie wurde.

Wenn sich bei privilegirten Naturen die tiefsten Elemente ihres Seins schon vor der Geburt zubereiten und wir da den Schlüssel zu manchem psychologischen Räthsel zu suchen haben, so ist dies bei George Sand in besonderer Weise der Fall, denn es mischten sich für ihre Abstammung die heterogensten Elemente, aristokratische und plebejische, legitime und illegitime und in Folge dessen eine Menge der verschiedenartigsten Lebensanschauungen und Ueberzeugungen, die von vornherein dem Leben des jungen Wesens die allerernstesten Konflikte gleichsam als Pathengeschenk von früh auf darbrachten. Ihre Grossmutter war die natürliche Tochter des Marschalls Moritz von Sachsen und einer der Desmoiselles Verrieres, bekannte Persönlichkeiten im 18. Jahrhundert. Ihr Grossvater war der berühmte Monsieur Dupin de Francueil, den J. J. Rousseau und Mdme. d'Epinay erwähnen als einen «homme charmant«. Deren Sohn, Moritz Dupin, Militär, geistvoll und gewandt mit der Feder, etwas zu Abenteuern geneigt, heirathete eine liebenswürdige und kluge Putzmacherin aus Paris, sehr gegen den Willen seiner Mutter, und aus dieser Ehe wurde 1804 Aurora Dupin geboren, welche die Vereinigung so verschiedener

Elemente in einem Namen bekannt machen sollte.

Schon in frühester Jugend machten die Konflikte, welche durch diese disproportionirten Verbindungen in der Familie entstanden, sich dem jungen Wesen bemerklich und hatten Einfluss auf sie, noch ehe sich ihre Vernunft Rechenschaft darüber geben konnte. Der erste Grund ihres leidenschaftlichen Hasses gegen Klassenunterschiede und daraus entspringende Vorurtheile mag in jenen frühesten Eindrücken zu suchen sein, welche sie in dem Missverhältniss zwischen Mutter und Grossmutter, die sie beide heiss liebte, empfing. Dazu kam eine unermüdliche Thätigkeit der Phantasie von früh auf; sie lebte in einer imaginären Welt, die sie oft ganz und gar von der übrigen Welt isolirte und in Träumereien versenkte, so dass man sie geradezu für dumm hielt, während doch auch alle äusseren Eindrücke, alles, was sie sah und hörte, in die bewegte Welt ihres Gehirns eindrangen und sich mit den Gebilden der Phantasie vermischten. Dieser Hang, sich eine imaginäre Welt zu bilden, und die äusseren Eindrücke darein zu verweben, erhielt noch neue Nahrung, als das Kind aus der kleinen Wohnung, in der sie mit der Mutter in Paris lebte, nach Nohant, dem Gute der Grossmutter Dupin, kam, wo das ländliche Leben ihr eine reiche Quelle der mannigfachsten Eindrücke durch Natur und Menschen eröffnete, besonders durch

den Umgang mit den Landleuten der Gegend und deren phantastischen Erzählungen und abergläubischen Vorstellungen. Neben der träumerischen, oft düsteren Versunkenheit in eine Gedankenwelt, deren Geheimniss ihr selbst noch nicht erschlossen war, kamen dann aber auch Augenblicke überströmender Lust und des Bedürfnisses, sich zu erheitern, so dass die Personen, die sie in jenen düsteren Momenten gesehen hatten, sie kaum wieder erkannten. Zu dieser Vorarbeit der Natur, welche das merkwürdige Wesen zu ihrer künftigen Aufgabe zubereitete, kam im Alter von sechszehn Jahren in Folge von Scenen, die ihr Herz fortwährend zerrissen und von indiskreten Eröffnungen über die Vergangenheit ihrer Mutter, ein solcher Geist des Aufruhrs in sie, dass sie mit allen Vortheilen des vornehmen Lebens, an das sie gewöhnt worden war, brechen, ganz zu ihrer Mutter, von der sie meist getrennt war, zurückkehren und sich der Autorität von Grossmutter und Lehrer nicht mehr fügen wollte. Die Erstere beschloss, sie in das Kloster der englischen Damen zu Paris zu geben, wo damals die vornehmen jungen Mädchen erzogen wurden. Es war dies eine glückliche Wahl, denn die Ruhe dieses Asyls wurde für die junge Aurora eine wahre Wohlthat, und sie hat in ihrer Lebensgeschichte diesem Aufenthalt reizvoll geschriebene Seiten gewidmet. Aus ihm schreibt sich jene auffallende Vorliebe für mysteriöse Vorgänge in

geheimnissvollen architektonischen Gängen und unterirdischen Bauten, Gewahrsame verborgener dunkler Begebenheiten her, denen wir so oft in ihren Romanen begegnen. Aber hier erlebte sie auch, nachdem die erste Periode übermüthiger Jugendlust, die sich in der Gesellschaft der übrigen jungen Mädchen entzündete, vorüber war, eine Phase der tiefsten religiösen Extase, der mystischen Rührung, die, wie sehr auch das Leben sie später modifizirte, dennoch durch ihre ganze Existenz hindurch eine Spur von christlichem Idealismus zurückliess.

Nach zwei Jahren zu der Grossmutter zurückgekehrt, wohnte sie während vieler Monate dem langen Siechthum derselben bei und hatte als einzige Zerstreuung nur ein beinahe wildes und einsames Naturleben. Streifereien, meist zu Pferde, auf denen ihr, noch selbst unbewusst, der Geist der Dichtung immer mächtiger in ihr die Flügel zu regen begann, die sie einst auf alle Höhen des Schaffens tragen sollten. Daneben ergab sie sich aber auch mit Leidenschaft dem Studium, um die Lücken auszufüllen, die ihre Erziehung in ihrem Wissen gelassen hatte. Sie las enorm viel, wenn gleich ohne Folge; aber sie erhöhte mit Schnelligkeit die Summe ihrer Kenntnisse und in ihrem trefflich organisirten Intellekt und raschem Fassungsvermögen fanden Philosophen, Moralisten, Dichter aller Zeiten und aller Völker nebeneinander Platz. Der Tod der Gross-

mutter wurde Veranlassung zu erneuten Zwistigkeiten zwischen der Familie väterlicher- und der mütterlicherseits, und es schien wie eine Rettung in ein normales, friedliches Dasein, als Aurora bei Freunden ihrer Mutter dem Baron Dudevant begegnete, der sich um sie bewarb und dessen Gattin sie im Jahre 1822 wurde. Die ersten Jahre dieser Ehe verflossen in Nohant in einem negativen Glück; die Mutterliebe, die Sorge für zwei schöne Kinder waren an die Stelle der Träume getreten, und es schien, als sei sie bestimmt, eine ruhig bürgerliche Existenz ohne Aufregungen in anspruchsloser Pflichterfüllung zu durchleben. Dem war aber nicht so und die Schwierigkeiten des Zusammenlebens wurden so quälend für eine Natur, die »in ihrem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewusst war«, dass sie sich innerlich berechtigt fühlte, diese Fesseln abzuwerfen, wie es ihr denn endlich 1836 auch äusserlich gelang, indem die gerichtliche Entscheidung des Tribunals zu Bourges die Trennung zu ihren Gunsten entschied und ihr die Erziehung der Kinder überliess. Aus dieser äusserlich eher glänzenden Existenz war sie nun mit 27 Jahren angewiesen, sich das tägliche Brod für sich und ihre Kinder zu erwerben. Sie malte etwas Aquarell und war geschickt in Handarbeiten, damit erwarb sie sich des Lebens Unterhalt, wie eine Pariser Arbeiterin, ohne selbst noch zu ahnen, welche wunderbare schöpferische

Macht in ihr schlummerte. In ihrem Dachstübchen sass sie bis spät in die Nacht und malte oder nähte ganz alltägliche Arbeit. Vielleicht wäre das Geheimniss des Genius, der in ihr war, nie offenbar geworden, hätte sie in sehr glücklichen, ihr Herz befriedigenden Verhältnissen gelebt, aber durch ein widriges Geschick wurde sie zur Kämpferin für Freiheit und Selbstständigkeit und »der niedrige Kampf um das tägliche Brod hat sie zur Dichterin geadelt«.

Schon hatte sie die öffentliche Aufmerksamkeit durch ihre ersten Schriften auf sich gezogen und nun, da alle die im Stillen gross gewordenen Keime der erstaunlichsten schöpferischen Begabung in voller Freiheit thätig wurden, stand sie bald als eine der ersten und oft als die erste in jener glänzenden Reihe von Namen, wie die französische Literatur sie damals aufzuweisen hatte.

Die erste Probe literarischer Thätigkeit Auroras, die wir fortan mit dem Namen George Sand nennen, den sie berühmt gemacht hat, umfasst etwa die Jahre von 1832 bis 1840, Periode der unmittelbarsten, lyrischen, persönlichen Inspirationen, in welcher eine Menge Romane ersten Ranges sich Schlag auf Schlag folgten, wie Indiana, Valentine, Jacques, Andra, Mauprat, Lelia, die venetianischen Erzählungen und die »Briefe eines Reisenden«, in denen sich uns mit der bewunderungswerthen Diskretion des Schmerzes

der Seelenzustand des Autors mit allen Enttäuschungen eines kurzen, aber tief bewegten Lebens, mit allen heiligsten Empfindungen der Seele offenbart. Von den Werken dieser ersten Epoche sagt Caro, ihr Biograph: »Alle diese Werke, so verschieden durch die Auffassung, die Phantasie, die Umrahmung, tragen den brennenden Stempel eines jugendlichen Geistes. Der Gegenstand, fast durchaus derselbe, in der glänzenden Verschiedenheit der Begebenheiten, ist die Darstellung der edlen Liebe im Kampf mit den Versuchungen und Ueberraschungen des Lebens, mit dem Verrath und der Schwäche; es sind die Schicksale des armen, grossen, menschlichen Herzens in seinem getäuschten Heroismus und seinen ausserordentlichen Verirrungen; es ist auch das Ringen der liebenden Seele gegen die Tücke des Schicksals, welches sie der Gewalt zur Beute hinwirft; es ist die Empörung der Natur gegen die unheilvollen Irrthümer der Gesellschaft; es ist ein Protest gegen die Knechtschaft des Gesetzes oder der öffentlichen Meinung, in einem Wort gegen alles, was den freien Zug der wahren Liebe hemmt. Es ist endlich die unruhvolle und leidenschaftliche Verfolgung eines religiösen Ideals, eines oft getrübten und chimärischen, aber immer heiss gehofften und durch die doppelten Finsternisse des »Aberglaubens und des Zweifels« hindurch erschauten Ideals. Dies ist die Inspiration, die in der ersten Periode vorherrscht und das

Motiv der ersten Schöpfungen. Ein jedes dieser Werke ist ein der himmlischen und besonders der menschlichen Liebe geweihtes Gedicht, die beide verwundert erscheinen, so nahe verwandt und vermischt zu sein. Die soziale Frage erscheint nur erst in unbestimmter Ferne, der reformatorische Gedanke erstreckt sich kaum auf mehr als die Ehe und kritisirt auch diese mehr in der Praxis als im Prinzip. Sie schrieb damals, wie sie selbst sagt, »unter der Herrschaft eines erregten Gefühls und nicht eines Systems«.

Das System kam aber auch und die Romane der zweiten Periode, ungeführ von 1840 bis 48, sind beinahe zu gleichen Theilen Produkte der inneren Erregung und des von Aussen übernommenen Systems. In künstlerischer Beziehung war das ein Verlust. Denn wenn die Poesie uns fortziehen soll in die Sphäre des Ideals, wo wir uns von dem Kampf, dem Elend und den kleinen Konflikten erholen können, so muss es nothwendigerweise einen ertödtenden Einfluss haben, wenn wir inmitten der hinreissendsten Szenen und Schilderungen plötzlich einer Abhandlung begegnen, die nur ein Echo fremder Ansichten und Theorien ist, wie dies bei fast allen Romanen dieser zweiten Periode geschieht. Mit dem »Compagnon du tour de France« treten das System und der Sozialismus an den Tag und werden oft, sogar in dem an Schönheiten so reichen Roman Consuelo, zu unerträglichen

Längen und unkünstlerischen Abhandlungen, Allegorien und einem dunklen Mystizismus. Glücklicherweise aber regt sich schon bald der innere Protest der reinen Dichternatur gegen die ihr aufgezwungenen Theorien, und noch während der erwähnten Schöpfungen erblüht, wie eine duftende Feldblume zwischen Treibhauspflanzen, ein Idyll von reinster poetischer Schönheit, die Mare au diable. Die Poesie ist der Talisman George Sands, sagt Caro, und sowie sie sich ihr wieder ganz zuwendet, fühlen wir uns wieder ganz unter ihrem Zauber und alle Langeweile schwindet. Die Revolution von 1848 mit ihrer aufregenden Wirkung schien eine Zeitlang der Wiederbelebung des rein dichterischen Genius gefahrbringend zu sein; sie wurde fortgerissen in politische Polemik und die liebenswürdigen Erzählungen, denen sie sich hingegeben hatte, waren unterbrochen. Erst die schrecklichen Tage der Juniinsurrektion führten sie aus dem politischen Taumel zu sich selbst zurück. »In Folge dieser unglücklichen Tage, traurig und schwer bis ins innerste Herz betroffen,« sagt sie, »bemühte ich mich in der Einsamkeit, wenn nicht die Ruhe, doch den Glauben wenigstens wiederzufinden.« Sie fühlte das Bedürfniss, sich von der heissen Luft jener Tage in eine Atmosphäre der Unschuld, des Friedens, des stillen bescheidenen Glücks zu versetzen und sie schrieb »die kleine Fadette«. Die schönsten Tage ihres Talents waren

zurückgekehrt und das Publikum begrüsste sie mit Freude. Mit weniger Erfolg, aber mit besonderer Vorliebe wandte sie sich auch dem Theater zu, welches sie sogar im häuslichen Kreis in Nohant mit Enthusiasmus pflegte, wo an den oft improvisirten Darstellungen auch die Mehrzahl der Gäste, die sich da häufig einfanden, theilnehmen mussten. Die dritte Periode des dichterischen Schaffens von 1848 bis etwa 1860 zeichnet sich durch eine offenbare Ermüdung in Betreff der Theorien und durch die Tendenz zu einem einfachen, naiven und wahren Genre, sowie durch eben diese Vorliebe für das Theater aus; und die vierte Periode endlich von 1860 bis 1876 verräth mehr eine Rückkehr zu den Romanen der ersten Zeit, bereichert durch die Erfahrungen des Lebens, allerdings hie und da geschwächt durch das Alter, doch immer noch Meisterwerke zählend, in denen die geistige Kraft und die Inspiration jugendliche Frische zeigen.

Sollen wir nun den allgemeinen Charakter der Werke George Sands kennzeichnen, so sind es hauptsächlich drei unerschöpfliche Quellen, aus denen ihre Begeisterung entspringt: die Liebe, die leidenschaftliche Theilnahme an den Leiden der Menschheit, das Gefühl für die Natur. Die Liebe war für sie des Lebens Inhalt, dieses hatte keinen anderen Zweck, als die Liebe in allen ihren verschiedenen Formen, selbst das Gefühl für die Menschheit ordnete sich jenem ersten Gefühl

unter und die Liebe führte, besonders in den Romanen der zweiten Epoche, zu der Gleichheitsdoktrin. Wenn jedoch hierbei ihre unerschöpflich reiche Erfindungsgabe Abgründe zu überspringen und Brücken über scheinbar unvereinbar getrennte Welten zu bauen wusste, so ist es ihr doch nur im Bereich der Phantasie und mittelst oft unkünstlerischem Einflechten von Theorien gelungen, die Probleme hier zu lösen, welche das reale Leben unter den jetzt noch obwaltenden sozialen Verhältnissen sicher immer der Vereinigung von Wesen, aus den beiden Polen der Gesellschaft herstammend, entgegenstellen wird. »Die Gleichheit existirt vor Gott, die Liebe kommt von Gott, folglich muss auch in ihr Gleichheit sein« und in Folge dessen sehen wir eine Menge der nobeln Heldinnen George Sands den Gegenstand ihrer Liebe in den untersten Schichten der Gesellschaft suchen. Ob die Wirklichkeit ihr Recht geben würde, solche Vereinigungen als die normale Form der Liebe und für deren Dauer bürgend, anzusehen, bleibt wohl mehr als zweifelhaft. Ebenso würde es schwer sein, die absolute Berechtigung der Leidenschaft dem Gesetz und der gesellschaftlichen Ordnung gegenüber so durchaus in Schutz zu nehmen, wie G. Sand es thut. Es sind das alles Fragen, deren Lösung noch der Zukunft vorbehalten ist, wenn erst die Erziehung, besonders die der Frauen, eine andere geworden ist und sie stark gemacht

hat, auch der Leidenschaft zu gebieten, wenn höhere Motive es fordern. Caro scheint uns aber hier in seiner Kritik etwas zu vergessen: nämlich dass G. Sand mitten in jene Periode einer geistigen Revolution gegen soziale Vorurtheile und reelle Missbräuche sozialer Formen, mit aller Gluth ihrer Phantasie, mit aller Bitterkeit persönlichen Erlebens, mit dem ganzen Feuer ihres von Menschenliebe erfüllten Herzens, als eine der ersten Kämpferinnen eintrat und, wie das im heissen Drange einer ersten reformatorischen Bewegung fast immer geschieht, weiter ging, als sie es selbst anfangs gewollt hatte und wusste.

Ihre religiösen Tendenzen waren lange Zeit irregeführt durch den Einfluss ihrer sozialphilosophischen Freunde; was aber bei ihr von Kindheit auf ein vorherrschender Zug war, überdauerte alle ihre von Aussen zugeführten Theorien, und fasste sich zusammen in dem kurzen Wort: gut sein. Die unendliche Güte, das Mitleid mit Allem, was elend ist, waren Grundzüge ihrer Natur und behielten zuletzt die alleinige Herrschaft als die exaltirten Systeme, der bittere Zweifel, das verzweifelte Suchen nach einer absoluten Wahrheit, der Ruhe eines reifenden Geistes, der seine Grenzen erkennt, gewichen waren.

Was aber ihr ganzes Leben hindurch sich gleich blieb und ihr in den schweren Stunden des Lebens den immer hülfreichen Trost gab, das war die Liebe zur Natur, eine Liebe, die

niemals trügt. In ihr bestand ein Theil ihres Genies. Sie sah die Natur, sie erfand sie nicht; aber sie wusste ihr das Geheimniss ihres inneren Lebens abzulauschen und es so darzustellen, dass der Leser ohne Mühe die grossen Scenen, welche sie beschreibt, so sehen konnte, wie sie dieselben gesehen hatte. Dazu kam, dass sie ihre Naturschilderungen stets dem Menschen mit seinen Gefühlen und Erlebnissen verband, wie es die wahre Kunst erfordert, und kein Maler hat dafür einen so zarten und sicheren Instinkt gehabt.

Sehr überraschend ist das Bild, welches uns Caro von George Sands Erscheinung und ihrem Wesen im persönlichen Verkehr entwirft, so wie er sie in späteren Jahren bei einem Besuch in Nohant selbst kennen lernte und wie sich ihm dasselbe aus ihren Briefen, die uns auf so anziehende Weise ihr persönlich nahe bringen, entgegentritt. Er sagt: »Als ich sie sah, hatten ihre 57 Jahre ihre Spur auf ihrer ganzen Person zurückgelassen und deren Eindruck geschwächt, indem sie die jugendlich leidenschaftliche Grazie von einst ausgelöscht hatten, sowie den Glanz der Physiognomie, der trotz der Plumpheit einiger Züge ihre hauptsächliche Schönheit gewesen war. Ihre Taille war stark geworden; die Augen waren noch schön, aber wie verschwommen in eine gewisse Unbestimmtheit oder Trägheit, die sich mit den Jahren gesteigert hatte; es war wie eine Art intellek-

tueller Müdigkeit; sie schien zuerst vor neuen Bekanntschaften oder der Berührung mit neuen Ideen, die nicht durchaus die ihrigen wären, zurückzuweichen oder sich ihnen nur mit Mühe zu unterziehen.« Dieser Eindruck verlor sich indess bald, besonders wenn der Gegenstand des Gesprächs ihre Theilnahme erweckte. In ihrem ganz geregelten bürgerlichen Leben in Nohant, wo die eigentliche Heimath der zweiten Hälfte ihres Lebens war, nahmen zwei Hauptzüge die hervorragende Stelle ein; es war dies das Mütterliche in ihrer Natur, das sich in immer grösserer Stärke in der Sorge für ihre Kinder, ihre Enkel, selbst für ihre Freunde und Angehörigen äusserte und die Lust am Theater, das, wie gesagt, in Nohant selbst eine der Hauptbeschäftigungen bildete und theils von den Bewohnern des Hauses, theils von Marionetten ausgeführt wurde und dem sie sich mit ganzer Seele hingab. Wunderbar war bis zum späten Alter die enorme Leichtigkeit, mit der sie schrieb, und, beinahe ohne voraus gefassten Plan, ihre Träume, ihre Phantasien und Anschauungen auf das Papier warf, wobei ihr freilich die Fülle der Erfahrung und des Erlernten zu Hülfe kam. Denn sie hatte eine sehr umfassende und vielseitige Bildung, hatte sehr viel gelesen und wenn auch ein wenig in unregelmässiger Weise, so hatte das doch Alles eine Menge von Kenntnissen angehäuft, die ihre seltene Produktivität unterstützten.

Auch verstand sie vollkommen die Nothwendigkeit des Studiums für die Kunst und empfahl es auf das Strengste den jungen Leuten, die ihren Rath verlangten. »Sie wollen Schriftsteller werden,« schreibt sie einem von diesen, »ich habe Ihnen gesagt, Sie können es sein, wenn Sie Alles lernen. Die Kunst ist keine Gabe, die eines ausgebreiteten Wissens in allen Richtungen entbehren könnte.« Und einem Andern: »Sie glauben produziren zu können, ohne angehäuft zu haben. — Sie glauben, dass man mit Rathschlägen und Nachdenken etwas zu Stande bringt. Nein, damit bringt man nichts zu Stande. Man muss gelebt und gesucht haben. Man muss viel verdaut, geliebt, gelitten, gewartet und immerfort gearbeitet haben. Kurz, man muss die Fechtkunst gelernt haben, ehe man sich des Degens bedient. Wollen Sie es machen, wie diese Buben der Literatur, die sich für ausserordentliche Kerle halten, weil sie plattes Zeug und Nichtigkeiten drucken? Fliehen Sie die, wie die Pest, das sind die Mehlwürmer der Literatur.«

Das war die Stimme eines reifen Talents, eines weisen Alters, welche die ungeduldige Jugend zum Ringen um den höchsten Preis der Kunst, wie um ein höchstes ethisches Ziel ermahnte. »Die Kunst ist eine heilige Sache,« rief sie aus, »ein Kelch, dem man erst nach Fasten und Gebet nahen soll. Vergesst ihn, wenn Ihr nicht zu gleicher Zeit die Sachen

bis auf den Grund studiren und dabei die ersten Proben der Erfindungsgabe machen könnt.«

Und das hatte sie gethan; mit leidenschaftlicher Liebe hatte sie, während sie fortwährend Werke der Phantasie erschuf, sich oft Monate lang naturwissenschaftlichen Studien mit grösstem Eifer hingegeben, ebenso war sie von Jugend auf mit philosophischen, politischen, religiösen Ideen und Systemen beschäftigt. Immer aber verknüpfte sich ihr die Beschäftigung mit der Kunst, mit den höchsten Ideen der Moral und dem heiligen Ernst, der den frivolen Erfolg verschmäht. In einem Brief an Flaubert sagt sie: »Nimm nicht die wahre Tugend für ein banales Wort in der Literatur. Gib ihr einen Repräsentanten; lass den Redlichen und den Starken zwischen den Narren und den Idioten, über die Du Dich lustig machst, erscheinen. Verlass die Höhle der Realisten und komm zurück zu der wahren Realität, die aus Schönem und Hässlichem, aus Trübem und Glänzendem gemischt ist, wo aber der Wille zum Guten dennoch seinen Platz und seine Anwendung findet.«

Diese schönen Worte mögen das Bild der merkwürdigen Frau beschliessen, von dem wir hier nur einen kurzen Abriss gaben, und wie man auch über frühere Episoden ihres Lebens denken mag, gewiss können auf sie die tröstenden Worte aus Faust ihre Anwendung finden: »Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.« — —

Ein Buch von K. O'Meara: »Un Salon à Paris: Mme. Mohl et ses intimes«, ist dem Andenken an eine merkwürdige Frau gewidmet, die viele Jahre ihres bewegten Lebens hindurch es verstanden hatte, in ihrem Salon den alten Ruhm der Pariser Salons aufrecht zu erhalten, während derselbe ausserdem mehr und mehr dahin schwand und jetzt nur noch eine Sage ist. Ich hatte vor vielen Jahren ihre Bekanntschaft in Paris gemacht, hatte einen ganzen Winter hindurch die Freude gehabt, mit ihr zu verkehren und an den Empfangsabenden in ihrem Salon Theil zu nehmen, und es war mir ebenso ergangen, wie gewiss Allen, die sie gekannt haben: ich hatte einen nie zu verlöschenden Eindruck von ihrer ganz originellen, beweglichen und geistreichen Persönlichkeit empfangen. Mit wahrer Freude sah ich sie daher vor mir aufleben in den Blättern des erwähnten Buches, das, von Freundeshand geschrieben, neben ihrer eigenen, auch die Reihe der ausgezeichneten Individualitäten vorführt, mit denen sie verkehrte und die eben ihren Salon so bedeutend machten.

Sie war eine Engländerin von Geburt, Miss Mary Clarke, die schon im vorgerückten Alter, im siebenundfünfzigsten Jahre, den um zehn Jahre jüngeren Julius Mohl, den berühmten Orientalisten, Professor am Collège de France, Bruder von Robert Mohl und Sohn des württembergischen Ministers von Mohl,

heirathete. Sie war als kleines Kind mit ihrer Mutter, die noch sehr jung Wittwe geworden war, in dem denkwürdigen Jahre 1793 nach Frankreich gekommen, und da sie ihre Jugend und den grösseren Theil ihres Lebens in Frankreich verbrachte, so hatte sich in ihrem Wesen eine eigenthümliche Mischung von englischen und französischen Elementen gebildet, die nicht wenig dazu beitrug, sie zu einer originellen Erscheinung zu machen. Die Verhältnisse führten sie früh in den Kreis der bedeutendsten Menschen der damaligen Zeit, und der Umgang mit denselben entwickelte zum höchsten Grade die angeborene Lebhaftigkeit, den Wissensdrang und die ausserordentliche Gabe der Unterhaltung, welche die jugendliche Engländerin und nachher die reife Frau auszeichneten. Madame Clarke, die Mutter Marys, liess sich in Paris nieder, und es fügte sich, dass sie nach einiger Zeit bei einem Wohnungswechsel das grosse Quartier, welches Madame Recamier in der Abbaye-aux-Bois innehatte, aber mit einem kleineren in demselben Gebäude vertauschte, miethen konnte. Sie wurde bei dieser Gelegenheit mit der reizenden Frau bekannt, deren Anmuth und unwiderstehliche Grazie über den letzten Theil des vorigen und den ersten Theil dieses Jahrhunderts einen so grossen, die Herzen bestrickenden Zauber ausgeübt hat. Da der neue Salon derselben nicht gross genug war, um die Menge ihrer Freunde an den Empfangs-

abenden zu fassen, so kam man überein, für dieselben den nunmehrigen Salon der Damen Clarke, wie früher, zu benutzen. In demselben herrschte unumschränkt der alternde und lebensmüde Chateaubriand und übte über die Gemüther, namentlich der Frauen, trotz seiner unersättlichen Eitelkeit und der Verstimmtheit, die ihm aus den Enttäuschungen derselben erwuchs, eine Macht aus, die noch immer fast unwiderstehlich war. Wie gross musste diese Macht von jeher gewesen sein, da sich ihm, ausser den andern vielen, zwei der seltensten Frauen ihrer Zeit in grenzenloser Hingebung verbunden hatten. Die eine, dem damals noch jungen Manne, war die schon besprochene Pauline de Beaumont, die zweite, die dem schon alternden Mann die letzte zarte, unbegrenzte Neigung widmete, war eben jene Zauberin, deren Reize selbst den gewaltigen Eroberer des Jahrhunderts entzündet hatten, der aber dann, stolz von ihr verschmäht, sie mit bitterer Rache verfolgte und sogar aus Frankreich verbannte. Unter der Restauration war sie nach Paris zurückgekehrt und hatte von Neuem, durch Unglück und die Zeit noch gereift und vervollkommnet, das Reich der Grazie und des anmuthsvollsten Geistes um sich aufgebaut, welches jetzt, da mit dem Exil auch ihr Vermögen Schaden gelitten hatte, mehr noch als früher einzig dem Zauber ihrer Persönlichkeit zugeschrieben werden musste. In dem auf das Bescheidenste

ausgestatteten Salon der Abbaye-aux-Bois versammelten sich die bedeutendsten Menschen von Paris und Jeder hielt es für eine Ehre, dort aufgenommen zu werden. In der Gegenwart der liebenswürdigen Frau vergass man allen Parteizwist und wurde frenndlich gegen einander, um ihr zu gefallen; gerade wie dies einst in Rafaels Atelier der Fall gewesen sein soll, wo der hinreissende Einfluss der einzigen Persönlichkeit die vielen Schüler in Eintracht und liebender Ehrfurcht vereinte. Womit man aber Madame Recamier besonders gefällig sein konnte, das war das Bestreben, Chateaubriand zu erheitern, denn dies war geradezu der Zweck ihres Lebens geworden, und sie war Allen tief dankbar, welche ihr dabei halfen. Doch nicht immer gelang es selbst ihrer Meisterschaft in der Unterhaltung, die sich noch dazu ganz nach seinem Geschmack einrichtete, die Stirn des blasirten Genies zu entwölken und ihm ein Lächeln zu entlocken. Dies erreichte eines Tages in glänzender Weise die junge Engländerin Mary Clarke, und von der Zeit an wurde sie der entschiedene Liebling von Madame Recamier und ein unentbehrliches Mitglied ihres ausgezeichneten Kreises. Wenn die Krisen der Langeweile und Abspannung bei Chateaubriand eintraten und er anfing, mit der Katze von Madame Recamier zu spielen, wendeten sich alle Augen nach der Thüre; wenn er aber gar mit der Klingel-

schnur spielte, dann wurde die allgemeine Beklemmung so gross, dass der Eintritt der »jungen Engländerin« jeder Brust ein erleichterndes Ah! entlockte. Ihre Gegenwart brach aber auch jedesmal den Bann der Langeweile, der sich zuweilen durch den zu hoch gespannten Ton der Unterhaltung auf die Gesellschaft legte. Sie besass eine kindliche Heiterkeit, einen blitzenden Verstand, Witz und Originalität, dabei war sie vollkommen natürlich und frei von der falschen Scham, wissbegierige Fragen zu unterdrücken aus Furcht, unwissend zu erscheinen. Unter den bedeutenden Menschen, die zu den häufigsten Besuchern des Salons der Recamier gehörten, waren besonders zwei, Fauriel und Ampère, auch sehr mit den Damen Clarke befreundet. Ampère sagte von Mary: »Sie ist eine allerliebste Zusammensetzung von französischer Lebhaftigkeit und englischer Originalität, aber ich glaube, dass der französische Charakter überwiegt. Sie war das Entzücken des berühmten Gelangweilten; ihre Ausdrücke gehörten ihr durchaus an, aber er bediente sich derselben öfter in seinen Schriften. Ihre Art zu sprechen und die Art und Weise ihres Geistes waren ganz originell, zart, ausgesucht, mehr dem achtzehnten Jahrhundert als dem unsrigen angehörig.«

Mary war nicht schön, aber ihre ganze Erscheinung passte zu ihrer freien, glänzenden, humoristischen Art, sich auszudrücken; ihr

frischer Teint, ihre blauen Augen voll sprühender Lebhaftigkeit und Schalkheit, ihre weisse Stirn, auf die eine Menge Löckchen in ungehinderter Unordnung herabfielen, die kleine, bewegliche, feine Figur, alles das bildete ein Ganzes, welches Viele hässlich fanden, welches aber von Allen, selbst Denen, die sie nicht liebten, höchst anziehend gefunden wurde. Sie war so unkonventionell wie möglich und beugte sich nur vor geistiger Grösse. Chateaubriand war ihr die höchste Incarnation derselben und sie widmete ihm einen unbedingten Kultus, den er mit wirklicher Zärtlichkeit erwiderte. Ausser ihm war es Madame Recamier, für die sie wahre Begeisterung empfand, »Sie war das reizendste Wesen, das ich je gekannt habe,« versicherte Mary fast ein halbes Jahrhundert später.

In dem Zauberkreis von Geist und Anmuth, der sich um diese zwei Persönlichkeiten gebildet hatte, entwickelte sich Marys Intelligenz und bildete sich ihr Geschmack. Zugleich aber befestigte sich auch in ihr das Bedürfniss und der Hang zur Geselligkeit, die geradezu ihr Beruf wurde, wie es für Andere die Kunst, die Politik, die Wohlthätigkeit u. A. sind. Einen Salon zu haben wurde das Ziel ihres Lebens. Dies könnte auf den ersten Blick etwas frivol erscheinen, aber man muss dabei bedenken, welche Bedeutung in früherer Zeit, besonders in Paris, ein solcher Salon hatte. Es war dies eine Mitte, in der aus-

gezeichnete Leute sich gern zusammenfanden, um sich zu unterhalten. Nichts Materielles war dazu nöthig. Die Unterhaltung, der Austausch der Ideen, die Anregung durch geistvolle Plaudereien genügten dafür. »Wenn man an das Vergnügen, ja an das Glück denkt, welches die Konversation gewährt, so wundert man sich, dass so wenig Menschen suchen, es zu geniessen. Sonst verstand man es in Frankreich und widmete der Kunst der Unterhaltung ebenso viel Sorgfalt, wie jeder anderen freien Kunst. Die Salons waren die Schulen, wo man lehrte, die Arena, wo Meister und Schüler übten. Von einer Frau sagen zu können: elle cause bien, war ein feineres Lob, als ihre Eleganz, oder ihre Schönheit zu rühmen. Paris war die Wiege und das Vaterland des Salons, einer Pflanze, die ganz natürlich auf dem Boden dieser belebten Stadt erwuchs. Es war dies ein Reich, welches stets respektirt worden ist, seitdem Madame de Rambouillet es gründete, um die französische Sprache zu reinigen und zu vervollkommnen. Der Thron war zu wiederholten Malen vakant gewesen, zuweilen lange Zeit, aber er stand immer bereit, die Herrscherin zu empfangen, die ihn in Besitz nehmen würde. Das Recht der Eroberung war das einzig anerkannte Recht. Kein Gesetz der Erblichkeit verlieh das Scepter der einen Königin an eine andere, kein dynastischer Kodex wurde ihr aufgedrungen. Sie brauchte nur, wie Cäsar, zu

kommen, zu sehen und zu siegen. Jede Frau, welche dieses Königthum ihrem eigenen Werth verdankte, konnte nach jener Herrschaft, die zugleich wählbar, absolut und demokratisch war, sterben.«

Das Talent der Konversation hatte Mary Clarke in dem Kreis der Abbaye zur Meisterschaft ausgebildet, ohne es in jene ausgesucht höflichen Formen zu bannen, die dort üblich waren und die ihrer natürlichen, ungebundenen Art widerstrebten. Nach sieben Jahren, welche sie in der Abbaye zubrachte, bezog sie mit ihrer Mutter eine andere Wohnung, und dort eröffneten die Damen Clarke ihren eigenen Salon.

Die ausgezeichnetsten Leute aus dem Kreis von Madame Recamier bildeten nun auch die Mehrzahl der Gäste bei den Damen Clarke. Fauriel, Roulein, Julius Mohl waren mehrere Mal die Woche zum Essen da und verbrachten fast alle Abende dort. Auch Madame Recamier kam zuweilen, ebenso die Fürstin Belgigoso, eine auffallend schöne, eigenthümliche Erscheinung, und eine Menge, durch Geburt, Talente, Schönheit und Geist ausgezeichnete Frauen, unter denen ich nur die berühmte Ristori nennen will. Unter den Männern leuchtete ganz besonders Fauriel hervor. Im Jahre 1772 geboren, war er schon ein bedeutender Schriftsteller, als er die um achtzehn Jahre jüngere Mary kennen lernte, mit der ihn bald eine innige Freund-

schaft verband, welche von Marys Seite zu einer vergötternden Liebe wurde, die bis zu Fauriels Tod ihr Herz ausfüllte und sie nicht an eine andere Verbindung denken liess. Zusammen mit ihm machten die Damen Clarke einen längeren Aufenthalt in Mailand, wo sie im Hause Manzonis, des intimen Freundes Fauriels, die freundlichste Aufnahme fanden.

Ausser Fauriel gehörten noch zu den näheren Mitgliedern des Clarke'schen Kreises Thiers, Merimée, Tocqueville, Guizot, Cousin, Augustin Thierry, B. Constant, Mignet, Quinet etc., kurz die bedeutendsten Männer der Zeit, und machten diesen Salon von 1830 an zu einem merkwürdigen Centrum der Intelligenz. Während die Juli-Revolution dem Leben des Salons schädlich war, wie es alle Revolutionen sind, während die politischen Parteien sich schieden, die Aristokratie sich grollend im Faubourg St. Germain abschloss und die — Verräther, die bei dem Bürgerkönig blieben, voll Verachtung von sich stiess, suchte die lebhaft erwachte Thätigkeit der Nation nach einem neutralen Boden, wo sie sich frei bewegen und üben könnte, ohne sich an den politischen Vorurtheilen zu stossen. Diesen Boden fand sie einzig in der Finanzwelt. Dahinein, in industrielle, kommerzielle, finanzielle Unternehmungen stürzte sich die Gesellschaft unter der Regierung Ludwig Philipps. Das Land wurde schnell reich bei seinen immensen Hülfsquellen und es folgte eine vergoldete

Epoche auf die von Blut gedüngte der Anfänge des Jahrhunderts, die aber ebenso viele Gefahren hatte, weil sie die Gedanken und den Ehrgeiz einzig auf materielle Dinge richtete und weil in ihr der Durst nach Reichthum und Genuss den nach Geist und Ruhm überwog. Wie willkommen musste in solcher Zeit ein Salon sein, wohin der Streit der politischen Parteien nicht drang und man frei in einer geistigen Atmosphäre athmen konnte. Dieser Salon war der von Mary Clarke; denn sie, wenn schon ganz für die Orleans eingenommen, hielt sich dennoch frei von Partei- und Coteriegeist, und obwohl sie bis zu ihrem Tode den Orleans treu blieb, so konnte sie sich doch bis zur Wuth hinreissen lassen, wenn ihr irgend etwas von Seiten der Regierung missfiel.

Dessenungeachtet begann mit der Revolution von 1848 und dem Sturze Ludwig Philipps eine neue und zwar die glänzendste Epoche von Marys Salon. Im Jahre 1844 war Fauriel gestorben und die, welche ihn mehr als Alles in der Welt geliebt hatte, litt auch mehr als irgend Jemand durch diesen Tod. Zwei Jahre später starb Madame Clarke und Mary, die ihrer Mutter innigst verbunden gewesen war, fühlte sich sehr allein in der Welt. Da entschloss sie sich, ein Jahr nach dem Tode der Mutter, die Frau von Julius Mohl zu werden, der sie längst mit treuer Neigung liebte, aber bisher der diskrete Zeuge

ihrer Liebe für Fauriel, seinen intimen Freund, gewesen war. Mohl war damals schon berühmt auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen, war Professor am College de France, hochgeachtet im Kreise seiner Vorgesetzten und Kollegen und wegen seiner Liebenswürdigkeit und Güte von Allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Eine geistvolle Französin sagte von ihm, dass ihn die Natur aus dem crème der drei Nationalitäten gebildet habe, denen er durch Geburt, Wahl und Heirath angehörte: tief wie ein Deutscher, geistreich wie ein Franzose, loyal wie ein Engländer.

Von nun an bereicherte sich der Salon von Madame Mohl noch um ein Bedeutendes mit den literarischen und wissenschaftlichen Berühmtheiten aller Länder, die durch ihre Verbindungen mit Mohl dahin gezogen wurden; seine glänzendste Zeit aber datirt von dem Falle Ludwig Philipps an. Denn nun entwickelte sich bei der originellen Frau ein Hass gegen Napoleon III., der nie erstarb und ihren Salon zu einem Heerd der Opposition gegen das Kaiserreich machte, an dem sich alle die Leute von Geist einfanden, welche letzteres nicht liebten und sich mit Wollust über »diesen da«, wie Madame Mohl ihn nannte, lustig machten. Zugleich aber wurde dieser Salon auch ein Protest gegen die überhand nehmende Banalität auf allen Gebieten, den übertriebenen Luxus, die absurden Moden,

die Frivolität und Eitelkeit, kurz gegen die ganze Depravation des öffentlichen Lebens unter dem Kaiserreich. Die kleine alte Frau, ohne Rang, ohne Vermögen, in einer einfach möblirten Wohnung im vierten Stock wohnend, stets in einem kurzen Kleid von schwarzer Seide, ohne Crinoline, die damals die Frauenwelt allmächtig beherrschte, die grauen Löckchen ungeordnet über die Stirn fallend — hatte sich eine unbestritten geehrte Stellung in der Gesellschaft erworben, und hatte es erreicht, Alles, was Paris von ausgezeichneten Leuten besass und was von europäischen Berühmtheiten dorthin kam, bei sich zu versammeln. Ebenso einfach, wie die äussere Ausstattung, war die Bewirthung. Eine Tasse Thee, den Madame Mohl selbst bereitete, war Alles. In solch einer Mitte, durch anderes als durch Geist Effekt machen wollen, wäre ein sehr unpassendes Bemühen gewesen. Madame Mohl verlangte nichts anderes von ihren Gästen, als liebenswürdig zu sein, nicht gelangweilt zu werden und nicht zu langweilen. So wie sie selbst die Kunst der Konversation auf's Höchste verstand, so verlangte sie auch, dass ein Jeder zum allgemeinen Vergnügen beitrage, indem er entweder selbst rede oder verständnissvoll zuhöre. Sie machte ihre Gäste geltend, indem sie sie durch Widerspruch, durch Zustimmung, durch Kritik oder Neckerei, durch eine Fluth von witzigen Einfällen und Paradoxen anstachelte.

Der Hass gegen Napoleon III. und Alle, die mit dem Kaiserreich zusammenhingen, nahm den heftigsten Charakter an, den Liebe sowohl, wie Hass, stets bei Madame Mohl hatten. »Der elende Spitzbube! Ich hasse ihn so, dass es mich wirklich ganz unwohl macht!« sagte sie zu Montalembert, mit dem sie sich befreundet hatte, weil er ein Feind des Kaisers war. Eine Freundin des Letzteren jedoch war in freundschaftlichen Beziehungen zu Madame Mohl und besuchte diese stets, wenn sie nach Paris kam. Es war die Königin Sophie von Holland, die als Tochter des Königs von Württemberg, dessen Minister der Vater von Julius Mohl gewesen war, eine grosse Freundschaft für diesen hatte, die sie auch auf dessen Frau übertrug. Napoleon kannte die stets unumwunden ausgesprochene Antipathie Mary Mohls gegen ihn. Bei dem Besuch der Königin Sophie im Jahre 1869 antwortete er auf die Frage der Letzteren, ob es noch Salons in Paris gäbe: »Ja, den der Madame Mohl, aber sie thut mir nicht die Ehre an, mich einzuladen.« — »Sie hat mich zum Frühstück gebeten,« versetzte die Königin, »aber da ich bei Ihnen bin, werde ich die Einladung nicht annehmen.« — »Sie sind nicht bei mir, Sie sind bei sich,« erwiderte der Kaiser, »ich verlange es als eine Gunst, dass Sie zu Madame Mohl gehen.«

Napoleon war sehr neugierig zu wissen, wie das Fest verlaufen war und bat die

Königin, Madame Mohl und ihre Freunde zum Frühstück in den Tuilerien einzuladen. »Zu mir würden sie nicht kommen,« sagte er, »aber sie haben keinen Grund, nicht zu Ihnen zu kommen.« Es schien aber doch ein Grund da zu sein, denn keiner der Geladenen nahm die Einladung an.

Es war im Winter von 1859 auf 60, wo ich in Paris weilte und Madame Mohl, die ich schon in England kennen gelernt hatte, häufig sah. Ihr Salon war damals in voller Blüthe und ich versäumte nie, mich am Freitag an ihren Empfangsabenden einzufinden. Man begegnete dort Thiers, Barthélemy Saint Hilaire, Mignet, Jules Simon, Renan, Laboulaye, Leopold Ranke, Richard Cobden und eine Menge anderer geistiger Notabilitäten, die ihren Zusammenhang in der kleinen beweglichen Frau fanden, deren Originalität, Natürlichkeit und Intelligenz auch mir das lebhafteste Interesse einflössten. Nicht konnte ich damals denken, dass diese so schön und sicher entwickelte Existenz, wie ein melancholischer, trüb verhallender Accord ausklingen würde. Der deutsch-französische Krieg mit den widerstreitenden Gefühlen, die er bei Herrn Mohl wecken musste, da er beiden streitenden Nationen mit gleichen Sympathien angehörte, der Tod seines Bruders und noch anderer Kummer erschütterten die Gesundheit des trefflichen Mannes und führten ihn allmälig

dem Grabe zu. Er starb im Januar 1876. Seine Wittwe war untröstlich. Und jetzt rächte es sich etwas an ihr, dass sie so ausschliesslich der Gesellschaft, wenn auch in edler Form, gelebt hatte, denn die Einsamkeit wurde ihr unerträglich. Nachdem das Trauerjahr vorüber war, öffnete sie ihren Salon wieder, musste aber die traurige Erfahrung machen, dass die Zeit ihr grausames Recht geübt hatte und dass der Weg zu dem einst so besuchten Haus vergessen war. Sie unternahm noch Reisen nach England zu Verwandten, wo sie, wie sonst, liebevoll aufgenommen wurde, und auch in Paris blieben einige bewährte Freunde ihr treu. Aber es war nicht mehr das alte Leben, sie beklagte sich bitter über das Ausbleiben der früheren Besucher und sagte: »Sonst hatte ich eine Menge liebenswürdiger Menschen um mich; jetzt kommt Niemand mehr. Warum? Ich kann es nicht verstehen.«

Endlich kam der letzte Besucher für Alle, der Tod, am 15. Mai 1883, und endigte eine durchaus originelle, durch seltene Eigenschaften ausgezeichnete Existenz. Und mit diesem letzten Besuch schloss sich die Thüre des letzten Salons in Paris. —

Der Reihe der mehr allgemein bekannten weiblichen Persönlichkeiten, die theilweise schon in das öffentliche Leben handelnd hinaus traten, füge ich noch einige Bildnisse bei, welche, nur engeren Kreisen bekannt, dennoch

in einer solchen Portraitgallerie einen Platz verdienen. Dahin gehört vor allen das Bild der Jtalienerin Paolina Ranieri.

Als Antonio Ranieri, der intime Freund Leopardis, schon ein Jüngling war, wurde ihm eine Schwester geboren, die den Namen Paolina erhielt. Er empfand für sie von Anfang an eine tiefe Zärtlichkeit, welche bald von dem kleinen Mädchen getheilt wurde. Oft, wenn der Bruder bei seiner Arbeit sass, erschien das Köpfchen der Kleinen in der Thür, und wenn er dann freundlich fragte, was sie wolle, erwiderte sie: »Ich sah Dich studiren.« Die langen Jahre des Exils nahmen den Bruder von ihrer Seite und als er endlich, amnestirt, zurückkehrte, hatte ihn seine Freundschaft für immer an Leopardi gefesselt. Einem Freunde, der ihn in Neapel empfing und nach Portici geleitete, wo sich die Familie Ranieris befand, theilte dieser seinen Entschluss mit, für immer zu Leopardi zurückzukehren, und bat ihn, sein Fürsprecher beim Vater deshalb zu sein.

»Aber Du hast die Paolina noch nicht gesehen,« sagte der Freund, »sieh und sprich sie nur erst und dann entscheide.«

Der Eindruck, welchen die zur Jungfrau erblühte Schwester auf Antonio machte, war wirklich entscheidend. Er fand nicht nur die tiefste schwesterliche Zärtlichkeit, die weiblichste Anmuth, sondern auch eine so hohe Bildung, eine über ihr Alter so weit hinaus-

gehende geistige Entwicklung, dass er von Bewunderung und Rührung ergriffen wurde und den Gedanken nicht fassen konnte, sie wieder zu verlassen.

Ihre ersten Gespräche galten der Erinnerung an die heissgeliebte Mutter, welche während Antonios Exil gestorben war, in tiefer Sehnsucht nach dem Sohn, der vergebens Alles versucht hatte, um Erlaubniss zur Rückkehr zu erhalten und sie noch zu sehen. Paolina tröstete des Bruders, durch diese Erinnerungen schmerzlich bewegtes Gemüth liebevoll, und sprach ihm dann von der Freude, die sie haben würde, die Pflege Leopardis, den sie bereits als Dichter hoch verehrte, mit ihm zu theilen. Nur mit schwerem Herzen riss Antonio sich von ihr los, um nach Florenz zurückzukehren und den Freund nach Neapel überzuführen, was erst nach längerer Zeit möglich war. Als es Paolina endlich gelang, ihre Mission bei dem Kranken anzutreten, entfaltete sie erst ganz die Fülle ihrer schönen, reichbegabten Natur. Diese waren derart, dass sie Ruhe und Freude mitbrachte, wohin sie kam. Unschuld, Heiterkeit und inniges Erbarmen waren die Grundzüge ihres Wesens. Vergebens warnten Freunde und Verwandte vor der Gefahr, die ihr bei ihrer Jugend aus der Pflege eines so schwer Kranken, wie Leopardi es war, erwachsen konnte. Ihre Selbstlosigkeit und das heilige Mitleid, von dem sie erfüllt war, vergeistigten ihr

Alles und liessen sie furchtlos an die Aufgabe gehen.

Das häusliche Leben für den Kranken so angenehm und wohlthuend als möglich zu machen, war ihre nächste Sorge, und die stille Anmuth, welche sie über die Einzelheiten des Lebens zu verbreiten wusste, zog einen Jeden in ihren Zauberkreis und liess selbst Leopardi in etwas wieder die Freude am Leben gewinnen. Aber nicht nur in dem, was Pflege und häusliche Annehmlichkeit betraf, war sie um ihn besorgt, sie war auch auf geistigem Gebiete für ihn thätig. Da er an den Augen litt, las sie ihm stundenlang vor, in allen Sprachen, deren er mächtig war; denn sie selbst war nicht nur der modernen lebenden Sprachen mächtig, sondern auch der todten und hatte bei dem gelehrten Griechen Margaris das Griechische vollkommen gelernt.

An den Abenden, welche dieser treffliche Mann meist mit ihnen verbrachte, nahm sie nicht nur einen empfangenden, sondern auch einen anregenden Antheil an den Gesprächen über die alten Autoren, und oft blieb sie mit Leopardi und dem Bruder ganze Nächte hindurch in eifrigen Discussionen oder in der Vorbereitung der Ausgabe von Leopardis Werken beschäftigt. Sie, mit ihren hellen Augen, schrieb nieder, was der Dichter bestimmte, während der Bruder ordnen half. Ihr gebührt der grösste Antheil an der sorg-

fältig gemachten Ausgabe der Werke Leopardis. Sie auch gab dem Bruder die meisten Ideen zu der Lebensbeschreibung des Freundes, welche dem Buche voransteht, und corrigirte die Druckbogen. Sie war es, welche den Canonicus Bini in Florenz (wohin die Geschwister sich dreimal dieser Ausgabe wegen begeben mussten) zu bewegen wusste, die Worte des grossen Dichters unverändert stehen zu lassen, indem sie die Einwendungen des furchtsamen Mannes sanft beseitigte und so das Monument vollenden half, welches, nachdem die gebrechliche Hülle der Vergänglichkeit der irdischen Formen erlegen war, den Sänger des Schmerzes frei von den Flecken seiner Endlichkeit in die glorreiche Reihe der Unsterblichkeit erhob.

Nachdem der Freund in ihren Armen gestorben war, blieb sie in innigster Schwesterliebe mit dem Bruder vereint; Beide konnten sich das Leben nicht mehr, getrennt von einander, denken. Nun war sie es wieder, welche Ranieri zu seinen literarischen Arbeiten begeisterte und ihn vermochte, kühn das Messer an die Wunde zu legen, an denen ihr geliebtes Volk von Neapel litt. So entstand die »Ginevra«, ein Roman, welcher in erschütternder Weise das Schicksal der Findelkinder in Neapel darstellt und dem Autor zwei Monate Gefängniss einbrachte. Die Schwester blieb ihm während dieser Zeit stets zur Seite und tröstete ihn durch die Vorstel-

lung, dass es ein Glück sei, für die armen Kinder zu leiden. Sie machte ihm die Erinnerung an diese Zeit zu einer der schönsten seines Lebens. Unter ihrer Eingebung schrieb er »Rocco o i Frammenti morali«, in denen er die Grundsätze entwickelte, nach welchen sie das Volk zu erziehen wünschte. Ausserdem betheiligte sie sich an der Ausarbeitung ihrer gemeinschaftlichen Discussionen über Dante, welchen Paolina fast ganz auswendig wusste, und an vielen anderen Arbeiten, ja sogar an den juristischen, die niemals ohne ihre Zustimmung zum Druck gelangten.

Inzwischen fing es in Italien an, immer heftiger zu gähren. Die Bewegung im Volke wurde, wie immer, im Blute erstickt. Man lebte in fortwährender Aufregung, im Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung. Die kühnen Veröffentlichungen Ranieris machten ihn verdächtig, und das Damoklesschwert schwebte beständig über seinem Haupte. Paolina sah der drohenden Gefahr mit hohem Muth in's Antlitz und war fest entschlossen, sie mit ihm zu theilen. Die Neigung des Ministerpräsidenten Pietracatella für die Literatur rettete ihn mehreremale vom Galgen. So kam das Jahr 1848 und dann die zwölf Jahre der Reaktion, gegen deren finstere Realität die Zeit vor Achtundvierzig fast glücklich schien. Italien glich jenen antarktischen Vulcanen, die äusserlich mit Schnee bedeckt sind, in deren Innern aber ein gewaltiges Feuer tobt, wel-

ches endlich zum Ausbruch kommen muss. Die verdoppelte Stärke der Reaktion rief auch die doppelte Stärke der Vaterlandsliebe hervor. Inmitten der verschiedenen Abstufungen der zum gemeinsamen Ziele Strebenden stand Paolina, vereinigte die noch widerstrebenden Elemente, besänftigte die zu Aufgeregten, ermunterte die Zögernden und verbreitete die Harmonie ihrer Seele über Alle, so dass als Freunde schieden, die als Feinde gekommen waren. Die edelsten und bedeutendsten Männer und Frauen waren ihr in Freundschaft zugethan und zeichneten sie durch die Beweise ihrer hohen Achtung aus. Je drohender die Zeiten wurden, je tiefer wurde die Ergriffenheit Paolinens, und ohne ihrer zarten Gesundheit zu achten, war sie unermüdlich in ihrer Opferfreudigkeit. Eines Tages wurde Ranieri, der krank zu Bett lag, in's Gefängniss abgeholt. Man hatte einen Brief aufgefangen, worin über gewisse Medaillen verhandelt wurde, die zu Ehren eines Florentiners geprägt waren und welche Ranieri für sich und mehrere Freunde bestellt hatte. Schon wollte man die schönen Mittel der Tortur, deren sich die neapolitanische Polizei bediente, anwenden, um zu erfahren, ob die Medaillen für Mazzini oder Garibaldi bestimmt gewesen seien, als Paolina erschien, welche inzwischen bei mächtigen Personen thätig gewesen war und dem Bruder die Freiheit wieder brachte.

Endlich kam die Stunde der Erlösung. Garibaldis Heldenzug nach Sicilien war gelungen, eine Epopöe von antiker Grösse mitten in der modernen Welt. Es folgten Tage der schrecklichsten Angst und herzzerreissender Erwartung, dann der Einzug Garibaldis in Neapel und Alles, was sich daran knüpfte. Paolinens glühende Seele begleitete den Gang der Ereignisse mit unaussprechlichem Antheil. Sie wich nicht von der Seite ihrer Bruders inmitten der Gefahren, die sie umringten, und als die Kanonen von Capua donnerten, fand sie nicht Ruhe noch Rast. Sie leerte das Haus und die Villa von allem nur irgend Entbehrlichen und behielt für sich selbst blos das Nöthigste, um Hilfe für die Verwundeten zu schaffen und deren Leiden zu lindern. Sie machte keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, denn sie sagte: »Hier gibt es nur Brüder!« und half Allen.

Während der Kriegszeit im Jahre 1866 entwickelte sie denselben Eifer, und noch erinnert man sich in Neapel der grossen Speditionen von Hilfsmitteln jeder Art, welche sie absandte.

Helfend stand sie dem Bruder zur Seite, als er, nun Deputirter geworden, an dem politischen Leben des neuen Italien theilnahm. Stets begleitete sie ihn auf der damals noch beschwerlichen, ja gefährlichen Reise zu seinen Wählern und wusste diese durch ihre Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Es fingen in Turin

die parlamentarischen Kämpfe um den Süden, besonders um das glorreiche Neapel an, welches trotz des Despotismus, unter dem es erdrückt gewesen war, in Wissenschaft und Kunst so Hohes geleistet hatte, und Mutter jener Freiheitskämpfer von 1799 war, deren Opfertod die Basis für die Freiheit Italiens geworden ist. Paolinen betrübten diese unheilvollen Kämpfe tief; dazu kam, dass alle die alten Freunde nach und nach dahinstarben und die Geschwister immer mehr allein blieben. Schwer lastete das Alles auf Paolinens Herzen, das schon so viel gelitten hatte, und ihre hart geprüfte Gesundheit erlag den wiederholten Angriffen. Am 12. Oktober 1878 entriss der Tod sie dem untröstlichen Bruder, der seitdem, wie er an eine Freundin schrieb, in einem »Ocean von Schmerzen« lebt.

Dass Paolina Ranieri aber nicht blos als ein seltenes, in Liebe, Hingebung und Opferfreudigkeit ausgezeichnetes weibliches Gemüth, sondern auch durch Intelligenz und Bildung bekannt und verehrt war, beweist die Auszeichnung, welche ihr von Seiten der Akademie der schönen Künste und Wissenschaften in Neapel zu Theil wurde. In der ersten Sitzung derselben nach ihrem Tode las der Secretär Giulio Minervini einen Nekrolog vor, den der von Schmerz zerrissene Bruder zwar verfasst hatte, den selbst vorzulesen er aber ausser Stande war. Diese Mittheilung ward durch einstimmigen Be-

schluss in die Akten des Instituts aufgenommen, und der folgende Antrag einer Tagesordnung, von allen Mitgliedern unterzeichnet, wurde Ranieri schriftlich mitgetheilt:

»Tief bewegt durch den Tod von Paolina Ranieri, Schwester Antonios, und theilnehmend an dem Schmerz unseres ausgezeichneten Collegen und Bruders, dessen Leben so ganz verschmolzen war mit dem der Verstorbenen, nehmen wir, zum Trost für seine schmerzbewegte Seele und als Ehrenbezeigung für die seltenen Gaben der edlen Frau, sie als Mitglied an, indem wir anerkennen, dass das geschriebene Lob, welches wir vernommen, das würdigste Monument sei, welches der Name Paolina Ranieris, um ihrer hohen Tugenden willen und in der Geschichte der italienischen Literatur sowohl, als der unserer politischen Einheit, verdient.«

Der trauernde Bruder setzte der Verstorbenen noch ein anderes Monument. In der Kirche von Santa Chiara in Neapel erhebt sich jetzt, neben den historischen Denkmälern der Anjou, ein marmornes Denkmal in edlem Styl, auf welchem die Gestalt Paolinas ruht. Es ist ein Werk von wahrhaft künstlerischem Werth und erweckt die Sympathie und Verehrung auch Derer, welche in der Ruhenden die Freundin und Trösterin der Armen und Verlassenen nur ahnen. Die Frauen des Volkes, die nicht lesen können, was auf dem Stein geschrieben steht, bringen ihre Kinder, um

dieses ganz von Wohlwollen und Güte sprechende Antlitz zu küssen. Es wurde endlich nöthig, ein Gitter um das Denkmal zu ziehen, damit die Statue nicht durch die Aeusserungen der Rührung, welche sie erweckt, beschädigt würde.— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Nachstehendes war schon vor mehreren Jahren geschrieben, als die Dichterin, von der es handelt, noch sehr jung war. Unsere Zeit ist den Musen leider nicht allzu sehr geneigt. Wer hat wohl Zeit, in den Aufregungen der Politik, dem Streit der Parteien, dem vom Dampf getriebenen Räderwerk unseres ganzen öffentlichen Lebens auf die einsamen, wolkenumhüllten Höhen des Parnass zu flüchten und mit den holden Göttinnen Zwiesprach zu halten, die sich, trauernd über den Verfall ihres Kultus, in jene Götterfernen zurückgezogen haben, wohin nur noch wenig Auserlesene den Weg finden; denn das Meiste, was hier unten jetzt gesungen wird, erkennt man dort oben nicht als ächte Waare an.

Um so erfreulicher ist es, wenn einmal wieder ein »Mädchen aus der Fremde« auf unserer verarmten Erde erscheint, und noch gar, wenn es wirklich ein Mädchen ist. Haben die Musen vielleicht, müde der wilden und eiteln Leidenschaften, die sich der Männerwelt bemächtigt haben, dieser ihre Gunst entzogen und sich aus ihrem eigenen Geschlecht die

Trägerinnen ihrer holden Gaben an die Sterblichen erkoren?

Wie dem auch sei, wir haben die Freude, das Erscheinen einer Dichterin zu verkünden, einer modernen Sappho, die, vom Hauch antiken Geistes beseelt, mit der ganzen Spontaneität eines durch und durch poesieerfüllten Gemüths auch die moderne Realität, ja die Wissenschaft, ergriffen hat und sie mit dem Glanze des Ideals verklärt. Sie ist eine Tochter Albions, Miss Mary Robinson, und hat schon, noch sehr jung, angefangen, sich sowohl durch dichterische Schöpfungen, wie auch durch verdienstvolle Arbeiten auf dem Gebiete der politischen, religiösen und literarischen Geschichte bekannt zu machen, Arbeiten, die alle an den Quellen studirt und unter dem direkten Einfluss dieser selbst geschrieben sind.

Einer der ausgezeichnetsten Gelehrten der Sorbonne, Mr. James Darmsteter, jetzt seit einigen Jahren todt, lernte die poetischen Schöpfungen von Miss Robinson kennen und, ergriffen von deren Schönheit, übersetzte er eine Auswahl derselben in Prosa in die französische Sprache und fügte eine Vorrede hinzu, in welcher er das Wesen dieser Poesien charakterisirt. Er sagt, dass die Dichterin Idealistin sei und dass die idealistische Poesie nirgends, weder in England noch sonst wo, Reineres, Ergreifenderes und Tieferes hervorgebracht habe, dass sie aber die Klippe derselben, nämlich den Mysticismus, glücklich

vermieden habe durch die grosse Klarheit des Gedankens, die sich bei ihr mit dem intensivsten Schaffen und Weben des dichterischen Traumes verknüpft. »Diese Poesie«, sagt er, »besitzt die höchste Gabe, welche unsere Zeit des Verfalls verloren hat, die Spontaneität; sie entspringt der Fülle des Herzens und des Gedankens. Daher kommt die klassische Reinheit der Komposition; da ist nicht eine Linie, nicht ein Wort, die nicht auf den Ruf eines Gefühls oder eines Gedankens hervorgekommen wären. Da ist keine müssige Einleitung; die Erregung oder der Gedanke brechen gleich beim ersten Wort, beim ersten Schrei hervor und gehen ohne Aufenthalt, ohne Rückblick, von Pulsschlag zu Pulsschlag vorwärts bis zu der letzten Krisis. Die Ergriffenheit ist zu wahr, um nicht einfach, der Impuls zu mächtig, um nicht ganz direkt zu sein. Jedes Stück ist eine lebendige Pflanze, welche in ununterbrochenem Wuchs von der Wurzel bis zur Blüthe emporschiesst. Die grosse Sicherheit der Komposition lag ohne Zweifel in der Natur des dichterischen Genies selbst, in der Aufrichtigkeit der Erregung und des Ausdrucks, welcher gerade auf sein Ziel losgeht; aber sie wurde auch entwickelt durch die intime Vertrautheit mit dem Genius Griechenlands und Italiens. Diese Dichtung, welche auf das Tiefste englisch ist durch die Fülle und den Ernst des Gefühls, hat die ganze Reinheit und Klarheit der Sonne

Griechenlands; sie ist eine Blume des Nordens, welche sich am Hauch des Südens entfaltet hat.«

Wir können dem Urtheil des ausgezeichneten Gelehrten nur beistimmen und den Werth dieser Dichtungen nicht hoch genug anschlagen. Die Formvollendung, mit der sie uns entgegentreten, die mit künstlerischer Einsicht gepflegte Rhythmik der verschiedenartigsten Versmasse erhöhen ihren Zauber; was uns aber besonders fesselt, das ist die Persönlichkeit, die uns darin erscheint, in welcher alle Ideale und alle Schönheit des Lebens sich wie in einem Brennpunkt vereinen, um in glühenden Strahlen wieder hinauszuleuchten, in welcher die Liebe zur Natur, wie im antiken Mythos, in jedem Baum und in jeder Blüthe beinahe ein persönliches Leben weckt, in welcher die Liebe und der Schmerz einen Ausdruck finden, wie er nur an der tiefsten Quelle des Herzens gefunden werden kann, und in welcher das überfluthende Mitleid mit dem Elend des Daseins von einer leisen, wunderbaren Hoffnung verklärt, sogar aus der Vernichtung einen idealen Trost schöpft.

Um eine annähernde Idee der verschiedenen Richtungen zu geben, in denen diese Gedichte sich mit gleicher Tiefe des Gefühls und Gedankens bewegen, lassen wir hier einige Uebersetzungen in Prosa folgen, welche natürlich der Anmuth, die ihnen die Form verleiht, entbehren, die aber nur zeigen sollen, wie reich

das Gebiet ist, welches die bildende Phantasie der Dichterin umfasst.

Wer fühlte nicht in dem Einleitungsgedicht »Pastorale des Parnass« einen Hauch antiken Geistes?

»Diesen Morgen, bei Tagesanbruch, liess »ich meine Heerde und ging, das Gebirge, »das in Flammen glühte, aufzusuchen.

»Die Hirten sagten mir: Der Weg ist steil; »oh gehe nicht!

»Ich aber liess meine Wiesen, frisch vom »Regen, meine Bäche, mit Blumen eingefasst, »um eine freiere Luft zum Athmen und mehr »Raum zum Singen zu finden.

»Dann machte ich mir eine Flöte aus Rohr »und wanderte spielend und singend. Aber »während des Singens war mein Herz stumm »und bebend:

»Denn die grosse Anhöhe und der Himmel »waren voll von Schatten und Glorien, die »weit über allem Licht und aller Finsterniss »waren, die ich je gesehen hatte.

»Meine Sinne reinigten sich in Liebe und »Furcht; ich sah Gott flammen in jedem Ge- »büsch, und plötzlich brachen starke und klare »Stimmen hervor, so wie die Flamme.

»Und mich umsehend, woher die Harmonie »käme, sah ich, halb versteckt, die Dichter »stehen, welche Wache hielten und Tag und »Nacht sangen.

»Und so sanft, wahrlich so sanft, erklangen »ihre Stimmen, die hohen und die tiefsten;

»ich sandte ihnen ein Echo zurück auf meinem
»Rohr wie im Traum.

»Ich hörte es. Mein Herz erstarrte vor
»Schreck: was würde entstehen, wenn sie es
»hörten? Würden diese Nachtigallen nicht
»ihren Spottvogel tödten?

»Da sah ich von dem höchsten Gipfel des
»Berges, da, wo die weissen Dünen das zarte
»Grün durchbrechen, einen Arm sich langsam
»herunterneigen, ich hörte Worte vorüber-
»ziehen.

»Das ist das Ende, sagte ich mir, und
»doch bin ich glücklicher, es komme, was da
»wolle, auf dem Parnass zu sterben, als fern
»von ihm zu leben.

»Da wurden die Hände und die leuchtenden
»Antlitze und die heiligen Stimmen zu einer
»einzigen Flamme:

»Komm, arme Sängerin, und singe mit
»uns! sangen sie, und ich kam.

»So endete mein Abenteuer; das ist das
»Ende und es ist sanft:

»Die ganze Nacht, den ganzen Tag lauschen
»und singen zu ihren Füssen.«

Das tiefe Naturgefühl, welches in dem dichtenden Gemüth je nach dem Eindruck des Augenblicks Stimmungen hervorruft, die dann wieder auf die Natur zurückstrahlen und ihr einen eigenen Inhalt verleihen, spricht sich unter vielen ähnlichen in dem schönen Gedicht »Eine Mainacht in Florenz« aus.

»Ruhig, ruhig ist die Nacht; ruhig wie

»die Pause nach dem Schmerz; ruhig und »ebenso sanft;

»Tief, feierlich, unermesslich; sie verschleiert »die Sterne in dem lichten und klaren Blau, »dem zitternden Blau der Atmosphäre, welche »der Mond durchbricht.

»Ach, könnte die Nacht dauern!

»Wer darf sagen, dass du trüb bist oder »düster oder unsichtbar, oh himmlische Nacht!

»Deren Klarheit über dem Oliventhal »leuchtet, welches in der flimmernden, nächt- »lichen Weile schläft, über der Hecke von »blassrothen Rosen, über den weissen Lilien »zu meinen Füssen im Grün.

»Nein, du bist Licht, oh Nacht, nicht wie »der Tag, aber wie ein zarterer und himm- »lischerer Strahl.

»Wie war der Mittag so blau wie es deine »zitternden Himmel sind, an denen der Puls »halb unsichtbarer Sterne schlägt; deine »Himmel zerflossen in einem blassen Glanz, »zerflossen wie ein Traum!

»Nacht, welche der Mond erhellt, erfüllt »von den träumerischen Feuern, die im Garten »und im Gehölz leuchten, von den Feuern, »die den Glühwurm ausstrahlt aus der Lampe »seiner lichterfüllten Brust;

»Nacht, erfüllt von irrenden Lichtern und »von Gesängen und von erblühten Rosen, oh »Nacht, du bist es, die ich will!

»Oh Nacht, Engel der Nacht, umhülle mich, »öffne deine Flügel!

»Neige dich vom Himmel und umfange »mich, bis ich in der Stimme des einzigen »Vogels, der noch singt, den Pulsschlag deines »musikalischen Herzens, welches im Schatten »schlägt und die magischen Dinge hört, welche »die Nacht allein kennen kann.«

Eine grosse Anzahl der zartesten lyrischen Ergüsse sind der Liebe geweiht, die wohl kaum je reinere, edlere, sinnigere Laute in einem weiblichen Herzen gefunden hat als hier, wenn es gleich nicht das Glück derselben ist, von welchem sie ertönen, sondern der ewige Schmerz, dass auch das seligste irdischer Gefühle der Vergänglichkeit anheim fällt, und zwar nur zu oft von der einen Seite, während das andere Herz festhält an seinem holden Wahn.

Wir lassen hier einige Proben folgen, man meint Sappho zu hören:

»Es ist ein Jahr her, in Italien, da war »auch eine so göttlich schöne Nacht; der »Mond glänzte so gross und so weiss; wir »schauten und bewunderten, sie und ich.

»Wir lauschten in den Alleen des Gartens; »eine Nachtigall sang ganz allein; von ferne »hörten die Andern den Gesang und erfüllten »die Welt mit einem Chor von Lobgesängen.

»Aber dann, noch nicht ein Monat, da war »der Mond todt, die Nachtigallen waren gen »Süden entflohen. Die Liebe liebt die Kälte »ebenso wenig wie sie; sie schüttelte ihre »rosigen Flügel und flog davon.«

Und ein anderes in dem Versmass des sogenannten Strambotto, eines achtzeiligen Verses, welcher nur zwei Reime hat, die sich viermal wiederholen, nur ein einziges Gefühl ausdrückt und ganz lyrischer Natur ist:

»Die Liebe ist ein Vogel, dem im Gesang »die Stimme erstirbt; die Liebe ist die voll »erblühte Rose, die sich entblättert.

»Die Liebe ist die Biene, die durch ihren »eigenen Stachel stirbt und die Liebe ist das »Kreuz auf dem Leichentuch.

»Die Liebe ist die Sirene, die den ent»zückten Fischer, der ihrem Ruf folgt, auf »die Sandbank lockt.

»Die Liebe ist das gebrochene Herz, das »Lebewohl, es sind die Hände, die im Sterben »ringen. Oh liebt nie!«

Eine Anzahl der Gedichte sind im Versmass der Rispetti gehalten.

Die Rispetti sind achtzeilig wie der Strambotto, mit dem Unterschied, dass die vier ersten Zeilen abwechselnde Reime haben, die vier folgenden nicht, also: ab ab, cc, dd; ferner, dass die beiden Theile einen Gegensatz bilden; eine Bewegung der Ideen, einen Kontrast oder eine Symetrie ausdrücken und dramatischer sind als der Strambotto:

»Ich liebe dich mehr, als Worte es sagen »können, und dennoch fühlst du nicht, dass »ich dich so sehr liebe. Ich sterbe langsam »von Tag zu Tag, du siehst mich und du »weisst es nicht.

»Du siehst mich, und du hast nicht Angst, »du siehst die Leidtragenden mit dem Sarge »nicht; du antwortest mir, wenn ich rede und »willst mir wohl, aber du hörst die Todten-»glocke nicht.«

Und noch eins der Rispetti:

»Oh Liebe, Liebe, komm von jenseits der »Meere, komm hieher! Komm zurück und »gieb mir einen Kuss, wenn ich todt bin; »komm zurück und lege eine Rose auf meinen »Sarg; komm, zünde die Kerzen an zu meinen »Füssen und zu meinem Haupt.

»Komm zurück und drücke einen Kuss auf »meine Augen, und im Tode träume ich vom »Paradies.

»Komm nur ein Mal niederknien bei mir »und ein Gebet zu sagen und meine Seele, »wo sie auch sei, wird glücklich sein.«

Um ein Beispiel von dem philosophischen Tiefsinn der jungen Dichterin zu geben, der sie zuweilen bis an die äussersten Grenzen des Pessimismus führt, aber eines Pessimismus, der sich nicht in der Hoffnungslosigkeit des Ich's verliert, sondern in der glühenden Charitas, im heiligen Schmerz des allgemeinen Leidens eine Versöhnung findet — folge hier noch die Uebersetzung des Gedichts in kunstvollen Sextinen, »Persönlichkeit« betitelt, und dann des andern, »Darwinismus«, in welchem die Wissenschaft selbst mit ihrer Empirie dem schöpferischen Dichtergeist zu einem leisen fernen Hoffen den Beweis liefern muss.

Also zunächst »Persönlichkeit«:

»Wie ein Mensch, der zwischen hohen »Gartenmauern auf einer Strasse hingeht, die »kein Ende hat, immer den leeren Weg hinter »sich und den vor sich, den er auf ewig allein »wandeln muss — so, so ist das Leben für »jede Seele, die eingeengt ist mit Schranken, »welche selbst die Liebe nicht durchbrechen »kann.

»Und doch ach! wie oft möchten wir all »diese Bollwerke zerbrechen, die Mauern über- »springen und uns an eine geliebte Seele »fesseln, ihre antwortende Stimme hören bis »an's Ende, den Pfad, den sie erwählt, ver- »folgen, nicht länger allein, sondern als fröhliche »Gesellen, mit dem Himmel vor sich in Sicht.

»Ach, aber die Schranke ist hoch, ich »stosse immer vergebens meine Stirn an den »Steinen, ohne mir einen Weg bahnen zu »können und ich bleibe immer allein, nur höre »ich zuweilen von jenseits der Gartenmauern »eine Stimme, die der Wind mir zuträgt oder »das Ende eines Lieds, welches wie Thau in »meine Seele fällt.

»Weil Andere singen, vergessen wir, meine »Seele, wie lang und düster die Strasse ist, »die sich vor uns ausdehnt und zu welchem »Ende sie geht, zu welchem banalen, unver- »meidlichen Ende. Komm, suchen wir Mai- »blumen, pflücken wir die Nelken, die sich »in der Mauer bergen; ach es ist aber so »traurig, allein zu sein!

»Ewig, unabänderlich allein! nicht bloss
»du oder ich, sondern jede Seele, eine jede
»eingeschlossen und gefesselt zwischen unsicht-
»baren Mauern.

»Muss man darüber toll werden oder mit
»dem Muth der Verzweiflung sich dagegen
»stemmen, dennoch verurtheilt zu unterliegen
»und zu zerbrechen?

»Oder in dumpfer Geduld sich hinschleppen
»bis an das Ende!

»Ja das ist die Hoffnung jedes Herzens:
»es gibt ein Ende; ein Ende, wo wir nicht
»mehr allein sein werden, sondern entweder
»todt oder stark genug, um den Kerker des
»Ich's zu zerbrechen und jene grössere Seele
»zu finden, welche weder die deine noch die
»meine ist, sondern welche an der Spitze der
»Zeit thront, jenseits der entlegensten Mauern
»der Welt.

»Ich glaube an das Ende und ich singe
»innerhalb meiner Schranken; ich singe ganz
»allein um eine Seele, die mir vielleicht zu-
»hört, zu bitten, den Tagesanbruch zu er-
»warten, mich da vorne zu erwarten.«

In dem Gedicht »Darwinismus« hat die
Theorie des berühmten englischen Gelehrten
ihre Rechtfertigung durch den Idealismus ge-
funden, und wir möchten uns gerne den Trost
gefallen lassen, der aus der idealistischen An-
wendung einer geistvollen wissenschaftlichen
Hypothese entspringt:

»Als der blumenlose Wald der Farren-

»kräuter zuerst die Lagunen der Urzeit be-
»schattete, erschütterte eine lange, unbestimmte,
»unbewusste Unruhe die grossen Blätterflächen
»von Grün und Gold.

»Bis der biegsame Stamm hart geworden
»war, bis die Laubfläche anfing, Aeste und
»Zweige zu treiben und — siehe — auf dem
»bisher blumenlosen Wald eine Morgenröthe
»von Apfelblüthen hervorbrach.

»Da schwang sich nun Jahrhunderte hin-
»durch der bewegliche Affe auf den frucht-
»baren Zweigen des Waldes hin und her;
»voll Glück in seinem luftigen Haus, pflückte
»er den Apfel und sog die Rebe.

»Bis auch in ihm endlich das alte, unver-
»änderte, ferne Leid sich regte, das seine
»Welt der Lüfte und der Vögel mit einer
»göttlichen Unseligkeit durchdrang.

»Er suchte weder die Liebe noch die
»wilden Früchte, und nicht konnten die heissen
»Kämpfe seines Clan den noch ungeborenen,
»schmerzenden Gedanken stillen, bis endlich
»das Thier zum Menschen wurde.

»Es ist lange her — und jetzt treibt die-
»selbe Unruhe zu demselben unsichtbaren
»Ziel, bis eine neue, noch ungeträumte, un-
»errathene Fähigkeit die neue Arbeit der Seele
»vollendet!«

Könnten wir mit der Dichterin hoffen, dass das krankhafte Weh, welches unsere Welt durchzuckt, die unbestimmte Sehnsucht nach einem noch unbekannten Heilmittel, die Geburts-

wehen einer neuen höhern Phase der menschlichen Existenz wären! —

Eine ausgezeichnete Frau aus dem fernen Norden muss ich noch erwähnen, die in Rom einen Winter zubrachte, wo ich das Glück hatte, sie kennen zu lernen. Es ist dies Magdalena Thoresen, die durch die Heirath einer ihrer Stieftöchter die Schwiegermutter Ibsens wurde.

In Jütland geboren (unter einem Volksstamm, der sich für von den Göttern abstammend hält, und nichts Anderes verlangt, als in seiner strengen Individualität unangetastet in friedlicher Beschränkung sein eigenartiges Leben fortführen zu können) war sie früh nach Norwegen gekommen, hatte sich daselbst mit einem Wittwer, der ihr sechs Kinder erster Ehe zur Erziehung zubrachte, verheirathet und war durch die Stellung ihres Mannes, welcher lange Zeit Pfarrer auf dem Lande, dann in Bergen war, auf das Genaueste mit dem Volk, besonders den Küstenbewohnern, sowie mit der grossartigen Natur ihrer zweiten Heimath, bekannt geworden. In dem Leben dieser urkräftigen Menschen, welche fern von der Civilisation im ewigen Kampf mit den Elementen und unter den Eindrücken einer wilden, grossen Umgebung sich ein durchaus ursprüngliches Wesen bewahrt haben, bewegen sich die Erzählungen, welche die ersten, bis jetzt in die deutsche

Sprache übersetzten Bändchen füllen. Es sind Erzählungen von epischer Einfachheit und Grösse mit typischen Gestalten, welche nicht reflektiren, sondern einfach empfinden und impulsiv handeln, dem Leben und dem Tod gleichmüthig als einem unabwendbar Nothwendigen gegenüber stehen, stark in Gefahr und treu und demüthig im Lieben und Hoffen sind. Scheu, stumm und linkisch sind diese Menschen, wie es das Volk in seiner Unberührtheit und Entfernung von der civilisirten Welt ist; aber welche ergreifende Poesie liegt nicht in solchen Situationen, wie in der Erzählung vom Pilt Ola, wie die Alte, die ihn das ganze Leben hindurch geliebt hat, dem Todten das Brauthemd anzieht, an dem sie jahrelang stickte, und sich dann selbst in dem nie zuvor angelegten Brautschmuck an das Bett setzt, auf dem er liegt, und über dem Lesen im Gesangbuch einschläft, um nie wieder zu erwachen. Oder wie grossartig ist die Szene im »Student«, wo die beiden Todfeinde mit einander ringen und zusammen in die tiefe Schlucht hinabstürzen, in welche der Sohn des Einen, ein zarter Knabe, dann hinabsteigt, um den heiss geliebten Vater, an dessen Tod er nicht glauben kann, unten zu suchen. Wie erhaben und heilig ist ferner der Tod Ingeleifs, der nachherigen Pflegemutter des verwaisten Knaben, ein sanftes Verlöschen, während ihr Mann, der starke Björn, der sie so innig geliebt hat, sie leise mit einem

frommen Lied in den ewigen Schlaf hinübersingt. Und dann des starken Björn eigener Tod in der furchtbaren Nacht auf dem empörten Meer! Wahrlich, bei solchen Schilderungen kann man noch einmal das alte, verbrauchte Wort anwenden: »es ist, als ob es ein Mann geschrieben hätte«, denn es ist mit einer Gewalt der Wahrheit gezeichnet, als hätte die Schreiberin selbst dem Tod unter diesen Umständen in das Auge gesehen.

Wer aber wollte sich noch wundern über diese Fülle von Poesie, über diese Kraft der Gesinnung, über diese Gewalt der Darstellung, der das Glück gehabt hat, der seltenen Schriftstellerin selbst zu begegnen? Wenn es der höchste Zweck der Bildung sein soll, die Individualität zu ihrem vollen, edelsten Ausdruck zu bringen, so ist er hier erreicht. So wie die Leidenschaft der Seele für alles Höchste und Idealste aus dem noch so schönen Auge der älteren Frau glüht, so spricht die Energie des Wesens und die höhere Güte des Herzens, die nicht die sogenannte reizende weibliche Schwäche ist, aus den bewegten Worten, welche, selbst in der fremden Sprache, mit ungewöhnlicher Beredsamkeit von ihren Lippen fliessen. Und sie, welche in edelster Weise ihre Pflichten als Gattin und Mutter erfüllte, ist wieder ein Beweis dafür, wie thöricht es ist, das Weib als nur für diese Pflichten allein befähigt und berufen darzustellen. Nachdem sie auch das letzte ihrer sieben Kinder, den

eignen, aus ihrer Ehe erzeugten Sohn, zum selbstständigen Dasein in der Welt entlassen hatte, gönnte sie sich eine unabhängige persönliche Erquickung durch eine Reise nach Italien und genoss in voller Frische der Empfindung den Reichthum in Natur und Kunst, den dies schöne Land Italien bietet, und bereitete sich vor, mit neuen, tiefernsten Geisteswerken, welche bereits in ihren Gedanken reiften, die zu beschenken, die fähig sind, sie zu verstehen. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Zum Schluss dieser langen Gallerie stehe nun noch das Bild eines jungen Mädchens, dessen selbst geschriebene Memoiren nach seinem frühen Tod veröffentlicht, eine Zeitlang das Pariser Publikum, da sie in französischer Sprache geschrieben waren, sehr aufregend beschäftigte.

Traurig interessant sind dieselben als eine psychologische Studie über das Unheil, welches frivole Verhältnisse und Umgebungen in einer Natur anrichten können, die, zu Besserem begabt, noch ehe sie sich selbst versteht, von jenen Elementen ergriffen und hin und her getrieben wird, bis sie, schon halb gebrochen und mit sich selbst entzweit, zu der Erkenntniss des Weges kommt, der sie in die Freiheit des Werdens und Schaffens führen würde, wenn jene Elemente die Energie, deren sie fähig gewesen wäre, nicht schon halb paralysirt hätten.

Marie Baschkirtseff war zwölf Jahre alt, als sie den Theil des Tagebuchs, welchen wir besitzen, zu schreiben anfing, zuerst ohne die Absicht gelesen zu werden, später aber mit der sehr bestimmten Absicht, dass es einst gelesen werden sollte. Sie sagt uns dies selbst in einer von ihr kurz vor ihrem Tode geschriebenen Vorrede, in welcher sie bekennt, dass sie um jeden Preis auf dieser Erde bleiben will; wenn sie nicht jung sterben werde, als grosse Künstlerin, im anderen Fall durch dieses Tagebuch, von dem sie voraussetzt, dass es interessiren müsse, als ein Dokument für die Naturalisten über das innere Leben einer Frau, von einem Tag zum anderen mit der grössten Wahrhaftigkeit aufgezeichnet. Sie wiederholt die Versicherung von der Aufrichtigkeit, mit der sie alles, alles sagen werde, so oft, dass man fast auf den Verdacht kommen könnte, es sei eben diese Aufrichtigkeit etwas Pose. Auch der aufrichtigste Mensch ist nicht verpflichtet, jedes kleinste Detail seiner Persönlichkeit vor das Publikum, dem er sich bekannt machen will, zu bringen, er müsste denn von solch massloser Eitelkeit befangen sein, dass er sich für eine völlige Ausnahme von der Spezies Mensch hielt, an der auch jede kleinste Bewegung irgend eines Glieds, jeder geheimste Gedanke, interessiren müsse. Diese masslose Eitelkeit, welche uns die banalsten Vorgänge, Eindrücke, Unterhaltungen u. s. w. wie seltene Speisen auftischt,

ist es denn auch, die den ersten Theil des vorliegenden Buches fast widerwärtig macht und zwar um so mehr, da es dem Alter nach noch ein Kind ist, welches uns diesen ganzen Apparat einer werdenden Kokette zu sehen gibt. Wir würden auch nach der ersten Hälfte des ersten Theils das Buch voll Ueberdruss wegwerfen, gelangweilt durch die Prätension des kleinen Ich's, das sich in einem monotonen Spiel von Selbstvergötterung, Laune, Blasirtheit und Aeusserlichkeiten herumdreht, wenn nicht hie und da ein tieferer Gedanke, ein edleres Gefühl, ein begeistertes Autjauchzen wie ein Blitz durch diese Oede zuckte und uns ahnen liesse, dass in dieser hässlichen Chrysalide vielleicht eine schöne Psyche schlummere, die zu rechter Zeit, vom rechten Strahl geweckt, ihre Hülle zerbrechen und mit schimmernden Flügeln der Sonne zufliegen werde. Diese Hoffnung lockt uns weiter, indem wir uns zugleich fortwährend die causes atténuants vorhalten, welche für das junge Mädchen aus der typisch-russischen Mitte erwuchsen, in der sie geboren war und lebte.

Die Existenz solcher reicher russischer Familien, wie die, welche uns hier beschrieben wird, in ihrer Inhaltlosigkeit, Zerfahrenheit, Aeusserlichkeit, als einen Ruin für jede höhere Entwicklung, geistige wie sittliche, zu bezeichnen, darf uns um so weniger verdacht werden, als die bedeutendsten russischen

Schriftsteller, wie Turgenieff, Tolstoi, Dostojewsky u. a. dies in der schärfsten Weise gethan haben und als Marie Baschkirtseff selbst uns in nicht zu missdeutender Weise darauf hinweist. Von ihrer ersten Kindheit, auf dem Lande in Russland verbracht, erzählt sie uns flüchtig in der Vorrede wenige Einzelheiten und deutet nur, ohne näher darauf einzugehen, an, dass nach zweijähriger Ehe ihre Mutter zu den eigenen Eltern zurückkehrte und ihre zwei Kinder, Marie und Paul, mitnahm. Ein Jude, der sich mit Weissagungen beschäftigte, hatte der Mutter prophezeit, ihre Tochter werde ein Stern erster Grösse werden und die letztere sagt: »Seitdem ich denke, seit meinem dritten Jahre, habe ich das Streben gegen ich weiss nicht welche Grösse gehabt. Meine Puppen waren immer Königinnen oder Könige; alles, was ich dachte und alles, was in Mama's Umgebung gesagt wurde, schien sich immer auf künftige Grösse zu beziehen, die unfehlbar kommen müsste.« Mit fünf Jahren tanzte sie, mit den Spitzen der Mutter bekleidet und künstliche Blumen im Haar, vor der bewundernden Hausgenossenschaft im Salon. Dies sind die Grundnoten, welche durch die ganze erste Jugend durchtönen.

Im Jahre 1870 fing das Wanderleben eines Theils der Familie, der Grosseltern, der Mutter mit Marie und Paul, der Tante, einer jungen Cousine Mariens und eines Arztes und

Freundes der Familie an. Man besuchte Wien, Baden-Baden, Genf und machte sich endlich 1873 für einige Zeit in Nizza in all dem Komfort sesshaft, den der Reichthum gewährt. Marie war 12 Jahre alt und hier beginnt ihr erster Roman. Sie liebt einen Herzog, dessen Namen sie uns verschweigt, den sie nicht kennt, nie gesprochen hat, dessen Aeusseres aber »si distingué parmi les figures vulgaires de Nice«, ihre Phantasie mit einer Leidenschaft erfüllt, wie man sie kaum von einem erwachsenen Mädchen erwarten könnte. Bei Gelegenheit einer kleinen Gesellschaft, wo ihre Stimme und ihr Gesang bewundert wurden, sagt sie:

»Ich bin für Triumphe und Aufregungen geschaffen, also kann ich nichts Besseres thun, als mich zur Sängerin auszubilden. Wenn der liebe Gott mir die Stimme erhalten, stärken und umfangreicher machen will, so kann ich den Triumph haben, nach dem ich dürste. Dadurch kann ich die Befriedigung erlangen, berühmt, gekannt, bewundert zu werden und dadurch den erlangen, den ich liebe . . .«

Dann kommen aber wieder Augenblicke der Verzweiflung. Sie erfährt, dass der Herzog sich verheirathet, und ihre Stimme bildet sich nicht in der Weise aus, um eine Zukunft in Aussicht zu stellen. Bei alledem studirt sie ernstlich, lernt Latein nebst den lebenden Sprachen, beschäftigt sich mit Musik und

Malerei und nach einem Tag in Läden, bei Schneiderinnen und Putzmacherinnen, oder auf der Promenade mit Koketterie verbracht, zieht sie am Abend ihren Peignoir an und liest in ihrem guten Freund Plutarch: »Ich habe eine gigantische Einbildungskraft; ich träume von den Galanterieen vergangener Jahrhunderte und ohne es gewahr zu werden, bin ich die romantischste der Frauen und das ist ungesund! Ich verzeihe mir aber sehr leicht die Anbetung für den Herzog, denn ich finde ihn in jeder Beziehung meiner werth!«

Der Aufenthalt in Nizza wird von Ausflügen nach Paris, Florenz u. s. w. unterbrochen. Die Begeisterung für die Kunst fängt an hervorzutreten; die einem reiferen Alter zugehörigen Betrachtungen über das Leben, über Liebe, Ehe, menschliche Verhältnisse überhaupt, wechseln ab mit Ausbrüchen der Verachtung gegen das Leben, gegen die Menschen, gegen die eigene Familie und mit den Aeusserungen der heftigsten Ungeduld, dass der Augenblick der Grösse, des Glanzes, der Berühmtheit noch nicht gekommen ist. »Ach, ich bin meiner Dunkelheit müde! Ich vertrockene in der Unthätigkeit, ich verfaule in den Finsternissen. Die Sonne, die Sonne, die Sonne!«

»Von wannen wird sie kommen? Wann? Wo? Wie? Ich will es nicht wissen, wenn sie nur kommt!«

»Ich betrachte mit einer unnatürlichen Ver-

achtung alles, was mich umgibt und sage mir seufzend: Nur Muth, diese Zeit ist nur ein Uebergang, der mich dahin führt, wo ich mich wohl fühlen werde.«

Das Jahr 1876 beginnt sie mit einem Theil der Familie in Rom. Sie ist nun 16 Jahre alt. Wenige Tage nach ihrer Ankunft macht sie mit den Ihrigen Besuche bei den Würdenträgern der Kirche, de Falloux, Kardinal Antonelli u. a. und dann erhalten sie eine Audienz beim Papst. Bald darauf fängt der zweite Roman an. Ein junger Römer, Graf Antonelli, Neffe des Kardinals, hat sie schon an öffentlichen Orten bemerkt und ist von ihr bemerkt worden; auf einem Maskenball im Kapitol lernt sie ihn kennen, unter ihrem Balkon im Karneval erscheint er und wirft ihr Blumen zu, während sie oben mit anderen Herren kokettirt. Dann präsentirt er sich bei der Mutter und nun ist die Sache in vollem Gang.

Die Beziehung zu dem jungen Antonelli zieht sich durch den grössten Theil des ersten Bandes hin, verläuft aber endlich doch im Sande, da sie, trotz der Anziehung, die er auf sie ausübt, fühlt, dass sie ihn nicht wirklich liebt, obgleich sie in einem Augenblick der Hingerissenheit ihm Abends spät ein Rendevous und einen Kuss gibt. Diesen Kuss wirft sie sich später bitter vor, als sie einsieht, dass sie nicht wirklich liebt, aber im Grunde ist es doch der Umstand, dass der junge Mann nicht reich, nicht grand seigneur genug ist, der bei ihr

entscheidet. Wir finden sie nun wieder in Nizza, mit ernster Lektüre und Studien beschäftigt; äusserlich heiter, stolz, unangreifbar, aber innerlich zerrissen, getheilt zwischen Zweifel und Glauben, glühender Begeisterung und tiefer Niedergeschlagenheit. Es folgt ein Aufenthalt in Paris mit Versuchen, sich dem Gesang zu widmen, immer getheilt zwischen den Träumen künftiger Grösse, dem Rückblick auf Rom und Antonelli, und der Unzufriedenheit mit der Umgebung, in der sie lebt. Endlich entscheidet sie sich für eine Reise nach Russland, zu dem Vater, den sie als Kind verlassen hat und den sie bewegen möchte, mit in das Ausland zu kommen und sich mit der Mutter zu versöhnen. In Russland wird sie von einem Onkel empfangen, der sie nach Petersburg führt, das sie zuerst abstösst, dann entzückt. Ueberall Verwandte, alte und neue Bekannte; dann Moskau, dessen echt russischer Charakter sie lebhaft anzieht; sie hatte vorher nur Kleinrussland und die Krim gekannt; der Patriotismus erwacht in ihr; sie ergeht sich in interessanten Bemerkungen über philosophische Fragen, Regierungsformen, den russischen Nationalcharakter u. s. w. Endlich dem Ziel der Reise nahe, empfängt sie ihr Bruder, welcher schon seit lange wieder beim Vater war, und in Poltawa begegnet sie diesem, der mit Verwandten kommt sie zu empfangen. Sie wird mit grossem Gepränge nach dem Gut des Vaters geführt. Der Vater

ist ganz entzückt, sie so schön und interessant zu finden. Sie charakterisirt ihn nach kurzer Prüfung so: »Mein Vater ist trocken, verbittert und verflacht seit seiner Kindheit durch den schrecklichen General, seinen Vater. Kaum frei und reich geworden, hat er sich ausgetobt und ruinirt. Ganz aufgeblasen von Eigenliebe und kleinlichem Stolz, zieht er es vor, lieber ein Ungeheuer zu scheinen, als zu zeigen, was er fühlt, besonders wenn er über etwas gerührt ist, und darin ist er wie ich.«

Nach einiger Zeit und nach Huldigungen von allen Seiten sagt sie: »Ich bin weit davon entfernt, es zu bedauern, dreissig Kleider mitgebracht zu haben, mein Vater muss durch die Eitelkeit angefasst werden.« Sie gibt ein merkwürdiges Bild des russischen Lebens in der Provinz und auf dem Lande; sie wird angestaunt wegen ihrer Bildung, ihrer Grazie, ihrer Talente, aber nach einiger Zeit schreibt sie in ihr Journal:

»Oh, welche Langeweile! Nicht ein geistvolles Wort! nicht eine Phrase eines gebildeten Menschen! — — ich bin unglücklicherweise pedantisch und adorire es, vom Alterthum und von den Wissenschaften sprechen zu hören. — — Man suche mir das hier! Die Karten und nichts anderes! Ich könnte mich wohl einschliessen, um zu lesen, aber da es mein Zweck ist, mich hier geliebt zu machen, so wäre das eine seltsame Art, dazu zu gelangen.«

Sie erreicht es endlich, das »traurige Land«, in dem sie um keinen Preis leben möchte, und das ihr doppelt die Sehnsucht nach Rom entflammt, zu verlassen, und zwar in Gesellschaft ihres Vaters. Sie hat ihren Zweck erreicht, die Eltern wieder zusammenzuführen. Aber die Vereinigung dauert nicht lange, der Vater verlässt Paris wieder; Marie athmet auf nach vier Monaten des Zusammenlebens mit ihm und begibt sich mit der Mutter und der Cousine nach Nizza. Aber — »Mama mit ihren 36 Packeten bringt mich zur Verzweiflung. Ihr Geschrei, ihre Aengste, ihre Schachteln sind von einer entnervenden Bourgeosie!«

Das Familienleben, ohne einen ernsten Inhalt, ist ihr schrecklich; sie fürchtet wieder einen Winter mit Nichtigkeiten hinbringen zu müssen, ohne einen wirklichen geistigen Gewinn, und sagt: »Ich habe das Fieber zu studiren und Niemanden, um mich zu leiten.«

»Oh, wenn ich bedenke, dass man nur einmal lebt und dass jeder Augenblick uns dem Tode näher bringt, so werde ich toll! — Ich fürchte den Tod nicht, aber das Leben ist so kurz, dass es eine Infamie ist, es zu vergeuden!«

Nach vielem Hin- und Herreisen kommt es endlich dazu, dass die Wanderer sich in Paris niederlassen, und Marie schreibt: »Ich bin entschlossen, in Paris zu bleiben, wo ich studiren werde« (die Malerei, für die sie sich

nun entschieden hat) »und von wo ich im Sommer in die Bäder gehen werde, um mich zu amüsiren. Alle Phantasieen sind erschöpft; Russland hat mich im Stich gelassen, ich bin völlig geheilt. Und ich fühle, dass der Augenblick für mich gekommen ist, anzuhalten. Mit meinen Anlagen hole ich in 2 Jahren die verlorene Zeit ein.«

Nun beginnt im zweiten Theil die heroische Zeit, aber auch die Tragik ihres Lebens, die uns, wenn auch nicht zur Sympathie mit einer so komplizirten Natur, in der die schlechten Elemente nur zu oft das Uebergewicht über die guten gewinnen, so doch zu tiefem Mitleid mit ihr führt. Denn es gibt gewiss wenige bedauernswerthere Konflikte, als den zwischen dem heissen Drang nach einer grossen Bethätigung der individuellen Kraft und dem physischen Unvermögen, dieselbe durchzuführen. Wir könnten Marie Baschkirtseff nicht bemitleiden, ihrem Schicksal keine Theilnahme zollen, wenn sie, gesund und kräftig, nicht die Energie gefunden hätte, alle Fesseln der Vorurtheile, des Luxus und der Verwöhnung, ja auch des engherzigen Familienlebens zu durchbrechen, um ein grosses Ziel zu erreichen; wir hätten dann gesehen, dass das Kleine, das Vergängliche, die schlechte Eitelkeit, aber nicht der Stolz einer vornehmen Seele, die im Ruhm etwas Höheres sieht, als eine persönliche Schmeichelei, in ihrer Seele das Uebergewicht behielten. Aber es

ist anders, und deshalb zieht uns ihr Buch bis zuletzt an, trotz Längen, Wiederholungen und Ausbrüchen einer masslosen Eitelkeit. Sie hat ihren Weg gefunden; sie widmet sich der Malerei, begibt sich als Schülerin in das Atelier des Herrn Julian, wo sie unter dessen Leitung, und von Zeit zu Zeit berathen von Robert Fleury, mit einer Menge junger Mädchen, die Malerinnen werden wollen, arbeitet. Die anderen sind ihr voraus in der Technik, da sie alle seit mehreren Jahren studiren, besonders ist es eine, Fräulein Breslau, deren Fähigkeit und ausgebildetes Talent sie zum Neid und zum rasendsten Wetteifer anregt. Sie bejammert die verlorene Zeit, die sie mit Reisen, mit unbefriedigenden Versuchen hingebracht hat, und gelobt sich, durch doppelten Fleiss das Versäumte nachzuholen. Sie arbeitet von Morgens früh bis Abends spät, glücklich, wenn Fleury ihr sagt, es sei gut, was sie mache, verzweifelt, wenn er schweigt oder tadelt.

Zu gleicher Zeit aber beginnt nun auch das Leiden, welches sie in der Blüthe der Jugend hinraffen soll. Sie will sich dem Schicksal nicht beugen, sie will nur sterben, wenn ihr Talent sie nicht zur Auszeichnung, zur Berühmtheit führt. Sie arbeitet viel, zu viel für die schwindende Kraft, erlebt schöne Erfolge, die ihr selbst aber nie genügen und verfällt immer von Neuem der Muthlosigkeit und dem Zweifel an Allem:

»Ich habe die ganze Woche redlich gearbeitet bis zehn Uhr Abends am Sonnabend, dann bin ich heimgekommen und habe geweint. Bis jetzt wendete ich mich immer an Gott, aber da er mich gar nicht erhört, glaube ich — — beinahe nicht mehr. Nur die, welche dies Gefühl empfunden haben, kennen seine ganze Furchtbarkeit. Nicht, dass ich die Religion aus Tugend predigen will, aber Gott ist eine sehr bequeme Sache. Wenn man Niemand hat, an den man sich wenden kann, wenn man zu Ende ist mit seinen Hilfsmitteln, so bleibt einem Gott. Das verpflichtet zu nichts und beunruhigt Niemand und man hat dann einen höchsten Trost. — Ob er existirt oder nicht, man muss durchaus an ihn glauben oder sehr glücklich sein, dann kann man ihn entbehren. Aber im Kummer, im Unglück, in allen unangenehmen Dingen endlich, ist es besser zu sterben, als nicht an ihn glauben. — Gott ist eine Erfindung, die uns von völliger Verzweiflung rettet.«

Inzwischen machte ihre Krankheit bedenkliche Fortschritte; das Halsleiden wirft sich auf die Ohren, sie fängt an schwer zu hören und ist in Verzweiflung darüber; auch die Lungen sind angegriffen. Berühmte Aerzte werden konsultirt. Die Eltern sind ausser sich; man macht wieder eine Reise nach Russland auf das Gut des Vaters; sie wird von Liebe und Sorgfalt umgeben; aber das Mitleid der Andern thut ihr weh, sie sieht darin ihr Ur-

theil. Es demüthigt und quält sie, dass man laut sprechen muss, damit sie es verstehe; sie möchte es vor den Bekannten verbergen und ihre Zunge weigert sich, zu sagen: »Sprecht etwas lauter, ich verstehe Euch nicht.« — »O, das ist ein so unerwartetes, so entsetzliches Unglück! Wie, war es denn nicht genug mit dem anderen? Das ich die Stimme verliere, dass ich krank bin? Es musste auch noch diese namenlose Qual kommen? Das muss wohl die Strafe sein, weil ich für Nichtigkeiten geschrieen habe. Ist es Gott, der straft? Der Gott der Verzeihung, der Güte, des Erbarmens? Aber der böseste der Menschen wäre nicht so unbarmherzig.«

Nach Paris zurückgekehrt, nimmt sie die Arbeit wieder auf, beginnt abermals ein Bild für den Salon, nachdem sie im vergangenen Jahre bereits einen Erfolg mit einem Bilde gehabt hatte. Sie muss aber diesmal der Gesundheit wegen davon abstehen. Es folgt eine Reise nach Spanien, die ihr begeisterte Anschauungen und grossen Fortschritt ihres Verständnisses der Kunst gewährt. Wieder in Paris, sagen die Aerzte, sie müsse in den Süden. Aber sie schreibt: »In den Süden gehen, heisst, sich ergeben. Und die Verfolgungen meiner Familie (aus Zärtlichkeit) machen es mir zur Ehrensache, aufrecht zu bleiben. Zu gehen, bedeutet den Triumph des ganzen Gewürms im Atelier: ‚Sie ist sehr krank, man bringt sie in den Süden‘.«

Sie geht auch nicht, aber sie wird immer kränker, hat Fieber, muss das Zimmer hüten, kann nicht arbeiten und die Zeit verstreicht, die sie nöthig hätte zu einem neuen Bilde für den Salon. Es ist erschütternd, die Klagen und verzweifelten Schmerzensausbrüche der Armen zu lesen. Und dazwischen kommt wieder der Neid, wenn sie von den ruhigen Fortschreiten und den Erfolgen der Breslau hört. »Neben Breslau mache ich mir den Eindruck eines dünnen, zerbrechlichen Pappkastens neben einem Kasten aus festem Eichenholz mit reicher Skulptur. Ich verzweifle an mir und bin so überzeugt, dass, wenn ich den Lehrern davon spräche, es sie auch überzeugen würde. — Aber ich will dennoch vorwärts gehen, mit geschlossenen Augen und mit ausgestreckten Händen, wie Jemand, der bereit ist, verschlungen zu werden.«

Es kommen auch wieder bessere Zeiten, wo sie wieder auf Genesung hofft, und wo der Drang zur Arbeit und die Begeisterung für die Kunst sie überwältigend erfassen, und dann ruft sie: »O, göttliche Macht der Kunst! O, himmlisches, unvergleichliches Gefühl, das uns Ersatz ist für Alles! O, höchste Freude, die uns über die Erde erhebt! Mit gepresstem Herzen, mit Augen, feucht von Thränen, werfe ich mich nieder vor Gott, damit er mir seinen Schutz verleihe.«

Sie verkehrt mit den ersten Künstlern, unter denen sie besonders Bastien Lepage,

den jungen Maler, dessen Ruhm eben anfing, und Saint Marceaux, den talentvollen Bildhauer, bewundert. Sie stellt Bastien Lepages Bilder über die der grossen Meister des 16. Jahrhunderts, denn, »was mich in der Malerei entzückt, das ist das Leben, die Modernität, die Bewegung der Dinge, welche man sieht — — in Bastiens Bildern ist die Natur selbst, und das ist sublim«. Von dem Bildhauer sagt sie: »Man hat nie solche Skulptur gemacht wie Saint Marceaux. Die so oft gebrauchten und banal gewordenen Worte: Das lebt! sind bei ihm absolute Wahrheit. Und ausser dieser ersten Eigenschaft, die hinreicht, einen Künstler glücklich zu machen, ist da auch eine Tiefe des Gedankens, eine Intensität des Gefühls, ein unsagbar Geheimnissvolles, welche aus Saint Marceaux nicht nur einen Menschen von ausserordentlichem Talent machen, sondern beinah ein künstlerisches Genie.«

Sie selbst wächst zu immer grösserer Bedeutung heran. Trotz der traurigen Fortschritte ihrer Krankheit und am Abend, »so ermüdet und halb eingeschlafen, wie ich bin, so ziehen mir doch himmlische Harmonien durch den Kopf. Das kommt und zieht vorüber, und man verfolgt es wie ein Orchester, dessen Melodie sich in uns und trotz uns entwickelt«. — Ihre Bilder machen mehr und mehr Aufsehen; die ihr befreundeten Künstler nehmen ein immer grösseres Interesse daran;

russische Journalisten füllen die ersten russischen Blätter mit dem Ruhm der jungen Landsmännin; ihr Tagebuch wird immer reicher an geistvollen Bemerkungen, an hellen Anschauungen, an philosophischem Tiefsinn. Aber ihre Seele ist nicht befriedigt; sie hat höhere Träume von künstlerischem Schaffen als das, was ihr gelingt; sie sehnt sich nach der wahren, grossen Liebe, wie sie ihr vorschwebt, und findet sie nicht; sie möchte leben, um noch zu wachsen und von den Schwingen ihrer Seele zu allen Höhen getragen zu werden, und dann ertönt, auf ihr Geheiss, des Arztes unerbittlich wahres Verdikt, dass sie nicht genesen kann; die Leiden, die mit ihrer furchtbaren Krankheit verbunden sind, machen sie immer unfähiger zur Arbeit und lähmen sie inmitten ihrer kühnsten Bestrebungen. Es ist ein wahrhaft tragisches Ringen mit dem unerbittlichen Fatum, und was es fast zu einem rührenden Idyll gestaltet, ist, dass der junge Bastien Lepage, der ihr ein theurer Freund geworden ist, ebenfalls erkrankt und auch als unrettbar verurtheilt wird. So lange Marie noch ausgehen kann, geht sie mit Mutter und Tante, den kranken Freund zu besuchen; als sie das Haus nicht mehr verlassen kann, lässt er sich von seinem Bruder die Treppen hinauf in ihren Salon beinah tragen, und da sitzen die beiden jungen Künstler nebeneinander in Armstühlen und sehen das Ende ihres jungen Lebens, ihres Talents, ihres Ehrgeizes und

ihrer Hoffnungen erbarmungslos, unabwendbar heranschreiten. »Endlich! Da ist es also, das Ende aller meiner Leiden! So viel Bestrebungen, so viel Wünsche, so viel Vorsätze, so viel — — um mit vierundzwanzig Jahren zu sterben, an der Schwelle von Allem!«

»Ich hatte es vorausgesehen! Gott, da er, ohne parteiisch zu sein, mir nicht geben konnte, was meinem Leben nothwendig war, lässt mich sterben. — Es sind Jahre her — — viele Jahre! so wenig — und nichts.«

Das Tagebuch endet elf Tage vor ihrem Tod. Am 31. Oktober 1884 ging Marie Baschkirtseff ihrem Freund Bastien Lepage voran. Aber das eine, was sie ersehnte, ist ihr geworden; in der Vorrede sagt sie: »Was mich immer entsetzt hat: zu leben, so viel Ehrgeiz zu haben, zu leiden, zu weinen, zu kämpfen und am Ende — Vergessenheit — Vergessenheit — als hätte ich nie existirt!« —

Nein, vergessen wird sie nicht werden. Die, welche ihr Buch gelesen haben, werden ihr tragisches Geschick mit Theilnahme betrachten.
— — — — — — — — — — — — — —

Indem ich diese Gallerie nun schliesse, komme ich noch einmal auf das schon früher Angedeutete zurück, wie es nämlich gerade an diesem Beispiel der Würdigung und der gesellschaftlichen Stellung der Frau auffallender als an vielem Anderen ist, dass naturgemässe Verhältnisse und Ideen erst einen langen geschichtlichen Entwicklungsprozess durchmachen

müssen, ehe sie wieder als anerkannte, vollbewusste und berechtigte Elemente zur Theilnahme an dem Menschheitswerke, nicht einer Epoche, sondern aller kommenden Epochen, berufen werden. Wir sahen in der vorstehenden Schilderung an einzelnen Gestalten, wie in früheren Jahrhunderten die Frau naturgemäss und einfach, ohne Widerspruch, an dem Culturleben der Menschheit Theil nahm, wie sie zur Zeit der Renaissance dem Manne vollkommen gleich stand an Bildung und Betheiligung am öffentlichen Leben, wie sie im 18. Jahrhundert die Gesellschaft fast vollständig beherrschte durch Geist, Liebenswürdigkeit und Grazie. Alles das vollzog sich naturgemäss, ohne Kampf, aber auch ohne ein anerkanntes, gesetzliches, jeder Willkühr steuerndes Recht. Konnte es doch im Anfang der christlichen Zeitrechnung zweifelhaft sein, ob die Frauen überhaupt eine Seele hätten, und als sie ihnen zugestanden war, blieb doch die überwiegende Ansicht von der Inferiorität der Frau zurück, und wenn glänzende Individualitäten aus der ihnen angewiesenen Schranke heraustraten und Anerkennung erzwangen, so waren das doch Ausnahmen, und die Willkühr des Mannes hatte freies Spiel, wurde auch fast immer von der Macht beschützt, wie wir dies u. A. an dem Beispiel der armen Jeanne de Vienne sahen. Und sonderbarerweise hatte die Zurückweisung der Frau in die Schranken des häuslichen Lebens, ihre ausschliessliche Bestimmung

als »gute Hausfrau« (so oft nichts anderes als Köchin und Kinderwärterin) wieder so sehr überhand genommen am Anfang des 19. Jahrhunderts, dass gar kein Ausweg übrig schien. Aber es war, glücklicherweise, nur die Nacht, die dem Morgen vorangeht. Wer, wie ich, dem Erwachen des Selbstgefühls und der berechtigten Bethätigung aller angeborenen Kräfte in der Frauenwelt von Anfang an beigewohnt hat, der kann nur mit freudigem Staunen die Macht der Ideen verehren, welche, wie antike Götter, durch die so oft dunkel verhüllenden Wolken der Zeiten heranschreiten und plötzlich, wie der Apoll von Belvedere, hervortreten an das Licht und mit gebietender Bewegung den Arm ausstrecken und sagen: »Es sei!«

An den verschiedensten Orten, bei Frauen in den verschiedensten Verhältnissen, die nichts von einander wussten, regte sich gleichzeitig das unabweisbare Bedürfniss nach freier, unbeschränkter Entwicklung der Individualität und der Ausübung aller in derselben ruhenden Fähigkeiten. Dies Bedürfniss trieb zur That, und die Ungenügendheit der einzelnen That trieb zur gemeinsamen That. So trat eine neue Macht in das Culturleben der Gesellschaft, in kaum einem halben Jahrhundert zur nicht abzuweisenden Thatsache geworden. Was früher instinktiv und individuell zuweilen hervortrat, wurde nun zu einer allgemeinen, bewussten Forderung der Hälfte des Menschengeschlechts: vollberechtigt und gesetzlich legi-

timirt und beschützt, in unbeschränkter Freiheit, wie der Mann, Theil zu nehmen an dem Culturleben der Menschheit auf allen Gebieten des Lebens. Es ist nicht zu fürchten und der so oft gemachte Einwand fällt als absurd von selbst weg, dass die Frau die Grenzen des wahrhaft schönen Weiblichen überschreiten werde; man lasse hierfür die ewig weiseste aller Lehrerinnen, die Natur, sorgen. Wo sie die Grenze steckt, da hört von selbst alle Bethätigung auf. Wenn wir aber das Recht zu dieser Bethätigung auch auf die Gebiete ausgedehnt sehen wollen, wo bisher der Mann Alleinherrscher war, so wird dieser unser bisheriger Gegner fragen: Ist denn das Culturleben der Gesellschaft nicht organisch schön geordnet, ist die von Männern eingerichtete Staatsordnung nicht vollkommen?

Darauf giebt es nur ein kategorisches: Nein. So wie ein häusliches Familienleben nicht vollkommen sein kann, wenn der Vater allein darin gebietet, wenn ihm nicht gleichberechtigt, in edler Harmonie, die Mutter zur Seite steht, so kann auch die menschliche Gesellschaft nicht die höheren Ziele der Gesittung und der reinen geistigen Veredlung erreichen, wenn die eine Hälfte des Geschlechts ausgeschlossen ist von der Berathung über die allerwichtigsten Fragen und Einrichtungen des Lebens, die auch auf ihr Dasein den grössten Einfluss haben und die bisher nur von der Gnade oder, im besten Falle, von dem Ge-

rechtigkeitsgefühl des Mannes abhingen. Die immer höher und edler werdende Bildung der Frau wird sie vollständig geeignet machen, auch in den grossen Fragen der Gesetzgebung, welche auch ihr und ihrer Kinder Leben so nah angeht, ein entscheidendes Wort zu sagen, wobei ihrer Beobachtungsgabe und ihrem Zartgefühl manches Gute gelingen wird, woran der an egoistische Zwecke gewöhnte Mann nicht denkt. Und wie sollte nicht weiblicher Einfluss mildernd eingreifen in das noch immer mittelalterlich herrschende Prinzip der gewaltsamen Entscheidungen durch Waffengewalt, durch Blut und Mord, welche die Früchte der Civilisation zerstören und Hunderte von Mutterherzen mit unheilbarem Leid heimsuchen. Könnte z. B. jetzt ein Schiedsgericht zusammenberufen werden, in dem auch Frauen wären, um über den abscheulichen Krieg in Afrika zu entscheiden, in welchem das heiligste Recht der Völker mit Füssen getreten wird, das Recht der Unabhängigkeit, und zwar aus den elendesten Motiven der Habsucht und Gewalt — könnte, sage ich, ein solches Schiedsgericht anders als zu Gunsten der Buren entscheiden? Bin ich doch edlen englischen Frauen begegnet, welche mit tiefem Schmerz den Schandfleck beklagten, den ihre sonst so edel freie Nation auf ihre Geschichte drückt. Es muss dahin kommen, dass die Frauen vollberechtigten Antheil an dem Bauwerk der Cultur haben, welches bis jetzt allein von den Männern

betrieben, denn ihr Thun ist nothwendig einseitig geblieben und hat daher auch nur einseitige Erfolge gehabt.

Unnütz ist die Furcht, dass die Frau dadurch die Zeit für die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten verlieren würde. Wie viel Zeit verliert sie nicht jetzt mit den vielen Kleinlichkeiten, die nur noch zu sehr das Leben der meisten Frauen ausfüllen, und vor Allem mit den Beschäftigungen der Eitelkeit, der Putzsucht, der Coquetterie. Nein, auch bei den Frauen wird sich das schöne Wort erfüllen, »Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken«, und je zielbewusster und fester sie an ihre Aufgabe gehen, die zum Bewusstsein gekommene Idee ihrer Gleichberechtigung auf allen Gebieten culturellen Thuns zum Ausdruck zu bringen, je lichter, edler und wahrhaftiger wird auch das ewig Weibliche sich herausbilden.



Ein Grossneffe von Mazarin

Ludwig Mancini Mazarini

Herzog von Nivernais



Ich beeile mich, neben den hervorragenden weiblichen Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts, nun auch einer männlichen Persönlichkeit zu gedenken, die dem grösseren Publikum wenig bekannt sein dürfte und es doch verdient, als eine, nach allen Seiten hin ausgezeichnete, seltene Erscheinung, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch um der Zeit willen, der sie angehörte, vorgeführt zu werden, weil sie auch auf diese, die so viel geschmähte, ein milderndes Licht wirft, da so edle, beinah vollkommene Menschen in ihr, nicht etwa in Dunkelheit und Verborgenheit, sondern im vollen Glanz des Tages, allgemein anerkannt und geliebt, lebten.

Die Archive der grossen Familien, die sich in den letzten zwei Jahrhunderten auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens in Frankreich ausgezeichnet haben, enthalten Dokumente, besonders Correspondenzen, die ein neues rechtfertigendes Licht auf die Charactere und Verhältnisse der damaligen Zeit werfen, welche bisher nur als die Epoche des geistreichen Leichtsinns, der

Immoralität und Verachtung aller legitimen Bande, angesehen wurde. Insbesondere hat sich Lucien Perey (schon früher erwähnt) durch eine Reihe aus jenen lautersten Quellen geschöpfter Veröffentlichungen verdient gemacht, und ganz besonders anziehend ist das Buch über den Herzog von Nivernais, dem ich die folgende Skizze entnahm. Die hervorragende Persönlichkeit, um die es sich handelt, wurde von den Zeitgenossen als der Typus des vollendeten Edelmanns angesehen. Der Graf von Ségur preist sich glücklich bei seinem Eintritt in die Welt, die Rathschläge desselben empfangen zu haben, und sagt von ihm: »Der Herzog vereinigt das Wesen und den Geist zweier verschiedener Jahrhunderte, denn er hat den Adel des alten Hofs behalten und die Grazie des neuen damit verbunden.« Aber nicht nur als vollendeter Cavalier, der in den feinsten Formen eine Fülle des Wissens und eine glühende Liebe für Musik, Poesie und Kunst, in jeder Richtung, besass, lernen wir den Herzog kennen, sondern auch als Gatten und Vater, als das Haupt einer ausgezeichneten Familie, in der die innigste Liebe und das harmonischste Zusammenleben herrschten.

Sein Vater war der Sohn des Neffen und einzigen männlichen Erben des Cardinals Mazarin, dessen ungeheures Vermögen und prachtvolle Sammlungen ihm und den fünf Nichten des Cardinals zufielen. Dieser Neffe

kam, durch den Ankauf des Herzogthums Nevers, in den Besitz des Herzogstitels, und sein einziger Sohn verheirathete sich mit einer vornehmen Italienerin, welche die Mutter des Herzogs von Nivernais wurde. Von diesem nunmehrigem Herzog von Nevers sagt ein Zeitgenosse: »Der Herzog von Nevers ist ein liebenswürdiger feiner Herr von vielem Geist, aber das Geschenk, welches er Frankreich in dem Herzog von Nivernais gemacht hat, ist der schönste Zug in seinem Leben.«

Den 16. Dezember 1716 wurde Nivernais geboren. Seine zarte Gesundheit untersagte ihm die heftigen körperlichen Uebungen der jungen Edelleute seines Alters und liess ihn sich mehr ernsten Studien hingeben. Mit 16 Jahren sprach er vollkommen gut englisch, italienisch, französisch, deutsch und kannte die griechische und lateinische Sprache aus dem Grunde. Er studirte eifrig Literatur und Geschichte, trieb Musik, Zeichnen und den Tanz mit Leidenschaft und zeichnete sich in allen drei Künsten aus. Als er 17 Jahre alt war, verheirathete man ihn mit Helene von Pouchartrain, welche zwei Jahre älter als er und reizend schön war. Solche frühzeitige Heirathen waren zu der Zeit nichts Seltenes, aber nach der Ceremonie, die mit grossem Pomp gefeiert wurde, machten die Neuvermählten sich eine tiefe Verbeugung und kehrten in die Häuser ihrer Eltern zurück. Während der ersten drei Jahre dieser Ehe be-

schäftigte sich der junge Herzog wenig mit seiner Frau, die er, ausser bei einigen conventionellen Besuchen, nie sah. Er verbrachte einen Theil seiner Zeit bei der Armee und zeichnete sich auch da so aus, dass er mit 19 Jahren bereits Oberst war. Die Winterzeit brachte er jedoch bei seinen Eltern zu, da man damals in der schlechten Jahreszeit den Krieg immer unterbrach. Alsdann gab er sich den Freuden der Gesellschaft in Paris und Versailles mit ganzer Seele hin und wurde bald eine Zierde dieser, von Lebenslust, Geist und Grazie erfüllten Welt. Nach dem Tod seiner Mutter zog er endlich zu seiner Frau in die Wohnung, welche die Eltern derselben ihnen in ihrem Hôtel glänzend eingerichtet hatten. Aber er blieb der jungen Gattin noch immer kalt gegenüber, während mehr als eine der bezaubernden Frauen der vornehmen Gesellschaft seine Huldigungen, oft sogar in Versen, empfing. Ein unvorhergesehenes Ereigniss sollte ihm endlich die Augen für den Werth der Frau, die seinen Namen trug, öffnen. Im Dezember 1738 wurde die ganze aristokratische Gesellschaft in Aufregung versetzt durch die Ankündigung eines grossen Balls am Hof zu Versailles, desgleichen seit Jahren nicht stattgefunden hatte. Die Damen beeilten sich, in Lyon die schönsten Stoffe für ihre Staatskleider zu bestellen und allen Schmuck, alle Diamanten der Familien, sogar alter Tanten und Cousinen, die solche in der

Provinz vergraben hielten, herbei zu schaffen. Der Ball, der glänzend verlief, gefiel Ludwig XV. ungemein; er liebte glänzende Feste und hielt an den strengsten Formen der Etiquette, wie sie am vorigen Hof geherrscht hatten, fest.

Es war das erste Mal, dass der Herzog von Nivernais seit der offiziellen Vorstellung nach ihrer Vermählung seine Frau an den Hof von Versailles führte. Sie war so schön und anziehend, dass ein Gemurmel der Bewunderung ihr Erscheinen begrüsste und sogar der König ihrem Stiefbruder, dem Grafen Maurepas, die schmeichelhaftesten Dinge über sie sagte. Man überhäufte den Herzog mit Komplimenten und er sah vielleicht zum ersten Mal seine Frau prüfend an und fand sie in der That reizend. Sie hatte nicht so lange gewartet, um einzusehen, dass ihr Mann einer der liebenswürdigsten Cavaliere des Hofes sei und sie freute sich der allgemeinen Anerkennung, weil sie hoffte, er würde dieselbe theilen. Sie täuschte sich auch nicht. Von diesem Abend an beschäftigte er sich mehr und mehr mit ihr und entdeckte immer neue, innere und äussere Vorzüge an ihr, so dass er bald in der feurigsten Liebe für sie entbrannte. Weit entfernt, sich dessen zu schämen, wie die anderen Ehemänner jener Zeit, verkündete er es laut und feierte seine Liebe in hübschen Versen, welche die beglückte Gattin ihren Freundinnen zeigte. Die

Geburt einer Tochter erfüllte die Familie mit Freude, ausgenommen den alten Herzog von Nevers, der einen Enkel als Erben seines Namens wünschte. Zwei Jahre später wurde abermals eine Tochter geboren, die aber so reizend war, dass sie das Herz des Grossvaters völlig gewann. Der Herzog von Nivernais erhielt die Nachricht von der Geburt dieser Tochter in Böhmen, wo er sich unter dem Oberbefehl des Marschalls von Belle-Isle bei der Armee befand. Die ausserordentlichen Strapazen dieses Feldzugs in dem rauhen Klima erschütterten die Gesundheit des jungen Obersten so, dass er trotz seiner Energie und seiner Gewohnheit, Leiden durch seine Willenskraft zu überwinden, einer heftigen Krankheit verfiel, die seine Frau und seinen Vater in schwere Sorge versetzte. In den vom Fieber freien Augenblicken richtete er Verse an seine Frau, in denen er den Tod beschwor, ihn so lange zu verschonen, bis er ihn in ihren Armen treffen könne. Der Tod erhörte ihn und nach dem berühmten Rückzug der französischen Armee von Prag kehrte Nivernais nach Paris zurück und wurde von den Aerzten nach Plombières geschickt, um sich zu erholen. Seine Frau begleitete ihn und hier vollendete sich die zärtliche Eintracht der beiden Gatten, die sich nie wieder verminderte. Zu derselben Zeit wurde der Herzog zum Mitglied der französischen Akademie ernannt, auf Grund einiger bedeutender

Arbeiten, und er äusserte öfter, dass unter allen seinen Titeln keiner ihm so werth sei, wie dieser. Kurz darauf erhielt er auch seine Ernennung zum General, nahm aber auf den dringenden Wunsch seines Vaters und seiner Frau den Abschied, da seine Gesundheit den Strapazen des Krieges nicht gewachsen war. Er gab sich mit Leidenschaft literarischen Beschäftigungen hin, wurde aber auch, nebst seiner Frau, vorzüglich gern am Hofe gesehen. Die Königin Maria Lezinska fand so viel Gefallen an dem Geist und der Grazie der Herzogin, dass sie dieselbe zur Palastdame ernannte, und der König gab dem Ehepaare eine Wohnung im Schloss zu Versailles, welche Auszeichnung der Ehrgeiz aller Höflinge war. Der Hof Ludwig XV. war damals in der Zeit seines vollen Glanzes. Das grösste Vergnügen der vornehmen Gesellschaft war das Theater, waren Aufführungen, an denen sich die ersten Cavaliere und Damen des Hofes betheiligten. Der Herzog von Nivernais glänzte auch dabei, wie bei allem Uebrigen, durch sein Talent. Auf einer der Privatbühnen lernte er die junge, schöne, talentvolle Madame d'Etiolles kennen, mit der er zusammen spielte. Sie erhielt durch die Intriguen ihrer Mutter die zweideutige Ehre, die schon Viele vor ihr besessen hatten und nach der Viele strebten, Maitresse des Königs zu werden, der sie zur Marquise de Pompadour ernannte. Sie war klug genug,

um sich durch taktvolles Benehmen, auch der Königin gegenüber, ihre Stellung am Hof zu sichern, so das Maria Lezinska sogar sagte, wenn der König einmal eine Maitresse haben müsse, so sei ihr die Pompadour lieber als andere. Die Herzogin von Nivernais, der Königin sehr ergeben, und eine feine Beobachterin, liess der Marquise öfter Winke für ihr Betragen durch den Herzog geben, welcher, von ihren früheren geselligen Beziehungen her, sehr in der Gunst derselben geblieben war. Als nach einiger Zeit die Pompadour zu bemerken glaubte, dass die Passion des Königs anfing, sich zu erkälten, sann sie auf Mittel, ihre glänzende Eroberung fest zu halten und, ihrer früheren Erfolge auf dem Theater von Etiolles eingedenk, beschloss sie, am Hofe ein solches einzurichten. Der König hatte oft von den Aufführungen in den aristokratischen Kreisen reden hören, aber die Etiquette verbot ihm, dieselben zu besuchen, und die Idee, diesem Vergnügen zu den einförmigen Ereignissen des Hofes Eingang zu verschaffen, konnte nur einer Pompadour kommen. Sie wusste den blasirten Monarchen so dafür zu interessiren, dass er selbst eifrig half, die Sache in's Werk zu setzen. Die vornehmsten Leute des Hofes strebten nach der Ehre, auf diesem Theater mitzuwirken, und die erste Vorstellung fiel so glänzend aus, dass der König, ganz entzückt, die Königin einlud, der zweiten Vorstellung

beizuwohnen. Auch die Königin war äusserst befriedigt, besonders von dem Spiel des Herzogs von Nivernais, welcher bald als der erste Schauspieler der nunmehr förmlich organisirten Truppe angesehen wurde. Auch Ludwig XV. interessirte sich mehr und mehr für den Herzog, nahm ihn öfter nach den Vorstellungen zu einem Zwiegespräch mit in sein Cabinet, was eine unerhörte Auszeichnung war, und fand viele hervorragende Eigenschaften in ihm, dass er ihn zum Gesandten in Rom bestimmte. Seine Ernennung erfolgte im Dezember 1747, aber es verging beinahe ein Jahr, ehe er sich mit der Familie auf seinen Posten begeben konnte. Die Herzogin hatte 1745 endlich einen Sohn geboren, den Grafen von Nevers, wie er genannt wurde, dessen Geburt von den beiden, durch die Ehe der Nivernais verbundenen Familien, besonders aber von dem alten Herzog von Nevers, mit Entzücken begrüsst worden war. Eine neue Schwangerschaft hielt die Abreise nach Rom auf, und erst nach der Geburt eines zweiten Sohnes, der aber gleich starb, konnte dieselbe erfolgen, im Dezember 1748. Die zärtliche Liebe, welche der Herzog und seine Frau mit ihren Familien und Freunden verband, liess die Trennung auf beiden Seiten schmerzlich empfinden. Die Mutter der Herzogin wurde beinahe krank vor Schmerz, und tröstete sich nur, als die Nivernais sich entschlossen, ihr die zweite Tochter, die kleine Mancini, zu

lassen; ein grosses Opfer für die Eltern, welche ihre Kinder innig liebten.

Der Herzog und seine Frau kamen den 12. Januar 1749 in Rom an. Nachdem sie bereits in Genua auf das Glänzendste von den durch seine Grossmutter dem Herzog verwandten genuesischen Grossen empfangen worden waren, wurde ihnen auch hier die zuvorkommendste Aufnahme zu Theil. Der Papst Benedikt XIV. empfing den neuen Gesandten alsbald in einer Privataudienz und die Befriedigung war eine gleich grosse auf beiden Seiten. Ebenso beeilten sich die beiden Kardinäle Valenti und Passionei, den Herzog mit Höflichkeiten aller Art zu überschütten. Valenti war Staatssekretär, ein Mann von vielem Verstand und grossem Talent in der Administration, aber in Rom allgemein gehasst. Passionei, Grosskämmerer, war dagegen ein höchst sympathischer Mann, von glänzendem Geist, umfassender Bildung und freien Anschauungen. Er gefiel Nivernais ausserordentlich und schloss sich ihm in wahrer Freundschaft an. Der Herzog hatte zahlreiche Verwandte in der römischen Aristokratie, und es verstand sich von selbst, dass er und seine Frau in die erste Klasse des Adels gehörten, die damals noch ziemlich von der zweiten geschieden war. Doch gelang es insbesondere der Grazie und Liebenswürdigkeit der Herzogin, die beiden Klassen öfter zu vereinigen, was geradezu als ein Wunder angesehen

wurde. Sehr bald wurde das Hôtel der Gesandtschaft zu einem Sammelplatz der auserlesensten Gesellschaft. Der Papst schrieb darüber an den Kardinal de Tencin: »Die erste Abendunterhaltung des Gesandten war prachtvoll; es waren dreissig betitelte Damen dort und eine unzählige Menge Adeliger. Seine Frau hilft ihm auf bewunderungswerthe Weise und zu unserer grosser Befriedigung wird uns von allen Seiten berichtet, dass der Beifall allgemein ist. Wir wünschen und hoffen, dass es dauert. Aber in Rom?« — — —

Es war Sitte, dass der französische Gesandte während der letzten Tage des Karneval in der französischen Akademie, damals auf dem Corso gelegen, verweilte, um von Morgen bis Abend Gäste zu empfangen und zu bewirthen. »Es kamen an einem Tage mehr als hundert Personen,« schreibt Nivernais, »unter ihnen Prinzessinnen, Damen und Kardinäle.« Dies dauerte acht Tage lang und der Herzog und seine Frau waren davon auf's Aeusserste ermüdet, aber sie hatten ihren Platz in der Gesellschaft erobert, und der Papst schrieb abermals an Tencin: »Der Herzog von Nivernais ist mit uns zufrieden und wir sind es sehr mit ihm und die ganze Welt ist unserer Meinung. Wir haben die Herzogin noch nicht gesehen, aber wir wissen, dass sie geliebt und verehrt wird in dem ganzen Lager der Prinzessinnen und grossen Damen, wegen ihrer sanften und verbindlichen Manieren. Während

des Karnevals hat der Herzog den ganzen Adel zu Gast gehabt, mit Kardinälen, Prinzen, Prinzessinnen, betitelten Damen, alles ohne irgend welchen Unterschied gemischt. Eine wirklich merkwürdige Thatsache für Rom wegen der Rangunterschiede.«

Man sieht, dass der Papst sich damals sehr um die gesellschaftlichen Verhältnisse bekümmerte und dass die geistliche Welt grossen Antheil an den Vergnüngungen der Laienwelt nahm. Die Beziehungen zwischen der Familie Nivernais und dem Papst blieben die allerbesten und wurden zu einer Art Intimität, als die Familie des Herzogs, um der Sommerhitze in Rom zu entfliehen, eine Villa in Castel Gandolfo bezog, wohin auch der Papst zu dem gewöhnlichen Sommeraufenthalte übersiedelte und so der nächste Nachbar des Gesandten wurde. Benedikt XIV. hatte viel von dessen ältester Tochter, der kleinen Nevers, gehört und wünschte sie zu sehen. Er schrieb seinem vertrauten Korrespondenten: »Ich habe den Herzog und die Herzogin ersucht, mir auch ihre allerliebste kleine Tochter vorzustellen, die durch ihren Geist und ihre Grazie, und dass sie die italienische Sprache erlernt hat, als ob sie in Toskana geboren wäre, die Bewunderung von ganz Rom erregt. Gott gebe, dass sie leben bleibe und dem widerspreche, was man gewöhnlich sagt, dass Kinder von so bewunderungswerther Intelligenz nicht lange leben bleiben!« Das kleine Fräulein war ent-

zückt und wünschte bei dieser Audienz, eine sehr schöne Uhr, die man ihr geschenkt hatte, tragen zu dürfen. Der Herzog schlug es der Tochter ab, da sie dieses Kleinod erst mit zwölf Jahren anlegen müsse. Die Kleine aber verlor den Muth nicht und liess ihren Wunsch dem Papst selbst vortragen, wonach dieser dem Kardinal schrieb: »Die reizende Tochter des französischen Gesandten hat uns ihren Kummer wissen lassen, da ihr Vater erklärt hat, sie dürfe die Uhr nicht tragen, ehe sie zwölf Jahre alt sei. Auf den Einwand, dass die kleinen Orsinis, die erst acht Jahre alt sind, ihre Uhr tragen, hat der Herzog erwidert, sie könnten das, weil sie Töchter eines Kardinals seien. Nachdem wir diesen Bericht gehört hatten, haben wir erklärt, dass die Tochter des Gesandten desselben Vorrechts geniessen und nicht anders vor uns erscheinen solle, als mit ihrer Uhr.«

Natürlich erschien die Kleine nun mit dem geliebten Kleinod. Der Papst war entzückt von ihr. Die Herzogin meinte lächelnd, sie sei zu kühn gewesen mit ihrer Bitte und würde zu stolz werden durch den Erfolg. Aber Benedikt XIV. erwiderte voll Freundlichkeit: »Nein, nein, sie wird immer wohl thun, mich um Rath zu fragen, und es ist ein gutes Zeichen, dass sie damit angefangen hat.«

Die beinahe patriarchalischen Beziehungen des Papstes zu der Familie des Gesandten beunruhigten aber den Kardinal Valenti, der

den französischen Einfluss für das künftige Conclave fürchtete und daher anfing, im Geheimen gegen Nivernais zu intriguiren. Dieser durchschaute jedoch die Machinationen des Kardinals und enthüllte sie in einer Reihe vertraulicher Briefe an den französischen Minister Puysieulx, die von äusserstem Interesse sind und die feinste Schilderung der damaligen römischen Politik enthalten. Sehr ergötzlich ist die Beschreibung der offiziellen Vorstellung des neuen Gesandten beim Papst, die erst erfolgte, als derselbe beinahe ein Jahr in Rom gewesen und allgemein bekannt war. Die Verzögerung knüpfte sich hauptsächlich an die Schwierigkeiten, welche das französische Gouvernement wegen der ausserordentlichen Ausgaben machte, besonders der für die Staatscarossen, in denen der Gesandte zum Schein zuerst in Rom einziehen sollte. Endlich entschloss sich Ludwig XV. drei in Paris machen zu lassen, die an Pracht alles bisher Gesehene übertrafen. Die Aufregung darüber war gross; alle Welt war entzückt, sogar der Papst schrieb: »Es ist eine wahrhaft königliche Handlung, seinem Gesandten ein solches Geschenk zu machen, wie Seine sehr Christliche Majestät es mit den drei prachtvollen Carossen thut, die jetzt in Paris verfertigt werden. Aber dieser Gesandte verdient auch alles Gute, ebenso wie die Gesandtin.«

Der Zug des Gesandten durch ganz Rom in den Vatican war ein glänzendes Schauspiel,

und konnte sich kaum durch die Massen der Zuschauer fort bewegen. Der offizielle Empfang im Vatican war ebenso freundlich, wie es die intimen Beziehungen gewesen waren, und als der Herzog, von römischen Kardinälen und Fürsten begleitet, in das Gesandtschaftshôtel zurückkehrte, fand er daselbst die Geschenke des Papstes vor, die aus allem Nöthigen an Lebensmitteln bestanden für einen erst einzurichtenden Haushalt: Brod, Butter, Lichter, Käse, Chocolade, Citronen, Confitüren etc. Alles in ungeheueren Quantitäten. Die Römer waren entzückt, der Papst hoch befriedigt. Ludwig XV. billigte in vollem Masse die Pracht, welche sein Gesandter entfaltet hatte, und die Pompadour, welche dem Herzog die freundschaftlichste Gesinnung bewahrte, schrieb ihm, um ihm Glück zu wünschen.

Im Januar 1752 kehrte der Herzog auf Urlaub wegen Familienangelegenheiten nach Paris zurück, wohin seine Frau und seine Kinder schon vor ihm zurück gegangen waren. Und nun lernen wir das liebenswürdigste Familienleben kennen, welches einen ganzen Kreis näherer und fernerer Verwandten und ausgezeichneter Menschen in der zärtlichsten Liebe verband. Hatten schon die Briefe des alten Herzogs von Nevers an seinen Sohn und dessen Antworten, sowie die der Madame Pontchartrain, Mutter der Herzogin, und Anderer, während des römischen Aufenthalts das rührendste Zeugniss für die allseitigen

Gesinnungen gegeben, so enthüllt sich uns nun noch mehr im Einzelnen das innere Leben dieser, in Glück und Leid verbundener Wesen. Die zwei Enkelinnen und der kleine Graf Nevers entzückten den Grossvater und verdoppelten seine Liebe für seinen Sohn und dessen Gattin. Der Graf Maurepas, Stiefbruder der Herzogin von Nivernais, war von dem Gipfel höchster Gunst, in der er beim König gestanden hatte, gestürzt, weil sein feiner, ironischer Geist ihn verleitet hatte, die Favoritin, deren ehrgeizige Pläne er durchschaute, auf alle Weise lächerlich zu machen. Sie hasste ihn und ruhte nicht, bis Ludwig XV. ihn in brutaler Weise aus dem Ministerium entliess und nach Bourges in ein wahres Exil verbannte. Nivernais war zu der Zeit in Rom und zeigte bei dieser Gelegenheit den ganzen Edelsinn und die liebevolle Zärtlichkeit seiner Natur. Er wusste, dass das Briefgeheimniss am Hofe nicht respektirt wurde, dass namentlich die Pompadour die wichtigen Briefe, die einliefen, las; dass er mithin Alles auf das Spiel setzte, indem er seinem Schwager ganz offen seine Theilnahme an seinem Unglück in einer Weise schrieb, welche ein indirekter Tadel für den König und die Favoritin war. Aber er that es ohne Rückhalt, und als er nach Paris kam, war seine erste Sorge, das Exil seines Schwagers zu mildern. Er wendet sich direkt an die Pompadour, da er wohl wusste, dass sie allein

dasselbe verlängern liess. Sie zeigte sich nachgiebig und Maurepas konnte wenigstens auf sein Gut in der Nähe von Versailles zurückkehren.

Inzwischen wurde ein Familienereigniss vorbereitet, welches neues Glück in das häusliche Leben bringen sollte. Die Vermählung der ältesten Tochter der Nivernais, dreizehn Jahre alt, mit dem Grafen Gisors, dem einundzwanzig Jahre alten Sohn des Marschalls Herzog von Belle-Isle. Dieser Sohn, vortrefflich von dem Vater und der idealen Mutter erzogen, Erbe grossen Reichthums und glänzender Titel, wurde als erste Parthie in Frankreich angesehen und war der vollendetste Cavalier am Hofe. Der König und die Königin, sowie Madame de Pompadour nahmen grossen Antheil an dieser Verbindung und der König ernannte den noch so jungen Mann, als Zeichen seiner Zufriedenheit, zum Gouverneur des Departements von Metz und zum Generallieutenant von Lothringen, zwei der grössten Stellen in Frankreich.

Gisors hatte eine andere Liebe im Herzen, als er diese Ehe eingehen musste, und hatte anfangs wenig Neigung für seine Frau, die er nur selten sah, da sie bei ihren Eltern blieb, während er in Metz weilte. Ein trauriges Ereigniss brachte die jungen Gatten einander näher. Der einzige Sohn der Nivernais, leidenschaftlich von ihnen geliebt, ein Knabe, der die schönste körperliche und geistige Ent-

wicklung versprach, wurde krank und starb, trotz der sorgfältigsten Pflege, in den Armen der verzweifelten Eltern. Gisors blieb während der Krankheit bei diesen und lernte dabei den frühreifen Geist, den moralischen Muth und das liebevolle Herz seiner Frau kennen, die mit ihrer Schwester die rührendsten Anstrengungen machte, den Schmerz der Eltern zu lindern. Er selbst erwies sich auch so zärtlich theilnehmend, dass die Nivernais einen Theil der Liebe, die sie für den Sohn gehabt, auf ihn übertrugen. Der Herzog war aber tief gebeugt über diesen Verlust und erst nach längerer Zeit gab er den Bitten Gisors nach und fing an, die Rathschläge, die er diesem mündlich ertheilte, in eine literarische Form zu bringen, welche Beschäftigung ihn ein wenig von dem Brüten über seinen Schmerz abzog.

Auf gemeinsamen Beschluss der innigst verbundenen Familien Nivernais und Belle-Isle trat der junge Graf nach einiger Zeit eine grosse Reise an, um sich vollends auszubilden. Er weilte zunächst in England, dann in Preussen bei Friedrich dem Grossen, der ihn mit der höchsten Auszeichnung behandelte; in Wien bei Maria Theresia, später an den Höfen von Dänemark und Schweden. Seine geist- und liebevollen Briefe machten das Entzücken der beiden Familien. die sie gemeinschaftlich lasen. Aber er hatte den tiefen Schmerz, seine über

Alles geliebte Mutter zu verlieren, ehe er auf die Nachricht von ihrer Erkrankung die Heimath erreichen konnte. Dieser Verlust schloss ihn noch fester an seine junge Gattin, die seine Trauer theilte, und an deren Eltern, die ihn wie einen Sohn empfingen.

Der Herzog von Nivernais hatte indess den Schmerz um den Verlust seines Sohnes nicht überwinden können, ungeachtet seines Muthes und seiner Anstrengungen die Ruhe wieder zu finden. Seine liebsten Beschäftigungen, Musik, Literatur, Zeichnen, widerten ihn an und er verfiel mehr und mehr in Schwermuth. Seine Frau theilte ihre Besorgniss dem Marschall von Belle-Isle mit, worauf dieser sagte: »Nur Eins kann ihn retten, eine verpflichtende Beschäftigung.« Der Herzog war nicht nach Rom zurückgekehrt, wo ihn das Andenken an seinen Sohn, mit dem er dort drei Jahre verlebt hatte, zu schmerzlich berührt hätte. Der Marschall hegte den Wunsch, ihn als ausserordentlichen Gesandten nach Preussen zu schicken, hatte auch diesen Gedanken beim König angeregt und wurde dabei von der Pompadour unterstützt. Die politische Lage in Europa war sehr ernst, und der Krieg zwischen Frankreich und England drohte auszubrechen. Das Bündniss mit Preussen wurde daher für beide Mächte in hohem Grade wünschenswerth. Die Beziehungen der letzteren hatten seit 1754 angefangen sich zu verschlechtern, wegen der

Besitzungen beider Mächte in Amerika. Das Verhältniss zwischen Friedrich II. und seinem Onkel Georg II. von England war ebenfalls seit lange ein sehr gespanntes, während zwischen Preussen und Frankreich ein durchaus gutes Einvernehmen stattfand. Mit seinem grossen politischen Verstand übersah Friedrich die Sachlage besser als die französischen Gesandten in London und Berlin; er äusserte sich auch durchaus im besten Sinne für Frankreich gegen seinen Gesandten in Paris, wollte sich aber doch nicht auf eine Besetzung Hannovers einlassen, die man ihm von französischer Seite vorschlug, im Fall der Krieg ausbräche, da er zugleich bereit sein musste, seine Grenzen gegen Russland und Oesterreich zu vertheidigen.

Unverantwortliche Angriffe englischer Schiffe auf französische veranlassten Ludwig XV. endlich, den Herzog von Nivernais als Gesandten nach Preussen zu senden. Die Abreise desselben verschob sich indess, weil im Geheimen zwischen England und Preussen, und andererseits zwischen Frankreich und Oesterreich verhandelt wurde. Obgleich man sich bemühte, dem Herzog diese Verhandlungen zu verheimlichen, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, dass sein feiner Geist die doppelzüngige Politik durchschaute. Er verlangte endlich bestimmte, klare Aufträge. Der Minister antwortete hierauf, dass der König keinen anderen Feind kenne, als den

König von England, und dass er alle Mittel anwenden werde, um sich an diesem zu rächen; dass er aber davor zurückschrecke, einen europäischen Krieg zu veranlassen und die Zahl seiner Feinde zu vermehren. Dies Alles solle geheim gehalten werden, aber Nivernais wurde ermächtigt, es dem König von Preussen anzuvertrauen. So reiste der Herzog dann im Dezember 1756 ab, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, wie es der Wichtigkeit seiner Mission entsprach. Er wurde auf das zuvorkommendste in Berlin empfangen; man fand den Ruf von Geist, Herz und Grazie, der ihm vorausgegangen war, völlig gerechtfertigt; auch der König zeigte ihm die grösste Hochachtung und lud ihn sogar ein, einige Tage im Schloss zu Potsdam bei ihm zuzubringen. Nivernais machte eine interessante Beschreibung dieses Aufenthalts und des Lebens, welches man dort führte. Friedrich II. schreibt auch darüber: »Ich habe hier den Herzog von Nivernais, der mir ein sehr achtungswerther Charakter scheint, voller Geist und Kenntnisse — und dabei anspruchslos. — — Ich bin sehr unglücklich, dass er nicht in Berlin geboren ist. Sie können mir glauben, dass ich ihn zu keiner Gesandtschaft fortschicken würde und dass er nicht aus meiner Nähe käme.«

Trotz der vielen Beweise von Hochachtung und Sympathie jedoch, welche der Herzog von Friedrich empfing, gelang ihm seine

Mission nur insoweit, als sein feiner Takt den Bruch zwischen Preussen und Frankreich zu verhindern wusste. Das Bündniss mit England aber, welches der König inzwischen doch abgeschlossen hatte, machte seinen längeren Aufenthalt in Berlin überflüssig. Er schied von da im März 1757, nachdem er seinem Schwager Maurepas noch ein sehr interessantes vollständiges Bild des Königs entworfen hatte.

Kurz nach seiner Rückkehr brach der Krieg zwischen Frankreich und England aus, und in Folge des unerwarteten, willkürlichen Einbruchs Friedrichs in Sachsen, dessen König August Oesterreich um Hilfe anrief, wurde auch Ludwig XV. genöthigt, seinem mit Oesterreich geschlossenem Bündniss gemäss, sich zum Krieg mit Preussen zu rüsten. Die Rüstung dauerte bis zum Frühjahr des folgenden Jahres und im März musste der Graf Gisors mit seinem Regiment zu der Armee am Niederrhein stossen. Seine junge Gattin begleitete ihn bis Metz und die zärtliche Liebe, die sie ihm zeigte, sowie die töchterliche Neigung, die sie dem Marschall von Belle-Isle widmete, erhöhten noch des Grafen Zuneigung, der seinen Vater auch über Alles liebte und verehrte. Zweimal während der Dauer des Krieges wurden Gisors Aufträge ertheilt, die ihn nach Paris und Versailles führten und er genoss dann beim Vater seiner Frau, die nun, im vollen Besitz seiner Liebe, ihre herr-

lichen Geistesgaben völlig entwickelte, im Hause der Nivernais des reinsten Glückes, das noch vermehrt wurde durch die Auszeichnungen, welche ihm von Seiten des Königs zu Theil wurden. Dieser schönen, kurzen Zeit aber sollte die traurigste Wirklichkeit folgen. Im Juni 1758 kam es nach langer Unthätigkeit zu einer entscheidenden Schlacht bei Crefeld, worin die französische Armee geschlagen und Gisors tödtlich verwundet wurde. Das Hauptquartier zog sich nach Neuss zurück und der Verwundete wurde dorthin gebracht. Ehe die Chirurgen ihn in Behandlung nahmen, schrieb er einige Worte an seinen Vater und an seine Frau. Briefe des Grafen de Clermont, Oberbefehlshabers der Armee, an den Marschall de Belle-Isle und an den Herzog von Nivernais, diesen die volle Wahrheit mittheilend, begleiteten die Briefe Gisors'. Nivernais hatte die traurige Aufgabe, seiner Tochter die Zeilen ihres Gatten zu überreichen. Ausser sich vor Schmerz, verlangte sie auf der Stelle abzureisen. Es wurde ihr bewilligt, und nach wenigen Stunden war sie auf dem Weg, begleitet von ihrer Mutter und einem Freunde des Hauses. In Lüttich hielten sie an, um Pässe zu erhalten, um welche der Marschall und der Herzog alsbald an den feindlichen Befehlshaber, Prinz Ferdinand von Braunschweig, geschrieben hatten. Aber es war zu spät. Die französische Armee hatte inzwischen

Neuss räumen müssen, und da man Gisors nicht transportiren konnte, hatte der Graf de Clermont an den Prinz Ferdinand geschrieben und ihn ersucht, den armen Verwundeten ungefährdet in Neuss zu lassen, die Aerzte, die ihn behandelten, sowie seinen intimen Freund, den Major de Vignolles, den er bei sich zu haben wünschte, nicht als Kriegsgefangene anzusehen und ihnen nach dem Tode Gisors' freien Abzug zu gewähren. Der Prinz Ferdinand antwortete alsbald, Allem zustimmend, und mit grösster Theilnahme an dem Schicksal Gisors', den er bei dessen früheren Aufenthalt in Deutschland kennen und schätzen gelernt hatte. Auch beschränkte er sich nicht hierauf, sondern theilte mit Vignolles und den Aerzten die Pflege des Verwundeten, der sich seines Schicksals vollkommen bewusst, in der langen, schmerzhaften Agonie den noch höheren Muth einer schönen Seele, als früher den eines kühnen, tapferen Führers auf dem Schlachtfelde bewies. Am geöffneten Fenster, den Blick auf den blauen Himmel und die glänzende Sonne gerichtet, starb er, die Hand in der Hand seines Freundes, welcher nachher schrieb: »Wir haben den besten Unterthan des Königreichs und die schönste Seele verloren. Er besass zu viele Tugenden, um in einem so verderbten Jahrhundert zu leben. Er ist in der feindlichen Armee ebenso beweint worden, wie in der unsrigen.«

Der Prinz Ferdinand liess den edlen Feind mit den höchsten militärischen Ehren begraben. Die Nachricht seines Todes erreichte seine Frau, anstatt des gehofften Passes, in Lüttich. Sie war untröstlich und der Schmerz um den Verlust dieses angebeteten Gatten zerstörte ihre Gesundheit und liess sie ihm nach wenigen Jahren folgen. Nicht weniger gebeugt war der Marschall de Bell-Isle über den Verlust des einzigen Sohnes und die Theilnahme an seinem Schmerz war allgemein. Aller Etiquette zuwider, als eine nie dagewesene Auszeichnung, kam Ludwig XV. selbst, ihn zu besuchen und ihn zu bitten, dem Staat seine Kräfte zu erhalten. Der Dauphin und die Königin kamen ebenfalls und der unglückliche Marschall begab sich mit einer beinah übermenschlichen Anstrengung alsbald wieder an die Geschäfte, die ihm seine hohe Stellung auferlegten. Vier Jahre nach dem Tode seines Sohnes raffte eine tödtliche Krankheit auch ihn dahin. Seine Schwiegertochter benahm sich gegen ihn wie ein »Engel« und pflegte ihn mit bewunderungswürdiger Ausdauer. Sie lebte wieder bei bei ihren Eltern, nur für Werke der Barmherzigkeit und für den Familienkreis, der durch die Heirath ihrer reizenden Schwester und die um ihn geschaarten Freunde erheitert und verschönert wurde.

Der Herzog von Nivernais war nach dem Tode Gisors', der ihm so theuer ge-

wesen war, wieder demselben Zustand von Melancholie anheim gefallen, wie nach dem Tod des eigenen Sohnes. Er kämpfte, wie früher, muthig gegen das Uebel an, aber auch diesesmal musste eine von Aussen kommende Aufgabe ihm gewaltsam helfen. Frankreich war erschöpft von den langen, blutigen Kriegen; die sieben Jahre des österreichischen Bündnisses waren ihm theuer zu stehen gekommen. Ludwig XV. suchte Frieden mit England. Pitt, der grösste Gegner des Friedens, wurde 1762 aus dem Ministerium entfernt und es bedurfte eines gewandten, feinen Diplomaten, um dem jungen König Georg III. die Absichten und Concessionen Ludwigs bekannt zu machen. Man wählte Nivernais und er nahm die schwierige Mission an. Nach unendlichen Mühen, Verdriesslichkeiten und körperlichen Leiden, verursacht durch das ihm widrige englische Klima, in einem besonders harten Winter, hatte er endlich die Befriedigung, den Frieden geschlossen zu sehen und sich in England eine allgemeine Anerkennung und Bewunderung erworben zu haben, so dass Horace Walpole sagte, Frankreich habe ihnen das Beste geschickt, was es besässe. Die diplomatische Laufbahn des Herzogs von Nivernais endete hiermit.

Der Autor des Buches sagt mit Recht: »Wenn man diesen liebenswürdigen Nivernais näher kennen lernt, ist es unmöglich, ihn nicht zu lieben, und er übt noch ein Jahr-

hundert nach seinem Tod dieselbe Anziehung auf uns wie auf seine Zeitgenossen aus.« Und ausserdem gibt er und geben die Persönlichkeiten, die ihn umgeben, uns ein so anmuthiges Bild der Gesellschaft jener Zeit, dass wir das Buch mit einem Seufzer aus der Hand legen, schon aus einem Kreis so reizender Menschen scheiden zu müssen, einem Seufzer, der fast wie eine Kritik der modernen Gesellschaft klingt. — — — —

Wenn uns nun das Vorstehende in das glänzende, viel bewegte Leben eines Aristokraten einführt, welcher der wahre Typus des hochgebildeten, in jeder Beziehung vollendeten Edelmanns war, so zeigt uns der zweite Theil dieses Lebens in erschütternder Tragik, zu welch' furchtbaren Prüfungen das Schicksal zuweilen den Menschen nach idyllischem Frieden, gleichsam als die Kehrseite seines vergangenen Glücks, aufbewahrt. Wohl dem, der aus solcher Prüfung so würdevoll hervorgeht, dass uns dadurch sein Charakter erst vervollständigt wird und uns ein unauslöschlich schönes Bild zurücklässt.

Dies ist der Fall mit Mancini, Herzog von Nivernais. Wir hatten gesehen, dass er sich nach seiner Rückkehr von der Gesandtschaft in London aus dem öffentlichen Leben zurückzog, um sich im Kreise seiner Familie und seiner Freunde ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen in Literatur, Poesie und Musik hinzugeben. Sein Familienkreis

hatte sich vergrössert, indem seine zweite Tochter, die reizende Mancinetta, sich mit dem Herzog de Cossé-Brissar vermählte. Das engere Leben der Familie verbrachte man zum grossen Theil auf Saint-Maur, der schönen Besitzung der Madame de Pontchartrain. Der Herzog zog diesen Aufenthalt allen anderen vor, obgleich das Schloss und der Garten weniger glänzend waren, als in Pontchartrain, dem Gut der Maurepas. Aber S. Maur war von grossen Waldungen umgeben, die dazu gehörten, und in denen der Herzog gern früh am Morgen umherging und sich seinen poetischen Gedanken hingab. Ein ausgewählter Kreis liebenswürdiger Menschen versammelte sich hier um die alte Dame des Hauses. Unter ihnen trat ganz besonders eine Frau hervor, welche durch die engsten Freundschaftsbande mit den Nivernais verbunden war. Theresa de Rochefort, die nach kurzer Ehe Wittwe, dann durch den Tod auch des Vaters und Bruders beraubt, allein stand und, obwohl sie ein angenehmes Heim in Paris hatte, doch den grössten Theil ihrer Zeit bei den Freunden in S. Maur verbrachte. Sie wurde von der guten Frau von Pontchartrain wie eine Tochter, von der jungen, ernsten Wittwe, Gräfin Gisors, wie eine zweite Mutter geliebt und erwiderte diese Gefühle auf's Wärmste. Was sie aber mehr als Alles nach S. Maur zog, war unzweifelhaft die häufige Anwesenheit des Herzogs daselbst, für den sie von früh

auf im Stillen eine tiefe Neigung gehegt hatte. Ihre Korrespondenz mit dem Marquis de Mirabeau (Vater des berühmten Redners der Revolution) gibt uns ein anziehendes Bild des Lebens in S. Maur, wo sich anfangs, ausser Mirabeau selbst, auch Madame de Pailly öfters einfand, deren Verhältniss zu Mirabeau zwar schon bekannt war, sich aber doch noch in den Grenzen des Anstands hielt. Madame de Rochefort sah sie gern, und sie wurde überhaupt von den ersten Damen der Gesellschaft empfangen. Erst später, als die Marquise de Mirabeau, gänzlich getrennt von ihrem Manne, die traurigsten Enthüllungen über das Verhältniss machte, schloss man die Dame aus der Gesellschaft aus, und auch Madame de Pontchartrain versagte ihr dann den Zutritt zu ihrer Umgebung. So sehr der Herzog sich nun auch dem geselligen Leben bei seiner Schwiegermutter hingab, dessen Seele und wahrer Mittelpunkt er war, so behielt er sich doch auch die Freiheit vor, viele Stunden des Tages seinen Liebhabereien und ernsten Beschäftigungen zu widmen. Seit seiner Rückkehr von England war in ihm der Geschmack für englische Gartenkunst erwacht. Er konnte nicht müde werden, die Gärten von S. Maur nach Art englischer Parks umzuwandeln. Von der Verschönerung der Gärten in England durch Kunt sprechend, schrieb er: »Er fühlt den reizenden Contrast der Hügel und Thäler, welche sich unmerklich aneinander reihen;

er schafft die schönen Wellenlinien eines Bodens, der sich abwechselnd hebt und senkt, und er beobachtet, mit welcher Grazie eine sanfte Anhöhe sich mit Gruppen von Bäumen krönt, die von Weitem den Blick zwischen ihren eleganten Stämmen anziehen, während sie zugleich die Perspective verlängern und ausbreiten durch den täuschenden Vergleich der dazwischen liegenden Gegenstände. So ertheilte der Pinsel seiner Einbildungskraft den Scenen, die er zeichnete, alle Reize einer schönen Landschaft. Die grossen Prinzipien, nach welchen er arbeitete, waren: die Perspective und das Halbdunkel.«

Nach diesen Prinzipien arbeitete auch der Herzog in S. Maur und später in den Gärten der grossen Besitzung von S. Quen, welche er kaufte. Nach der Frühpromenade kam er in das Schloss zurück und beschäftigte sich gewöhnlich mit Musik. Madame de Rochefort und die Gräfin Gisors waren ausgezeichnete Musikerinnen und meist kamen noch dazu von Paris Virtuosen, um ein Trio oder Quartett auszuführen, vom Herzog, der ein gelehrter Tonsetzer war, componirt. Diese musikalischen Beschäftigungen, welche der Herzog leidenschaftlich liebte, zogen sich oft bis zum Mittagessen hin, wozu sich immer zahlreiche Gäste einfanden. Nachher kamen häufig noch neue Besucher aus Paris und man durchstreifte zu Wagen, zu Fuss oder zu Pferd die Wälder und vereinigte sich wieder beim Abendessen.

Die Wälder gaben auch Anlass zu häufigen Jagden, zu welchen die Theilnehmer in grosser Anzahl kamen und dann die berühmte Gastfreundschaft der Gutsherrin genossen. Am Abend, wenn die Gesellschaft sich im Salon vereinigte, gab ein Jeder das Beste, was seiner Eigenthümlichkeit angehörte, zu der Unterhaltung hinzu und gewiss mochten die Gespräche, von so viel verschiedenartigen ernsten und heiteren Intelligenzen ausgehend, ein gar anmuthiges Spiel des Geistes, des feinen Witzes und der liebenswürdigen Heiterkeit sein. Vor Allen glänzte auch hier Nivernais durch seine vielseitige Bildung, seine feine Beobachtung und seine gutmüthige, nie verletzende Ironie. Wo sich sein Wesen aber am schärfsten zeichnete, das war in seiner Privat-Correspondenz, in welcher die Grazie und Harmonie seines Wesens sich besonders kund gibt. Mit grossem Eifer gab er sich auch seinen Beschäftigungen als Mitglied der Akademie hin und widmete derselben bis zu seinem Tode ein lebhaftes Interesse. Einige Biographen des Herzogs haben ihn als einen völligen Skeptiker dargestellt, dem war aber nicht so, wenngleich er die Formen der Devotion nicht so streng beobachtete, wie seine Frau und die Gräfin Gisors, welche übrigens ihren Vater über Alles liebte und ihm geistig sehr nahe stand. Er war eine religiöse Natur und eine seiner Reden in der Akademie zum Empfang des Bischofs von Limoges, Erziehers

des jungen Herzogs von Bourgogne, gibt davon Zeugniss:

»Im Voraus verehrt von einer Nation, deren bezeichnender Charakter die Liebe zum Königthum ist, haben unsere jungen Prinzen dadurch schon bei der Geburt eine Schuld überkommen, welche Sie ihnen lehren werden abzutragen. Sie werden ihr Glück und das der Nation sichern, indem Sie ihren Geist durch das Studium der guten Literatur und ihr Herz durch die Gefühle der Religion bilden, dieser heiligen Religion, welche besonders vom Himmel zur Belehrung der Fürsten herabgestiegen zu sein scheint, denn sie lehrt, dass alle Menschen Brüder und denselben Gesetzen unterworfen sind, dass alle, ohne Ausnahme, einst vor demselben Tribunal, ohne Privilegien, ohne Unterschied des Standes und der Geburt, gerichtet werden.«

Diese Rede war gewiss nicht die eines Skeptikers, und aus der Freiheit, mit welcher Nivernais sich über die Stellung der Fürsten äusserte, sieht man, dass er an jenem Hofe, wie in Allem so auch hierin, eine Ausnahme war. Was ihm damals in der Akademie ungetheilten Beifall erwarb, das waren seine Fabeln, die er in den Sitzungen vortrug und deren Feinheit und graziöse Form von den Zeitgenossen auf's Höchste geschätzt wurde, wenn sie uns auch jetzt weniger anziehend und poetisch erscheinen, Nivernais nahm aber auch an der geistigen Bewegung Theil,

die sich unter dem Einfluss Voltaire's und der Encyklopädisten immer mehr entwickelte und schon in die Massen eindrang. Walpole, den Nivernais von London her kannte, hielt sich zu der Zeit in Paris auf, und seiner geistvollen aber scharfen Feder verdanken wir manchen Bericht über die Bewegung in der politischen sowohl wie in der literarischen Welt, so u. A. über den 1765 erfolgten Tod des Dauphin und über die liebevolle Art, mit welcher Ludwig XV. den Schmerz der Dauphins zu mildern suchte. Der englische Schriftsteller betrachtete diesen Tod als ein Glück für Frankreich, indem der Dauphin wahrscheinlich den neuen philosophischen Ideen einen strengen Damm entgegen gesetzt haben würde. Er war diesen Ideen geneigt, aber ein entschiedener Gegner Rousseau's, und verfertigte einen Brief, um denselben zu verspotten, den er, durch Nivernais, welcher seine Abneigung theilte, veranlasst, in der Gesellschaft circuliren liess, die höchlich dadurch ergötzt wurde. Rousseau selbst war wüthend darüber, besonders weil Nivernais den Brief an Friedrich den Grossen schickte, den er auch sehr belustigte. Die Beziehungen des Herzogs zu dem König von Preussen waren die allerbesten geblieben, trotz des unglücklichen Ausgangs seiner Mission in Berlin. Die Kriege hatten damals noch einen etwas ritterlichen Charakter und liessen in den streitenden Parteien nicht jene Bitterkeit zurück, wie das

heut zu Tage der Fall ist. Wenn der Kampf vorüber war, begegnete man sich wieder als gute Freunde. Ein Beispiel hiervon war zu der Zeit die Ankunft des Prinzen Ferdinand von Braunschweig in Paris, der mit den grössten Ehren empfangen und mit glänzenden Festen gefeiert wurde. Für die Familie Nivernais war die Begegnung mit ihm eine tief schmerzliche. Die Gräfin Gisors ging nach Pontchartrain, um ihm auszuweichen, aber der Herzog suchte den Prinzen alsbald auf, um ihm den Dank auszusprechen für das, was er für den unglücklichen Gisors gethan hatte. Der Prinz suchte mit grösster Zartheit die Trauer der Erinnerung zu mildern und bat darum, einer Sitzung der Akademie beiwohnen zu können, was natürlich auf das Ehrenvollste vollzogen wurde.

Ein grosser Schmerz traf den Herzog im Jahre 1769 durch den Tod seines Vaters, des Herzogs von Nevers. Das Verhältniss zwischen Vater und Sohn war immer dasselbe innige geblieben, welches es zur Zeit der Gesandtschaft in Rom gewesen war. Der Herzog von Nevers hatte das hohe Alter von 92 Jahren in vollkommener Geistesfrische erreicht, als ihn endlich eine Krankheit ganz an das Lager bannte. Liebenswürdig und heiter wie immer, versammelte er einen Kreis treuer Freunde und Verwandte um sein Lager, unter denen sein Sohn und seine Enkelin, Madame de Gisors, die er jetzt ganz besonders liebte,

die erste Stelle einnahmen. Als er das Ende nahen fühlte, unterhielt er sich mit einem würdigen Geistlichen, den er seit lange kannte, über religiöse Dinge, denen er stets mit Ehrfurcht begegnet war, obgleich er eine durchaus philosophische Geistesrichtung hatte. Mit vollkommener Klarheit ordnete er alle Angelegenheiten, nahm Abschied von den Seinigen und starb, die Hand in der Hand seines Sohnes, ruhig und gefasst wie ein antiker Weiser. Es ist ein sehr beachtenswerthes Vorkommniss, dass in diesem Jahrhundert der Leichtlebigkeit die Menschen nicht nur das Leben heiterer nahmen als jetzt, sondern auch den Tod. Sie hatten vollauf gelebt und der Tod war ihnen wie der Sonnenuntergang eines heiteren Tages. Allerdings ahnten wohl die Wenigsten den tragischen Ausgang des Jahrhunderts. Und in dem Unbewusstsein ihres Antheils an den Gründen, welche der Sturm herauf beschworen, liegt ihre Entschuldigung.

Der Herzog von Nivernais wurde nach dem Tode des Vaters von Ludwig XV. in den Besitz des Herzogthums Nevers, nebst dem Titel, eingesetzt. Und als ob er geahnt hätte, was der Zeit Noth that, führte er alsbald die freisinnigsten Reformen in der Verwaltung seiner neuen Herrschaft ein. In dem Herzogthum Nevers herrschten noch allein in Frankreich vollkommen feudale Zustände und zwar gänzlich unabhängig von dem Königthum. Der Herzog von Nevers hatte seine

Herrschaft seit langen Jahren nicht mehr besucht, und sich damit begnügt, die Einkünfte aus den Händen seiner Beamten zu empfangen, ohne sich um die inneren Zustände zu bekümmern. Aber schon einige Jahre vor seinem Tode hatte er seinen Sohn gebeten, sich mit den dortigen Verhältnissen bekannt zu machen, und dieser hatte das mit seiner gewohnten Gründlichkeit gethan, so dass er beim Tode des Vaters vollkommen im Stande war, die Führung der Geschäfte des Landes zu übernehmen. Er bereiste alsbald das Herzogthum, schaffte die feudalen Einrichtungen ab, verbesserte den Zustand der Bauern, die zum Theil noch Leibeigene waren, theilte ihnen von den Waldungen, die ihm persönlich gehörten, ganze Strecken zu, um ihrer Armuth abzuhelfen, und that überhaupt im Jahre 69, was die Gesetzgeber im Jahre 89 im Grossen thaten.

Nach dem Tode seines Vaters zog sich Nivernais mehr und mehr vom Hofe zurück. Er glaubte mit seinen drei Gesandtschaften seiner Pflicht gegen den Staat genügt zu haben und sich nun ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen hingeben zu können. Auch hatten sich am Hofe Veränderungen zugetragen, denen er nicht billigend gegenüber stand. Eine neue Maitresse hatte beim König die Pompadour ersetzt. Man hatte im Publikum gehofft, dass nach dem Tod des Dauphin, der Dauphine und der Königin die Maitressenwirthschaft,

deren man im Lande sehr überdrüssig war, aufhören werde, da der König ausserdem auch kein Jüngling mehr war. Allein man hatte sich geirrt, und schon ein Jahr nach dem Tod der Königin erschien eine neue Favoritin, Madame du Barry, eine Frau von niedriger Herkunft und zweideutigem Ruf. Sie fand im Publikum die entschiedenste Missbilligung und auch am Hofe nahm der grösste Theil des Adels Partei gegen sie. Der Herzog von Choiseul, damals Minister, trat so bestimmt beim König gegen sie auf, dass, nachdem die du Barry sich vergebens bemüht hatte, ihn für sich zu gewinnen, er seine Stelle niederlegen musste. Nivernais hielt sich dem Allen fern, aber sobald sich die Gelegenheit zeigte, gab er unverhohlen seine Ansichten kund. Er hatte nach dem Tode seines Vaters ein grosses Hôtel in der Nähe des Luxenburg gekauft und im Verein mit seiner Frau auf das Glänzendste eingerichtet. Hier bildete sich eine Geselligkeit, deren die Zeitgenossen mit Enthusiasmus gedenken. An einigen Abenden war dieselbe nur dem intimen Kreis der Bekannten gewidmet und es herrschte allein die Conversation, welche durch das unvergleichliche Talent des Herzogs für dieselbe, einen solchen Reiz besass, dass auch die jungen Leute sie allen anderen Vergnügungen vorzogen. Der Inhalt dieser anziehenden Unterhaltungen ist uns zum Theil aufbewahrt in einem Aufsatz des Herzogs, worin er die wahre Art des Be-

tragens und der guten Sitte in der Gesellschaft angibt. Seine frei geäusserte Meinung lässt deutlich erkennen, wie er die Dinge am Hofe und das Betragen der Höflinge im Betreff derselben auffasste. Wir citiren nur eine Stelle:

»Man ist gewöhnt den Frauen zu schmeicheln, als ein Mittel ihnen zu gefallen, welches auch die redlichsten Männer sich erlauben dürfen. Ich bin nicht streng genug, um diesen Gebrauch in dem gewöhnlichen Leben der Gesellschaft zu verbannen; aber wenn eine Frau Minister geworden ist, wenn sie Gutes und Böses am Hofe auszutheilen hat, so verliert sie alle natürlichen Rechte an die Schmeichelei, welche alsdann zur Niedrigkeit wird.« — — —

»Die grosse Klippe im Leben der Höflinge ist eben diese Niedrigkeit und diese Klippe ist nirgends so gefährlich, als bei der Favoritin des Königs. Da also muss man vor Allem unterlassen, was als Niedrigkeit angesehen werden könnte, folglich auch alle Schmeichelei.« —

In dem häuslichen Leben der Nivernais trat eine grosse Veränderung ein durch den Tod der von Allen hoch geliebten Madame de Pontchartrain. Ihre Tochter liebte S. Maur nicht und dieser Aufenthalt wurde daher fast ganz verlassen für das, von dem Herzog neu erstandene S. Quen, welches von ihm zu einer der prächtigsten Besitzungen in der Nähe von Paris umgeschaffen wurde und woselbst sich nun die Gesellschaft versammelte,

um die ausgesuchtesten Feste zu feiern, wie nur Nivernais sie zu veranstalten wusste. Dass das Theater auch hierbei wieder eine der ersten Aufgaben war, versteht sich und es knüpfte sich dabei ein wahres Freundschaftsverhältniss zwischen dem Herzog und dem berühmten englischen Schauspieler Garrik, welchen Nivernais schon in London kennen gelernt hatte und nun in Paris und S. Quen oft bei sich als Gast sah. Es war dies umsomehr eine Auszeichnung, als Schauspieler damals noch wie eine Art Paria behandelt wurden, aber Garrik verdiente sie in jeder Beziehung und genoss auch in London die höchste Anerkennung in der Gesellschaft.

Während Nivernais so sich seinen ästhetischen Neigungen überliess und dichtend und componirend sein Leben schmückte, hielt er sich von den politischen Vorgängen fern. Obgleich ein Freund des Herzogs von Choiseul, tadelte er doch den grossen Lärm, welchen der in Ungnade gefallene und auf seine Besitzung verbannte Minister von seinem Sturze machen liess. Allerdings zeigte sich dabei die Veränderung, welche bereits in der öffentlichen Meinung stattgefunden hatte. Während bei dem Exil von Maurepas Kühnheit dazu gehört hatte, sich des Gefallenen anzunehmen, wetteiferten jetzt Adel und Bürgerschaft, um ihre Sympathien für den Minister zu zeigen und damit indirekt ihren vollständigen Tadel der Dinge am Hofe auszudrücken.

In ein anderes Zerwürfniss mit dem Hofe wurde Nivernais jedoch hinein gezogen, nämlich als Mitglied der Akademie. In derselben hatte der Zwiespalt der philosophischen und der sogenannten devoten Ansichten zwei Parteien gebildet. Bei einer Neuwahl wurden für die erledigten Plätze zwei Encyclopädisten vorgeschlagen. Der König, welcher seit vielen Jahren nicht von dem Rechte der Verweigerung der Wahl Gebrauch gemacht hatte, gab diesmal seiner Gereiztheit über die neuen Ansichten und den Tadel, der ihm überall indirekt begegnete, Ausdruck und verweigerte die Anerkennung der von der Akademie vorgeschlagenen Mitglieder. Die Akademie gab nicht nach und die feindlichen Parteien in ihr vereinigten sich nun zur Vertheidigung ihrer Rechte. Nivernais wurde ausersehen, die Sache beim König zu führen. Er that dies mit so viel Takt, Feinheit des Gefühls und Schonung, aber auch mit so viel Festigkeit und Bewahrung der Würde des Instituts, welches er vertrat, dass nach langem Hin- und Herreden und Schreiben der König nachgab und die Wahl bestätigte. Die Akademie erkannte dankend das grosse Verdienst des Herzogs in dieser Angelegenheit an. Nivernais verhielt sich, wie schon gesagt, kalt der du Barry gegenüber, seine Tochter aber, die Herzogin von Brissac, trat ihr offen feindlich gegenüber. Sie hatte Grund dazu, denn ihr Gemahl, den sie zärtlich geliebt hatte, und

mit dem sie die ersten Jahre ihrer Ehe sehr glücklich gewesen war, hatte eine heftige Leidenschaft für die Favoritin gefasst und vernachlässigte deswegen Frau und Tochter. Das Reich der du Barry ging jedoch seinem Ende entgegen. Ludwig XV. erkrankte, und es stellte sich heraus, dass er die Blattern habe. Seine Töchter übernahmen alsbald seine Pflege und er selbst verabschiedete die Favoritin, für welche er jedoch materiell sorgte. Nachdem er gebeichtet hatte, liess er seine Hofleute versammeln und in seinem Beisein von seinem Beichtvater erklären, dass er es bereue, seinem Volke Anstoss gegeben zu haben und dass er hinfort nur der Religion und der Erfüllung seiner Königspflichten leben wolle. Es war jedoch zu spät; einige Tage darauf starb er. Die du Barry wurde anfangs in eine Abtei geschickt, kam aber nach einiger Zeit nach Luciennes zurück, wo sie ein Besitzthum hatte. Hier besuchte sie Kaiser Joseph II., als er 1777 bei seiner Schwester in Paris war. Die du Barry zeigte ihm ihren Pavillon, der ein wahres Wunderwerk von Eleganz und Luxus war; dann bot ihr der Kaiser den Arm, um den Park mit ihr zu besichtigen. Verwirrt von so viel Ehre, zögerte sie, ihn anzunehmen, aber Joseph sagte: »Madame, die Schönheit ist immer Königin«, und führte sie durch den Garten. Dieser Vorfall missfiel Maria Antoinetta, die auch schon früher der du Barry feind-

lich gegenüber gestanden hatte, mit Recht sehr.

Von Neuem trübten schmerzliche Familienereignisse das Leben des Herzogs. Der Gesundheitszustand seiner ältesten Tochter wurde täglich bedenklicher und endlich konnte auch die Herzogin, welche die Gräfin Gisors leidenschaftlich liebte, es sich nicht mehr leugnen, dass sie unrettbar verloren sei. Die junge Frau sah mit vollem Bewusstsein und schöner Fassung dem Tod entgegen, voll freudiger Hoffnung der Wiedervereinigung mit dem, den sie nie aufgehört hatte zu beweinen. Sie starb, umgeben von den Ihrigen im Hôtel Nivernais in der Strasse Tournon am 15. November 1780. Man beweinte in ihr ein Vorbild weiblicher Anmuth, hohen Geistes, reiner Tugend und unerschöpflicher Barmherzigkeit. Der Schmerz der Herzogin war grenzenlos und mehr noch als vorher zog sie sich vom Hofe und aller grössern Geselligkeit zurück. Sie sollte aber noch weiter getroffen werden. Ihr Bruder, der Graf Maurepas, der von Ludwig XVI. wieder in das Ministerium berufen worden war und in dem besten Vernehmen mit dem König stand, wurde krank und starb 1781. Die schon so erschütterte Gesundheit der Herzogin wurde durch den Verlust dieses Bruders, den sie zärtlich geliebt hatte, vollends untergraben und das Jahr darauf starb auch sie.

Der Herzog, um seinem Schmerz ein Gegen-

gewicht zu geben, beschäftigte sich eifrig damit, Anderen wohlzuthun und die Zukunft seiner vertrauten Geschäftsleute sicher zu stellen. Es waren dies Männer, welche mit Recht sein volles Vertrauen besassen und für ihn einen wahren Kultus hatten. Er ordnete die Geschäfte so, dass denselben bis zu ihrem Tode eine reichliche Einnahme gesichert war, und sie kamen später in den Fall, ihm in wahrhaft bedrängter Lage ihre Dankbarkeit zu beweisen.

Wie immer versammelte sich der engere Freundeskreis um Nivernais, bald in Paris, bald in S. Quen, und die Seele dieses Kreises war und blieb Therese de Rochefort. Nur bemerkten die Freunde mit Besorgniss, dass ihre Gesundheit sichtlich abnahm und obgleich sie die grössten Anstrengungen machte, glauben zu lassen, dass sie sich vollkommen wohl befände, so täuschte sie doch besonders den Herzog nicht. Ein berühmter Pariser Arzt wurde befragt und erklärte dem Herzog in einer geheimen Unterredung den Zustand für sehr bedenklich, indem er hinzufügte, dass derselbe eine moralische Ursache haben müsse. Hierauf sah man den Herzog mehrere Tage lang, in Gedanken versunken, sich gegen seine Gewohnheit von den Freunden absondern, bis er endlich eines Tages zu ungewohnter Stunde bei Madame de Rochefort eintrat und ohne Vorbereitung fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Das Glück, den lang gehegten theuersten

Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, machte sie anfangs stumm, aber es schien, als ob die Gesundheit mit dem Glück zurückkehren werde. Der Herzog theilte am folgenden Tage den Freunden die Nachricht mit. Es war das erstemal, dass dieser so taktvolle und feinfühlende Mann sich über die gewöhnlichen Regeln der gesellschaftlichen Convenienz hinweg setzte. Die vorschriftsmässige Trauerzeit hatte damals zwar nur die Dauer von sechs Monaten und Alles im Hause des Herzogs hatte bereits wieder die Trauerkleider abgelegt, dennoch schien es zu rasch, wieder zu heirathen, sieben Monate nach dem Tode der Herzogin. Aber es galt, das bedrohte Leben der theuren Frau, die sich ihm ganz gewidmet hatte, zu verlängern und wenigstens den Rest desselben schön zu verklären. Im Anfang war es auch, als ob die Kräfte wiederkehrten, aber vielleicht waren es gerade die Anstrengungen, die sie machte, um gesund zu sein, welche sie noch schneller erschöpften; sie starb, kurze Zeit nachdem ihr das lang ersehnte Glück geworden, sanft und liebenswürdig, wie sie gelebt hatte. Der tiefen Niedergeschlagenheit, in welcher dieser Tod den Herzog liess, sollte noch Anderes folgen, was völlige Einsamkeit um ihn schuf. Ausser der Abreise mehrerer naher Freunde, wurde nun auch der Gesundheitszustand seiner einzigen noch übrigen Tochter, der Herzogin von Brissar, so gefährlich, dass die Aerzte erklärten, sie dürfe

den Winter nicht mehr in Paris bleiben, sondern müsse nach Italien gehen. So traurig dies für den Herzog war, so zögerte er doch nicht, seine Einwilligung zu geben. Um sich selbst aus seiner Verlassenheit zu retten, nahm er die abermalige Berufung in das Ministerium an, die letzten Kräfte dem Vaterland widmend, welches er glühend liebte. Die Revolution breitete sich in immer deutlicheren Anzeigen vor. Schmähschriften gegen den Hof, besonders die Königin, cirkulirten im Publikum. Am Hof kannte man dieselben auch und behandelte sie mit jener Leichtfertigkeit, die sich im französischen Charakter, zusammen mit edleren Eigenschaften, findet. Aber eben, weil man sie von Seite des Hofes duldete, fanden sie ungestörte Verbreitung. Das Publikum gewöhnte sich daran, seine Herrscher ungestraft zu kritisiren und wurde täglich empfänglicher für die philosophischen und anti-monarchischen Ansichten der Encyklopädisten und für die Ideen von Gleichheit und Freiheit, welche Rousseaus Schriften enthielten. Nivernais, der in der Versammlung der Notabeln gesessen, und dann, trotz Alter und Kränklichkeit, die Stellung als Minister angenommen hatte, sah mit Besorgniss die schwankende Politik des Königs und suchte vergebens etwas mehr Festigkeit in die Handlungen der Regierung zu bringen. Er war vollständig gegen die Berufung der Generalstaaten, aber dagegen eifrigst bemüht, die Versammlungen in

den Provinzen zu Stande zu bringen, obgleich er wohl wusste, dass dabei seine Rechte im Herzogthum Nevers noch mehr geschmälert werden würden. Die Versammlung in der Provinz daselbt sagte ihm für seine Mitwirkung öffentlichen Dank.

Als der Prinz Heinrich von Preussen das erstemal in Paris gewesen war, hatte er beim Abschied zu dem Herzog von Nivernais gesagt: »Ich habe die erste Hälfte meines Lebens gewünscht, Frankreich zu sehen; ich werde die zweite verbringen, es zu bedauern, nicht mehr dort zu sein.« Dies Bedauern schien sich zu dem Entschluss gesteigert zu haben, sich ganz in Frankreich niederzulassen. Der Prinz kehrte nach Paris zurück und beauftragte Nivernais, für den er die freundschaftlichsten Gesinnungen hegte, beim König anzufragen, ob demselben seine Niederlassung angenehm sein würde. Ludwig XVI. war der Sache sehr geneigt, allein Friedrich der Grosse, welcher mit grösster Aufmerksamkeit den Gang der Dinge in Frankreich verfolgte, hatte wohl entschieden sein Veto gegen die Absicht seines Bruders eingelegt, und so unterblieb die Ausführung des Plans. Nivernais aber gab, wie das erstemal, dem Prinzen ein glänzendes Fest in S. Quen, wozu er die durch Geist, Schönheit und Grazie ausgezeichnetste Gesellschaft vereinigte. Nachdem man die Mahlzeit und dann die ungezwungene Unterhaltung in den herrlichen

Gärten genossen hatte, ergötzte man sich am Abend in den hell erleuchteten Sälen an einem, von dem Herzog gedichteten und componirten Singspiel, dessen Held Prinz Heinrich war.

Dieses Fest sollte das letzte sein. Von nun an sollten die schönen Frauen, in heiterem ländlichen Anzug, sich nicht mehr in den grossen Alleen des Parkes von S. Quen ergehen; die jungen Edelleute in gestickten Kleidern ihnen nicht mehr süsse Liebesworte in's Ohr flüstern. Die grossen Kronleuchter von Bergkrystall und die vergoldeten Armleuchter sollten nicht mehr die reichen Hofkleider und die Jahrhunderte alten Diamanten der Prinzessinnen alter Geschlechter beleuchten. Die Revolution kam mit erschreckend schnellen Schritten, diesen heiteren Existenzen, von denen Talleyrand sagte: »Die, welche nicht vor der Revolution gelebt hatten, kannten die Freude zu leben nicht,« ein Ende zu machen.

Bald sollte der Vorhang, welcher über dies glänzende Leben gefallen war, sich wieder heben, um uns ein furchtbares blutiges Drama sehen zu lassen, dessen letzte Decoration der Platz Ludwig XV. und die Guillotine waren. Zwei Monate nach der Abreise des Prinzen Heinrich versammelten sich die Generalstaaten in Versailles. Nivernais hatte umsonst versucht, diese Berufung zu verhüten, deren Gefährlichkeit er voraussah und von der er sagte, es sei ebenso unvorsichtig, als wie eine geladene Feuerwaffe in die Hand

eines Kindes zu geben. Die unglaublichen Schwankungen der Regierung brachten den Herzog dahin, da er das Unnütze seiner Bemühungen einsah, am 27. Juni 89, nachdem der König der Geistlichkeit und dem Adel befohlen hatte, sich wieder mit dem dritten Stand zu vereinigen, seinen Austritt aus dem Ministerium zu verlangen. Als er am Abend des Tages nach Paris zurückkam, sagte er zu einigen Freunden, die sich bei ihm eingefunden hatten: »Was uns jetzt erwartet, ist nur Gefängnis oder Tod.«

Am 14. Juli gab die Erstürmung der Bastille das Zeichen zum Ausbruch der Excesse, welche Nivernais vorausgesehen hatte. Die ersten Ausbrüche der Wuth des Volkes richtete sich gegen Alles, was zum Adel gehörte, und auch die Frauen wurden nicht von den abscheulichsten Misshandlungen verschont. Dies gab den Anstoss zur Emigration, welche vielleicht zum Wohl Frankreichs besser unterblieben wäre, aber doch sehr begreiflich war, indem ein Jeder natürlich daran denken musste, sich und die Seinigen zu schützen. Die Enkelin des Herzogs, Tochter der Madame de Brissac, die junge Herzogin von Mortemart, war eine der Ersten, welche mit ihrem Gemahl und ihrem kleinen Sohn nach England entfloh. Vergebens flehten sie und ihre Mutter, welche seit einem Jahre in Italien weilte, den Herzog an, Frankreich ebenfalls zu verlassen. Seine Anhänglichkeit an den König hielt ihn zurück.

Er hatte früher einmal gesagt, wer sein Vaterland in der Noth verlasse, sei ein Undankbarer. Er wurde nicht undankbar, blieb völlig einsam zurück und zu den Sehmerz dieses Verlassenseins gesellten sich nun Bedrängnisse aller Art. Ein Dekret der Nationalversammlung hob die herrschaftlichen Rechte der Ausübung der Justiz auf, liess aber die früheren Beamten noch in Thätigkeit, bis anderweitig dafür gesorgt sein würde. In dem Herzogthum Nivernais bestanden die Domänen grösstentheils, aus Waldungen und die Bevölkerung meist aus Holzflössern, starken, rohen Leuten, die nun den Beamten nicht mehr gehorchen wollten, daher es oft zu Thätlichkeiten kam. Es entspann sich eine lange Correspondenz zwischen dem Herzog und den Beamten in Clamecy, der Hauptstadt des Nivernais, wo sich im Kleinen dieselben Scenen abspielten, wie in den grossen Centren der Revolution. Der Herzog behielt zwar immer seine Ruhe und die Ueberlegenheit seines Urtheils bei, aber es waren doch für ihn, bei seinem Alter, schwere Sorgen jeder Art. Nicht die geringste derselben waren die Geldverlegenheiten, in die er gerieth. Seine herrschaftlichen Einkünfte waren ihm mit seinen adeligen Rechten entzogen. Er erhielt nichts mehr von seinen früheren Einnahmen, wurde aber fortwährend zur Bezahlung ungeheuerer Summen genöthigt. Er blieb dem König in unveränderlicher Treue nah und war an seiner

Seite am 20. Juli, als das Volk in die Tuilerien drang, den König nöthigte, die rothe Mütze aufzusetzen und ihn auf das Roheste beschimpfte. Am 10. August war er durch Krankheit im Bett festgehalten und erfuhr erst am Abend die Ermordung der Schweizer und die Lage des Königs. Am 11. wollte er früh zu diesen, konnte ihn aber nicht sehen und am folgenden Tag wurde Ludwig XVI. mit seiner Familie in das Gefängniss des Tempels geführt; dass auch dem Herzog, besonders wegen seiner Treue gegen den König, Gefahr drohe, wurde ihm von Freunden berichtet und man suchte ihn abermals zur Flucht zu bewegen, aber er schlug es entschieden ab. Nach den furchtbaren Septembertagen glaubte doch er auch, seine Stunde sei gekommen, indess blieb er wunderbarerweise noch verschont. Man hatte ihn jedoch stark verdächtigt und in's Geheim bewacht und endlich erfolgte eine Haussuchung und Hausarrest, der aber, nach Besichtigung seiner Papiere, wieder aufgehoben wurde. Einige seiner Freunde waren noch in Paris und vereinigten sich öfters bei ihm. Unter ihnen war der Graf Ségur, welcher eben aus Russland zurückgekommen war und sich den neuen Ideen zuneigte. Er schrieb u. A. »Bei meiner Abreise von Frankreich hatte ich ein friedliches Volk verlassen, welches durch die Gewohnheit einer langen Unterwürftigkeit unter das Joch gebeugt war. Bei meiner Rückkehr

fand ich es aufgerichtet, unabhängig und vielleicht zu aufgeregt, um mit Mässigung eine Freiheit zu geniessen, die noch zu neu war.« Es war eben das, was Nivernais gesagt hatte: «Die Feuerwaffe in der Hand eines Kindes.«

Die Schrecknisse häuften sich. Der Herzog von Brissac, Nivernais' Schwiegersohn, der sein Verhältniss zu der du Barry ohne Scheu fortgesetzt hatte, wurde auf offener Strasse in Versailles ermordet und sein Kopf wurde auf eine Picke gesteckt, nach Luciennes getragen und von den wilden Mördern, die in den Pavillon der du Barry eindrangen, der entsetzten Maitresse vor die Füsse geworfen. Der Tod dieses Unglücklichen lenkte auch wieder die Aufmerksamkeit auf seinen Schwiegervater, der, tief betrübt über den Tod des Königs, in völliger Zurückgezogenheit lebte. Er hatte einen wüthenden Feind in dem schrecklichen Chaumette, welcher aus Nevers gebürtig war und, man weiss nicht wesshalb, den Herzog tödtlich hasste. Auf seine Anklage wurde im September 1793 der Herzog in der Nacht aufgeweckt und in das Gefängniss der Carmeliter geführt, das durch die schrecklichen Mordscenen, die sich ein Jahr vorher darin abgespielt hatten, besonders berüchtigt war. Er konnte danach nur das Schlimmste erwarten, aber für ihn war dies grausame Gefängniss milder, als für Andere und selbst seine Gefängnisswärter, durch seine Güte und Leut-

seligkeit gewonnen, halfen mit, sein Geschick zum Besseren zn lenken. Dem beinahe achtzigjährigen Kranken und Hinfälligen wurde erlaubt, heimlich in sein Hôtel zurückzukehren, unter der Bewachung von vier Aufsehern, deren Unterhalt er bezahlen musste. So verlebte er mehrere Monate in tiefster Stille, ohne dass man wusste, was aus ihm geworden war, oder vielleicht verschwiegen es die Leute seines Stadtviertels, welche ihn um seiner Güte und Freigebigkeit willen liebten. Er sah Niemand ausser den wenigen Freunden, die unbemerkt durch eine Seitenthür zu ihm gelangten. Aber seine Prüfungen waren noch nicht zu Ende. Die Verfolgungen und Arrestationen häuften sich dergestallt, dass es nicht länger möglich war, ihn bei sich zu lassen. Er wurde in das Gefängniss zurückgebracht, im März 1794, und musste ein noch längeres Verhör bestehen, als das erstemal; die Freimüthigkeit seiner Antworten machte es, dass er nun dauernd im Gefängniss gelassen wurde. Zum Glück hatten seine früheren, ihm ganz ergebenen Geschäftsleute in Nivernais Geld von den rückständigen Einkünften eingezogen und bei Seite gelegt und konnten ihm nun, mittelst seines treuen alten Dieners, die nöthigen Summen im Gefängniss zukommen lassen, die für seinen Unterhalt nöthig waren. Dies erlaubte ihm auch, seine armen Mitgefangenen freigebig zu unterstützen und seine vornehmen Leidensgefährten öfter an seine

wohlbesetzte Tafel zu ziehen. Das Nöthige für dieselbe wurde von den Gefangenwärtern besorgt und diese hatten alle Ursache, ihren Gefangenen zu schonen, denn sie verschafften ihm seine Mahlzeiten zu ungeheueren Preisen, von denen natürlich ein guter Theil in ihren Händen blieb. Das Gefängniss der Carmeliter war eines der ungesundesten und schmutzigsten in Paris; der grössere Theil der Gefangenen dort gehörte den unteren Ständen an und ging vernachlässigt und schmutzig umher. Das Gefängniss für die Aristokraten war hauptsächlich der Luxemburg, doch befanden sich auch mehrere Männer und Frauen des Adels in den Carmelitern, u. A. Josephine Beauharnais, deren Gemahl von hier zur Guillotine geführt wurde und die es damals wohl nicht ahnte, dass sie einst Kaiserin von Frankreich sein würde. Täglich erschien der furchtbare Wagen, der die Verurtheilten zum Tode führte und die, welche zurück blieben, konnten nur erwarten, dass das nächstemal an sie die Reihe komme; ja es war eher eine Erlösung, wenn die Gewissheit endlich da war, als dies beständige Erwarten des letzten Akts. Nivernais, inmitten der grauenvollen Scenen die ihn umgaben, suchte sich durch Arbeit aufrecht zu halten, welche immer ein Bedürfniss seines Lebens gewesen war. Er hatte sich mit vielem Geld einen Tisch, Papier und Schreibzeug, sonst verbotene Dinge, verschafft und unternahm die Uebersetzung eines italieni-

schen Gedichts, eine Parodie auf Ariost's Orlando furioso, die ihn bei seinem Aufenthalt in Rom sehr belustigt hatte. Gleich nach seiner Mahlzeit, welche um ein Uhr stattfand, setzte er sich zur Arbeit und blieb daran bis zum Abend. Es war sehr natürlich, dass er einen so heiteren Stoff wählte, der ihn wenigstens auf Stunden von den traurigen Dingen abzog, die ihn umgaben; sonst hätte der schwache Greis wohl schwerlich eine so harte Zeit überstanden. Wenn die Arbeit ruhte, widmete er sich noch den Freunden, die mit ihm litten, indem er sie mit seinem zarten, wohlwollenden Wesen tröstete und ermuthigte. Wahrlich, ein schönes und erhebendes Beispiel eines menschlichen Lebens. Aber die düsteren Dinge häuften sich und jeden Tag entführte der Todeswagen neue Opfer. Am neunten Thermidor bemerkte man aber eine besondere Aufregung im Gefängniss; die Wärter waren zerstreut, liessen den Gefangenen mehr Freiheit, als in der letzten Zeit und Alle erwarteten die Nachricht irgend eines besonderen Ereignisses. Einer der Gefangenen stieg auf einen Stuhl, um nach dem gegenüberliegenden Dachfenster zn sehen, von wo seine Frau ihm öfters zugewinkt hatte. Sie erschien auch diesmal und gab ihm auf folgende Weise die Nachricht dessen, was sich zugetragen hatte: Zuerst schwenkte sie lebhaft ein Taschentuch, wie zum Beweis der Freude, und als ihr Mann zu verstehen gab, dass er es sehe, schrieb sie

mit Kohle in grossen Buchstaben auf das Tuch: »Robesp.« und dann machte sie mit der flachen Hand an ihrem Hals die Gebärde des Kopfabschneidens. Der Mann hatte verstanden und beeilte sich seinen Mitgefangenen die frohe Nachricht mitzutheilen. Mehrere derselben erhielten auch Briefchen von auswärts, welche die Nachricht bestätigten. Die Strenge der Behandlung liess alsbald nach. Männer und Frauen durften im Garten spazieren gehen, Briefe empfangen und schreiben, Zeitungen kaufen u. s. w. Die Erste, welche das Gefängniss frei verlassen durfte, war Josephine Beauharnais. Sie war durch ihr liebenswürdiges Wesen im Gefängniss ebenso beliebt geworden, wie Nivernais, und die allgemeine Theilnahme bei ihrer Befreiung war so gross, dass sie aus Rührung darüber ohnmächtig wurde. Nach einigen Tagen kam dann auch die Reihe an Nivernais. Der Gefängnisswärter trat bei ihm ein und verkündigte ihm, dass er frei sei. Sein treuer Geschäftsmann und sein alter Diener begleiteten ihn aus dem traurigen Ort. Die beiden Ersteren trugen seine wenigen Sachen, er selbst sein Manuscript. Zu Fuss wanderten sie nach dem Hôtel in der Strasse Tournon. Viele der Bewohner der Strasse traten an die Thür, um ihn zu beglückwünschen und geriethen in Verlegenheit, wie sie ihn anreden sollten, denn die Furcht hielt das »Herzog« auf ihren Lippen zurück. Nivernais errieth es und sagte lächelnd: »Nennt

mich nur immer Bürger Mancini, es beleidigt mich nicht.« Zu Hause erwartete ihn eine peinliche Ueberraschung: sein Hôtel war vollständig ausgeräumt; seine Paar Getreuen hatten es nicht hindern können und hatten nur mit Mühe so viel Möbel gerettet, um die Bibliothek, ein kleines Esszimmer und ein Schlafzimmer nothdürftig einzurichten. Als er mit seinem vertrauten Geschäftsmann zu Tische sass, sagte er zu diesem: »Nun nach Allem ist es doch besser hier als im Gefängniss.«

Seine nächste Sorge war, zu erfahren, was ihm von Freunden noch geblieben war. Es waren ihrer wenig genug, aber die Wenigen eilten herbei und man kann sich denken, wie erschütternd ein solches Wiedersehen sein musste. Man gedachte aller derer, welche fehlten; man erzählte sich die Erlebnisse eines Jeden und wollte trotz der Furchtbarkeit derselben immer mehr und immer Genaueres hören. Dann kam zunächst die Sorge um die tägliche Nahrung. Es war ein solcher Mangel an Allem, besonders an Brod, dass ein Jeder sich ein Stück in der Tasche mitbrachte, wenn er zu Freunden ging, und dass dieses oft gar nicht zu haben war.

Nivernais liess Vorräthe von Mehl kommen; das kostete aber enorme Summen; dazu kamen die Unterstützungen, welche er armen Untergebenen immer hatte zukommen lassen und die er ihnen jetzt nicht entziehen wollte; seine Kleidung musste wieder etwas in Stand ge-

setzt werden, kurz, Ausgaben ohne Ende, aber die Einnahmen fehlten.

Man hatte den Herzog auf die Liste der Emigranten gesetzt und er erhielt demnach nichts von seinen früheren Einkünften. In einem kurzen Schreiben an den Minister forderte er die Ausgleichung dieser Ungerechtigkeit. Er, der früher als Gesandter so viele Bittschriften von Nothleidenden empfangen hatte, konnte es damals nicht ahnen, dass auch er einst um das tägliche Brod würde sorgen müssen. Zum Glück kam die treue Fürsorge seines Geschäftsmanns ihm auch hier wieder zu Hülfe. Der hatte in der Stille rückständige Summen in Nivernais zusammen gebracht und half so der Noth für den Augenblick ab. Der Herzog kehrte bald zu seiner gewohnten Ruhe und Heiterkeit zurück und nahm die liebe Gewohnheit wieder auf, die alten Freunde am Donnerstag, wie auch früher, bei sich zu versammeln, in der Bibliothek, die nun zugleich Salon geworden war. Der achtzigjährige Greis hatte nach all den schweren Prüfungen noch so viel Frische und Geistesjugend übrig, um den Freunden in heiteren Versen für Geschenke, die man ihm machte, zu danken, oder die Lasten des Alters, über die man gesprochen hatte, in graziöser Weise zu schildern. Welch' eine unverwüstliche Quelle von Liebenswürdigkeit musste in dieser Natur sein!

Ein höchst bemerkenswerther Zug in der Geschichte jener Tage brachte auch in das

Leben Nivernais noch, ein Ereigniss freudigster Art. Die furchtbare Zeit des Terrorismus hatte in den Gemüthern einen tiefen Abscheu vor der entfesselten Bestialität der menschlichen Natur zurückgelassen und eine Sehnsucht nach edlen Gefühlen, nach Tugend und Redlichkeit erweckt. In den Dekreten der Regierung kam das Wort Tugend häufig vor und im Volke, dem leichtbeweglichen, von einem Extrem zum andern übergehenden, war das Verlangen nach Tugend wirklich lebendig geworden. Man fing an, die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wieder mit einer Art Ehrfurcht zu behandeln und sogar zu feiern. So wurde am 10. Fructidor (20. August 1796) ein Fest des Alters veranstaltet, für welches jeder Stadtbezirk den als würdigst erkannten Greis bezeichnen musste. Und wen wählte man im Stadtviertel des Luxemburg? Mancini Nivernais, der zwei Jahre zuvor jeden Augenblick seine Berufung auf die Guillotine erwartet hatte. Er war selbst höchlich überrascht von dieser Anerkennung seitens seiner Mitbürger. Am Morgen des festlichen Tages war die Strasse Tournon in grosser Bewegung und eine Anzahl Jünglinge kamen, um die Thüren des Hôtels Nivernais mit Kränzen und Blumen zu schmücken. Dann erschien ein Zug, den kleine Kinder, mit Blumensträussen in den Händen, anführten; eine Anzahl schöner, junger Frauen folgte, welche auch Blumen und Körbe mit herrlichen Früchten brachten. Ihnen folgten

die Behörden, die Bürgergarde und ein Musikchor. Die grosse Pforte des Hôtels wurde weit geöffnet und der Zug trat in den Hof ein, wo der Herzog ihn erwartete. Hier wurde er von den Kindern bekränzt, von den Frauen mit den Früchten beschenkt. Es wurde ihm eine Anrede gehalten, auf die er gerührt antwortete und wonach er die Versammelten reichlich bewirthete. Aber hiermit endete die Feier noch nicht. Am Abend war eine Festvorstellung im Opernhaus und jeder der gefeierten Greise sass in einer besonderen, geschmückten Loge. Man spielte »Oedypus in Colono« und dann »den Wahrsager im Dorfe« von Rousseau, welcher der Gott des Tages war. Eine Gruppe Landleute und Kinder erschienen auf der Bühne und sangen ein Lied, dessen Schlussreim war:

»Ehre, Ehre unseren Greisen!«

Das Publikum wiederholte den Schlussreim mit Begeisterung und der Wahrsager trat vor und sang:

»Die Zeit bleicht ihre ehrwürdigen Häupter —
Kinder krönet sie mit Blumen.«

Hierauf eilten Kinder in die zwölf Logen der Erwählten und bedeckten sie mit Blumen. Man bemerkte unter Allen ganz besonders die edle vornehme Gestalt des Herzogs, welcher mit seiner feinen, einer anderen Gesellschaft angehörigen Höflichkeit dankte, als das Publikum den Gekrönten jubelnden Beifall spendete. Dies war das letzte öffentliche Erscheinen Mancini's Nivernais. Aber noch immer

in ausserordentlicher geistiger Frische, gab er den Bitten seiner Freunde nach und entschloss sich, seine vielfachen Schriften in Prosa zu ordnen und herauszugeben, unter denen sich bedeutende für die Literatur des 18. Jahrhunderts bezeichnende Sachen finden. Er hatte immer seine Verse vorgezogen und blieb der Leidenschaft des Versemachens treu bis an sein Ende.

Dies nahte nun mit raschen Schritten. Das Gefängniss hatte seine schon so geringen Kräfte vollends geschwächt und die besorgten Freunde schrieben seiner Tochter, Frau von Brissac, welche noch in Italien weilte, zu kommen. Sie konnte dies nicht sogleich thun, denn sie stand auf der Liste der Emigrirten und bedurfte eines Passes, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie wendete sich deshalb schriftlich an den General Bonaparte, der die Armee in Italien befehligte und er verschaffte ihr denselben in zuvorkommendster Weise. Dann aber hielt Krankheit sie vom Reisen in der schlechten Jahreszeit ab, und ihr Vater, bis zum letzten Augenblick voll liebevoller Rücksicht für die Seinen und die Freunde, schrieb ihr selbst, bis zum Frühjahr zu warten. Aber der Tod wartete nicht. Schon konnte Nivernais das Bett nicht mehr verlassen und die Freunde ersuchten den Arzt, noch einen seiner Kollegen zu rufen. Der Kranke, der es merkte, winkte seinem Sekretär und diktirte ihm folgendes Billet:

»7. Ventose um Mittag (Samstag 27. Februar

1798). »Wenn meine Krankheit schlimmer wird, mein lieber Freund, fällt es Ihnen vielleicht ein, eine Consultation zu berufen. Ich habe Sie diesen Morgen abhalten wollen, einen so falschen Schritt zu thun, und ich bitte Sie, folgende Verse als mein moralisches Testament zu lesen:

»Ne consultons point d'avocats,
»Hippocrate ne viendrait pas;
»Je n'm veux point d'autres en ma cure,
»J'ai l'amitié, j'ai la nature,
»Qui font bonne guerre au trépas.
»Mais peut-être dame Nature
»et déjà décidé mon cas?
»Alors, et sans changer d'allure,
»Je veux mourir entre vos bras.«

Nach dieser geistigen Anstrengung fiel der Herzog in einen sanften Schlummer bis sechs Uhr Abends. Dann öffnete er die Augen und sah den Arzt und die treuen Freunde an seinem Lager. Er wollte ihnen die Hand reichen, fiel aber erschöpft zurück, seufzte leicht und starb mit seinem sanften Lächeln auf den Lippen.

So endete dieser vollendete Edelmann des vorigen Jahrhunderts, dessen liebenswürdige Erscheinung im Leben, wie im Tode, uns mit dem, was man diesem Jahrhundert vorwirft, beinah versöhnt. Denn eine Zeit, die so menschlich schöne Erscheinungen hervorbringen konnte, musste, neben vielem Verderblichen, auch edlen Samen in sich tragen. Der furchtbare

Abschluss des Jahrhunderts war die Geburtsstätte einer neuen Zeit, aber hinter dem Vorhang, welcher blutbefleckt über jene Epoche niederfiel, verschwanden leider auch für immer jene heiteren, formvollendeten Existenzen, deren liebenswürdigstes Beispiel der Herzog von Nivernais gewesen ist.

Die Decembristen



Eines der bedeutendsten Bücher, welche in letzter Zeit erschienen sind, ist das Buch eines russischen Revolutionärs, des Fürsten Krapotkin, der in demselben den Verlauf seiner eigenen Entwicklung unter den Einflüssen der Mitte, in welcher er aufwuchs, schildert. Es ist dies ein hoch interessanter Beitrag zu der Culturgeschichte jenes fernen Ostreichs, das erst seit Kurzem, aber in rasch sich entwickelnder, machtvoller Weise in das allgemeine europäische Staatenleben eintritt. Die edle Einfachheit der Darstellung bürgt für deren vollkommene Wahrhaftigkeit. Wer, wie ich, befreundet war mit den hervorragenden Männern der russischen Generation vor Krapotkin, die dem geistigen Erwachen zur Freiheit des Gedankens als muthige Führer voran schritten, wie Herzen, Turgenieff u. A. kann nicht zweifeln, dass dieses Buch die vollständig getreue Geschichte der Fortsetzung jener Anfänge ist, an welchen diese bedeutenden, hochbegabten Menschen so grossen, ja den grössten Antheil hatten. Auch erwähnt Krapotkin sie alle, oft mit den Ausdrücken

höchster Verehrung und Dankbarkeit, besonders Herzen, den er nur noch aus seinen Schriften gekannt hat, während er Turgenieff noch gegen Ende von dessen Leben in Paris kennen lernte, und in intime Beziehungen zu ihm trat. Insbesondere ist es der erste Theil von Krapotkins Memoiren, der ausschliesslich von den russischen Zuständen handelt, während der zweite, nach des Autors Uebersiedlung in das westliche Europa, mehr und in sehr interessanter Weise der Entwicklung des Socialismus und Anarchismus gewidmet ist. Wie aber aus dem Fürstensohn, der noch im Knabenalter in das Pagencorps Alexanders II. eingereiht, das Hofleben in vollster Intimität kennen lernt und anfänglich ein Bewunderer des Czaren ist — allmälig ein Revolutionär und Nihilist wird, ist eine Studie von höchstem psychologischen und geschichtlichen Interesse. Zugleich wirft die Erzählung von der Entstehung des sogenannten Nihilismus ein so versöhnendes, sympathisches Licht auf diese Bewegung, dass man sie nicht nur mit Nachsicht, sondern mit der grössten Anerkennung betrachten und die edle Opferfreudigkeit ihrer Theilnehmer bewundern muss, die nicht zögerten, Vermögen, Stellung, Leben hinzugeben, um die Sclavenketten ihres Volkes zu brechen und den Samen der Bildung und der menschlichen Würde in den Millionen in stumpfer Hilfslosigkeit hinlebender Menschen auszusäen. Wie dieser Samen aufging und

immer bewusster und weitgreifender gepflegt, bereits zu einer Macht in den Geschicken Russlands wurde, ist ein Vorgang, wie er sich, so folgerecht und consequent entwickelnd, in keinem anderen occidentalen Völkerleben nachweisen lässt; und es ist daher gewiss von grossem Interesse, den Anfängen dieses Wachsthums zuzusehen und die Männer näher kennen zu lernen, die mit hohem Opfermut sich an das Werk dieser Aussaat begaben und zum Theil mit dem Leben, zum Theil mit unerhörten Leiden dafür zahlen mussten. Mit Entschiedenheit können wir diese Anfänge auf eine historische Begebenheit zurückführen, die im westlichen Europa erst seit kurzem näher bekannt ist, und über die, aus authentischen russischen Quellen, wir hier Folgendes entnehmen. Es handelt sich um die Revolution, welche 1825 in Russland ausbrach.

Dort hatten sich unter der Regierung Alexanders I. geheime Gesellschaften gebildet, welche freisinnigere Regierungsformen, Aufhebung der Leibeigenschaft, allgemeinere Volksbildung und alle Mittel einer edleren Kultur anzustreben, zu ihrem Ziele gemacht hatten. In den Kriegen, welche die russischen Armeen nach dem Westen führten, hatte die gebildete russische Jugend, die sich zum grössten Theil im Militär befand, die Ideen freisinnigerer Lebensanschauungen eingesogen und namentlich durch die Berührung mit den Mitgliedern des Tugendbundes hohe Ideale des Völker-

lebens in sich aufgenommen. Nach Russland zurückgekehrt, wirkten diese Männer im Stillen, um ihren Ideen Anhänger zu gewinnen, und es bildete sich eine Gesellschaft des Südens, an deren Spitze der Oberst Pestel stand, einer der gebildetsten und charaktervollsten Männer Russlands, sowie eine Geschaft des Nordens, an der sich bedeutende Leute, wie die beiden Murawieffs, Bestuscheff, Rylejeff u. A. betheiligten. Pestel entwarf den Plan zu einer freisinnigen Konstitution, welche das russische Volk der Willkür des Autokraten- und Beamtenthums entziehen und ihm die Garantien wahrer bürgerlicher Freiheit gewähren sollte. Der unerwartete, jähe Tod des Czaren Alexanders des Ersten unterbrach die stille Arbeit der edeln Idealisten, ehe dieselbe zu einer Erfolg versprechenden Reife hatten gelangen können. Sie hatten ihre Hoffnungen auf Konstantin, den Bruder Alexanders, den rechtmässigen Erben, da Alexander keine Kinder hatte, gesetzt, indem sie glaubten, er werde die Konstitution annehmen; allein er dankte ab und überliess den Thron dem jüngeren Bruder Nikolaus, dessen Charakter kein günstiges Vorurtheil für ihre Hoffnungen bei den Verschworenen erweckte. Sie suchten daher dessen Thronbesteigung zu verhindern, indem sie die Soldaten zur Verweigerung der Eidesleistung aufforderten. Dass sie nicht Sieger sein würden, war vorauszusehen, aber sie waren schon zu

weit gegangen, um noch zurück zu können und 1825 brachen sie in Petersburg, mit den Soldaten, die sich für sie erklärt hatten, in offenen Aufstand aus. Sie unterlagen natürlich der Uebermacht und wurden gefangen genommen, gleichzeitig auch ihre Brüder der Gesellschaft des Südens.

Der Aufstand war zu Ende und die Geschichte des düsteren Prozesses begann. Fünf der edelsten unter den Verschworenen wurden zum Tod am Galgen verurtheilt: Pestel, Rylejeff, Bestuscheff, Sergius Murawieff und Kachoffski. Die Uebrigen wurden in Ketten nach Sibieren geschleppt zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Es war die Blüthe von Allem was hochherzig, gebildet und zivilisirt in Russland war, und die geistige Temperatur dieses Landes sank wieder für lange Zeit beinahe auf Null.

Erst dem Sohne des Kaisers Nikolaus, Alexander II. war es vorbehalten, denjenigen, welche in Sibirien die schwere Prüfungszeit überlebt hatten, Freiheit und bürgerliche Rechte zurückzugeben. Es waren ihrer nicht viele, aber sie brachten Aufzeichnungen über einzelne der am Aufstand betheiligt Gewesenen, theils von diesen selbst, theils von Andern aus der Erinnerung geschrieben, mit, welche uns den näheren Einblick in eine der tragischesten Begebenheiten der modernen Geschichte und die Bekanntschaft mit selten edlen Märtyrern derselben gewähren. Sie

verdienen es, allgemein bekannt zu sein. Ganz besondere Sympathie erweckt die Gestalt Konrad Rylejeffs, eines der fünf, die am Galgen endeten. —

Ueber seine ersten Jugendjahre ist wenig bekannt, ausser der Thatsache, dass er seine Erziehung in der Schule des Kadettencorps erhielt und darauf als Militär in die Artillerie eintrat. Er blieb jedoch nicht lange im Dienst, sondern verliess, früh verheirathet, die Armee und zog sich auf sein kleines Dorf zurück, wo er die Achtung und Freundschaft aller seiner Nachbarn so sehr gewann, dass sie ihn erwählten ihr Advokat an dem obersten Gerichtshof in Petersburg zu sein. Es dauerte nicht lange, so war er in der Hauptstadt sowohl für die Ehrlichkeit und Offenheit seines Charakters, wie für seine leidenschaftliche Liebe der Gerechtigkeit und seinen Hass gegen alle Tyrannei, bekannt. Man erzählte u. A., dass ein Bürger, welcher eines Verbrechens angeklagt war, vor dem General-Gouverneur Miloradowitsch geführt wurde, welcher ihn in der gebräuchlichen Weise verhörte, aber keine andere Antwort erhalten konnte, als ein positives Leugnen der Schuld. Der Mann war unschuldig und beharrte dabei, es zu behaupten. Andere Proben fehlten; nur das Zugeständniss des Angeklagten selbst konnte seine Schuld beweisen. Miloradowitsch, der über das fruchtlose Verhör ungeduldig wurde, drohte, ihn dem obersten Ge-

richtshof zu überliefern, indem er hoffte, ihn durch die Furcht zum Geständniss zu bringen, da er wohl wusste, wie sehr das russische Volk den obersten Gerichtshof verabscheute. Zu seiner grossen Ueberraschung jedoch fiel der Mann ihm zu Füssen und dankte ihn mit Thränen für die Gnade, die er ihm erweise.

»Wie, welche Gnade habe ich dir denn erwiesen?« frug Miloradowitsch.

»Nun, dass ich gerettet bin,« erwiderte der Mann. »Sie schicken mich zu dem obersten Gerichtshof, zu Rylejeff. Mit ihm sind die Unschuldigen gerettet.«

Solch ein Zeugniss spricht lauter, denn jedes Lob für den Charakter eines Menschen.

Ungeachtet des Erfolgs in seiner juristischen Laufbahn, wendete Rylejeff mehr und mehr seine ganze Aufmerksamkeit auf die literarischen und politischen Beschäftigungen, für welche er so besonders begabt war. Seine poetischen und prosaischen Schöpfungen fingen an, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Er wurde der willkommene Gast in den gebildetsten und geistvollsten Kreisen der Hauptstadt und sein eigenes Haus wurde der Mittelpunkt der literarischen Welt in Petersburg. Aber das grosse bewegende Motiv seines Lebens war die glühende Liebe zu seinem Vaterland und der Wunsch, Freiheit und Kultur daselbst entwickeln zu helfen. Diese Richtung, vereint mit seiner Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit, sind die unterscheiden-

den Merkmale seiner dichterischen Schöpfungen. Eines Tages wurde Petersburg betroffen von einem satyrischen Gedicht, welches in schonungsloser Weise den allmächtigen Liebling des Kaisers, Araktschejeff angriff, den Mann, vor welchem ganz Russland zitterte, durch dessen Urtheil die Menschen ohne Verhör verschwanden, welcher sich in jeden Zweig der Verwaltung mischte, obgleich er kein besonderes Amt annahm, welcher Alles beobachtete, Alles wusste, und sowohl den kleineren Tyrannen, die sein Beispiel geschaffen hatte, wie den Unterdrückten gleich schrecklich war.

Diesen allmächtigen und böswilligen Mann berief Rylejeff vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, und indem er dessen Thaten bei ihrem rechten Namen nannte, weissagte er ihm den Fluch der Nachwelt. Petersburg war zum Tode erschrocken und zitterte für das Schicksal des kühnen jungen Dichters.

Aber das Porträt war zu gut gezeichnet, als dass Araktschejeff gewagt hätte, sich dazu zu bekennen. Der Sturm ging vorüber und ein Gemurmel des Beifalls belohnte den Satyriker. Es war Rylejeffs erste Herausforderung an den Despotismus und die Wirkung auf das Publikum war gross. Das Volk fing an zu begreifen, dass es möglich sei, die Wahrheit zu sagen und die Mächtigen zur Rechenschaft zu ziehen. Rylejeffs politische Laufbahn begann mit diesen Versen. Die

edle Empörung, das warme jugendliche Gefühl, die Schärfe der Satyre, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit und besonders die einer geheimen Gesellschaft, welche für die Sache der Freiheit arbeitete, auf sich. Allgemein geachtet, mit verdientem Erfolg als Dichter gekrönt und als ein begeisterter Patriot und freisinniger Mensch bekannt, wurde Rylejeff in jene Gesellschaft eingeführt und als Mitglied aufgenommen. Hier fanden sein Kummer über die Leiden seines Landes, seine Träume einer besseren Zukunft und sein heisses Verlangen nach patriotischer Thätigkeit, die rechte Richtung. Der rasche Jüngling reifte zum vorsichtigen Mann, der unbesonnen Handelnde zum besonnenen Verschwörer; der zu leidenschaftliche Sänger zum sich selbstbeherrschenden Dichter, welcher nicht allein mit feurigen Worten die Despoten bedrohte, sondern auch danach strebte, das Volk zu erziehen und in seinem Herzen die Liebe zur Freiheit und Bildung zu entzünden.

Es war natürlich, dass ein so hervorragender Mann die argwöhnische Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen und auch dem Neid begegnen musste. Obgleich er ebenso warmherzig und hingebend in seinen persönlichen Neigungen, wie in seinen patriotischen Gefühlen war, so fing man doch an Gerüchte über ihn zu verbreiten und unter Anderem zu sagen, dass er oft von Hause abwesend sei und seine Zeit anderswo, als in der Familie zubringe.

Bestuscheff, einem seiner Freunde, kamen diese Gerüchte zu Ohren und derselbe wurde öfters mit Fragen über den Gegenstand belästigt. Er vertheidigte seinen Freund auf das Wärmste, hielt es aber doch für seine Pflicht, diesen von dem Geschwätz zu unterrichten. Rylejeff legte demselben nicht die geringste Wichtigkeit bei und sagte, dass er sich vor dem einzigen Richter, den er anerkenne, vor seinem Gewissen, vollkommen gerechtfertigt fühle. Einige Zeit nachher kam Bestuscheff, um ihm eine Novelle vorzulesen, die er geschrieben hatte. Es war die Gewohnheit zwischen Bestuscheff, dessen Bruder und Rylejeff, sich gegenseitig ihre literarischen Produktionen vorzulesen ehe sie dieselben der Oeffentlichkeit übergaben. In dieser Novelle hatte der Autor den Kampf eines Mannes zwischen Leidenschaft und Pflicht geschildert. Rylejeff hörte in einer Aufregung zu, welche Bestuscheff erstaunte, obgleich er seines Freundes erregbare Natur kannte. Als es zu dem Punkt kam, wo der Held zwischen den widerstreitenden Anforderungen zur Verzweiflung getrieben wird, rief Rylejeff aus: »Genug, genug!« und fing an, in der äussersten Aufregung im Zimmer auf und ab zu gehen. Endlich entschloss er sich, seinem erstaunten Freund eine Erklärung zu geben.

»Vor einiger Zeit,« so lautete seine Erzählung, »war die Fürstin K . . . . , eine Polin, nach Petersburg gekommen, wegen eines

schon lange dauernden Prozesses ihres Gemahls. Mehrere Personen von Rang und Einfluss hatten Rylejeffs juristischen Beistand für sie in Anspruch genommen und sich angeboten, ihn der Dame vorzustellen. Er willigte ein, deren Sache zu führen, lehnte es aber ab, ihre Bekanntschaft zu machen, zum Theil, weil er nicht gerne persönlichen Verkehr mit seinen Klienten hatte und zum Theil wegen seiner ausserordentlichen Scheu und seinem linkischen Betragen in der Gesellschaft von Damen. Endlich jedoch, als das Anerbieten auf das Dringendste wiederholt wurde und er es als nöthig fand, sich mit einigen Punkten, den Prozess betreffend, bekannt zu machen, die er nur von ihr selbst erfahren konnte, willigte er ein, vorgestellt zu werden. Er fand eine Frau in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit, mit Geist und Talenten begabt und im Besitze des magischen Zaubers der Beredsamkeit und der Thränen. Zunächst fühlte Rylejeff seine natürliche Schüchternheit beim Anblick so hoher Vorzüge wachsen, aber nach einigen Besuchen verlor sich seine Schüchternheit und er fühlte sich bei ihr ganz frei und wohl. Sie behandelte ihn mit besonderer Aufmerksamkeit und mit einer Auszeichnung, welche, da sie sich mit der grössten Zartheit kund gab, ihm nur schmeichelhaft sein konnte. Sie bestrebte sich, seine Ansichten und seine Neigungen kennen zu lernen, um sie sich ebenfalls anzueignen. Seine Urtheile waren ihrer Zustimmung

sicher, seine Gesichtspunkte fand sie immer die edelsten. Nach und nach machten ihre Thränen einer reizenden Belebtheit Platz und zuweilen verrieth sich bei ihr eine nicht zu unterdrückende Bewegung. Rylejeff wurde unwiderstehlich angezogen; er überwachte sein Herz nicht, wiederholte seine Besuche und fühlte endlich, dass die Zauberin ihm nicht länger gleichgültig war.

Dies war das Bekenntniss, welches er seinem Freund machte.

Bestuscheff war erstaunt und bekümmert und sagte endlich: »Vielleicht ist es aber nichts, als der Wunsch zu gefallen, welcher bei Frauen so häufig ist, besonders bei denen ihres Landes und vielleicht nimmst Du auch das grosse Vergnügen, welches die Gesellschaft einer ausgezeichneten Frau gewährt, für ein tieferes Gefühl.«

»O, erwiderte Rylejeff, so unerfahren ich auch bin, so kann ich es mir doch nicht wegleugnen, dass sie tief bewegt wird, wenn unser Gespräch an Gefühle streift, dass sie mich Andern vorzieht, obgleich sie es unabsichtlich verräth, dass sie aufgeregt und befangen ist, wenn wir allein sind, dass, wenn ich meinen Hut nehme, um zu gehen, ein Blick von ihr mich wieder an meinen Sitz fesselt; kurz, der Zustand ihres Herzens ist weder ein Geheimniss für mich, noch ist sie unwissend dessen, was in dem meinigen vorgeht.«

»Aber,« sagte Bestuscheff, »ich verstehe

dies noch nicht recht; Du hast Eigenschaften, um eine bleibende Neigung zu erwecken, wenn man Dich gut kennt, aber Du bist nicht der Mann, einer glänzenden Frau aus der Gesellschaft eine plötzliche Leidenschaft einzuflössen. Gesetzt, dieses wäre nichts als Koketterie, um den Advokaten zu bestechen.« —

»Nein, nein,« rief Rylejeff, ihn unterbrechend, »sie ist keine Kokette, nichts kann einfacher, natürlicher sein als sie in allen Dingen ist«.

Die Heftigkeit dieses Ausrufes bestürzte Bestuscheff, denn es zeigte ihm den wahren Gemüthszustand seines Freundes. Um denselben noch mehr zu ergründen, sagte er scheinbar im Scherz:

»Gut, wenn es so ist, so wundere ich mich nur, dass Du noch nicht von den Gelegenheiten, die sich Dir darboten, profitirt hast, wie am Ende ein Jeder an Deiner Stelle mit gutem Gewissen gethan hätte.«

»Der Himmel behüte mich vor solcher Sünde,« erwiderte Rylejeff, »nicht allein, dass ich ein verheiratheter Mann bin, aber ich könnte auch selbst bei der stärksten Versuchung ihre Schwachheit nicht missbrauchen, denn wenn ihre Sache gerecht ist, würde es mein Gewissen beschweren, solch' einen Preis angenommen zu haben und wenn sie nicht gerecht ist, müsste ich entweder gegen mein Gewissen entscheiden oder ihre Hoffnungen täuschen.«

»Aber Du unlogischer Mensch,« erwiderte Bestuscheff, »Du willst Deinen Grundsätzen treu bleiben. Du willst die Schwäche dieser Frau nicht benutzen, und doch fährst Du fort, sie zu besuchen, erlaubst ihr in Deinem Herzen zu lesen, und verfolgst einen Pfad, wo nur ein Schritt weiter Dich dahin bringen kann, Deine Ideen von Ehre und Treue zu vergessen. Ist es vielleicht deshalb, dass Deine Frau auf dem Lande ist, damit Du Deine Thorheit ungestört fortsetzen kannst?«

»Du thust mir Unrecht,« rief Rylejeff, »ich vermeide, sie zurück zu rufen, damit sie nicht Zeuge meiner Leiden und Kämpfe wird, denn das würde sie zu elend machen.«

Er fuhr fort, seinem Freund die Grösse seiner Qualen und Anstrengungen zu beschreiben, und sie kamen überein, dass er von nun an nichts thun solle, ohne es diesem mitzutheilen. Bestuscheff versprach zu versuchen, Näheres über die Fürstin K. in Erfahrung zu bringen. Von dieser Zeit an wurde er Zeuge der Qualen und ehrlichen Kämpfe seines edlen Freundes. Verschiedenemale wollte Rylejeff seine Besuche einstellen, aber gemeinschaftliche Bekannte brachten ihn unabsichtlich zurück. Er vergass jedoch bei alledem seine höheren Ziele nicht und arbeitete Tag und Nacht im Interesse der geheimen Gesellschaft. Zur Förderung dieser Ziele waren sie Alle genöthigt, viele von den Beamten der Regierung zu sehen,

um die nöthigen Nachrichten einzuziehen und auf diese Weise erfuhr Bestuscheff, dass die Fürstin K. eine Spionin sei, angeworben, Rylejeff zu verrathen, da er schon lange ein Gegenstand des Argwohns für die Regierung war. Die Empörung des edeln Rylejeff bei dieser Entdeckung war unbeschreiblich. Er wollte sogleich zu ihr gehen, um ihr ihr elendes Betragen vorzuwerfen und ihr die Verachtung zu zeigen, die er fühlte, aber Bestuscheff meinte, dies würde ihr nur seine Schwäche zeigen; er solle sich im Gegentheil nichts merken lassen, sondern seine Besuche fortsetzen und versuchen, sie zu entlarven. Da Rylejeff jetzt kälter und anscheinend vertrauter und freier beobachtete, veränderte auch sie den Ton und und verfolgte ihr wirkliches Ziel unverhohlener. Sie fing an, über Freiheit zu sprechen, die Regierung zu tadeln und zu sagen, wie nöthig es sei, diese zu stürzen, um die erste zu erhalten. Früher würde Rylejeff getäuscht worden sein, da er Andere für ebenso gut hielt, als er selbst es war, jetzt aber war er auf seiner Hut und nichts in der Welt konnte ihn bewegen, seine heiligsten Geheimnisse zu verrathen. Sie erfuhr nichts und die Betrügerin wurde die Betrogene.

Im Jahre 1823 kam Oberst Pestel, Haupt der geheimen Gesellschaft von Südrussland, um sich mit den Mitgliedern der Gesellschaft des Nordens zu berathen und einen gemein-

samen Plan zu entwerfen. Pestel war ein Mann von grossen Fähigkeiten, begabt mit einem ungewöhnlich klaren Verstand und einem durchdringenden Urtheil sowohl über Menschen wie über Verhältnisse. Die Bekanntschaft mit ihm hatte einen entschiedenen Einfluss auf Rylejeff und befestigte diesen in seinen politischen Ansichten. Er leugnete sich jedoch nicht einen Augenblick, welche geringe Hoffnung auf Erfolg eine Unternehmung für die Sache der Freiheit zu der Zeit haben konnte. Mehr als einmal sprach er dieses Gefühl, sowohl in Versen als im Gespräch mit seinen Freunden, aus. Aber er glaubte, dass ein Opfer nöthig sei, um das russische Volk zu erwecken und den kommenden Generationen ein Beispiel zu geben, und er bereitete sich vor, wenn es nöthig sein sollte, sein Leben für diesen hohen Zweck hinzugeben.

Als seine ehrwürdige und hochgeliebte Mutter in der Gegenwart Bestuscheff's Abschied von ihm nahm, um in ihr Dorf zurückzukehren, beschwor sie ihn mit der ganzen Wärme mütterlicher Liebe, auf seiner Hut zu sein und sich keinen Gefahren auszusetzen, denn sie vermuthete gefährliche Pläne und war voll trauriger Vorgefühle. Sie bat ihn, sie ihre Augen in Frieden schliessen zu lassen, indem sie ihn glücklich wisse und sagte: »Sei vorsichtig, Du weisst, dass die Regierung argwöhnisch ist, dass überall Spione

lauern, und Du bist unbedacht in Deinen Reden und handelst, als ob Du sie herausfordern wolltest«.

»Theuere Mutter,« entgegnete Rylejeff, »ich bin nicht überall so, wie ich mit Ihnen bin, ich habe höhere Ziele, als die Regierung oder ihre Söldlinge durch unnütze Kundgebungen zu reizen; aber mit Ihnen bin ich offen, weil ich weiss, dass Sie mehr oder weniger meine Gefühle theilen.«

»Mein geliebter Sohn, es ist gerade diese Offenheit, die mich ängstigt; sie lässt mich irgend einen gefährlichen Plan ahnen, der schreckliche Folgen haben kann. Warum willst Du dies fürchterliche Geheimniss Deiner Mutter entdecken? Sie sind sein Freund,« sagte sie, sich zu Bestuscheff wendend, »gebrauchen Sie Ihren Einfluss, ihn von seinen Plänen abzubringen, sagen Sie ihm, dass es mich tödten wird. Es ist wahr, dass Gott ihn mir jeden Augenblick nehmen kann, aber einen gewaltsamen Tod zu suchen, ein schreckliches Ende herbeizurufen —« sie konnte nicht fortfahren, denn die Thränen erstickten ihre Stimme.

Bestuscheff versuchte, sie zu trösten und Rylejeff sagte: »Meine Mutter, ich habe Ihnen nie die allgemeine Richtung meiner Gedanken verhehlt, aber ich wollte Ihnen das Genauere meiner Pläne und Bestrebungen nicht erzählen, weil ich Sie nicht beunruhigen wollte. Nun sehe ich, dass Sie es errathen und so will ich Ihnen die Wahrheit sagen.

Ich bin Mitglied einer geheimen Gesellschaft, deren Ziel der Sturz der absoluten Gewalt, die Einführung der Freiheit in Russland und das Glück von dessen Kindern ist.«

Rylejeffs Mutter war erblasst und ihre Hand zitterte in der Bestuscheffs, welcher sie hielt. Rylejeff fuhr fort: »Die Thatsache, die ich Ihnen jetzt mittheile, kann nur die erschrecken, welche bei der edlen Sache, für die sie handeln, nur an die möglichen persönlichen Folgen denken. Sie müssen sich über solche Furcht erheben. Als Sie mich dem Militärdienst widmeten, setzten Sie mich all seiner Strenge und seinen Gefahren aus; für was opferten Sie mich da? Sie wünschten, dass ich meinem Lande dienen solle und im Geheimen hoffte Ihr mütterliches Herz, dass ich mich auszeichnen würde. Aber konnte ich das eine oder andere thun, ohne mein Leben bei jedem Schritt zu wagen? Nein, Mutter, ich will Ihnen sagen, wie Sie mich in würdigerer Weise opfern können. Ich blieb im Militärdienst so lange, als ich glaubte, ich diene meinem Lande, aber als ich einsah, dass ich nur der Laune eines Despoten diene, verliess ich ihn und wählte den juristischen Beruf als den des Gesetzes. Sie segneten mich damals. Die Zeit der militärischen Glorie ist vorüber; die Menschheit hört auf, Thaten zu bewundern, welche nicht für ihren Fortschritt, sondern für ihre Demüthigung gethan werden. Suvaroff war ein grosser General, aber sein Ruhm ver-

schwindet, wenn wir bedenken, dass er ihn erwarb, indem er die aufgehende Freiheit Europas erdrückte und im Dienst des Despotismus eroberte. In dem Augenblick, wo ich dies verstand, verliess ich die Armee. Ich will mein Glück versuchen, aber für das Glück meiner Mitmenschen. Ich will helfen, das eiserne Scepter aus der Hand des Despoten zu reissen, um der Menschheit ihre legitimen Rechte zu erobern. Sollte es mir gelingen, so kannst Du nicht zweifeln, dass mein einziger Lohn das Glück des russischen Volkes sein wird. Aber wenn ich unterliege, wenn meine Mitmenschen mich nicht verstehen, dann wirst Du wenigstens die Reinheit meiner Absichten kennen und die Nachwelt wird mich vielleicht jenen Märtyrern zugesellen, in deren Reihe Brutus höher steht als Cäsar. Und so, meine Mutter, segne mich.«

»Niemals,« sagte Bestuscheff, »hatte ich Rylejeff beredter gesehen, seine Augen funkelten, seine Wangen glühten.« Die Mutter wurde durch seine Begeisterung gewonnen, sie lächelte, obgleich ihre Thränen nicht aufhörten zu fliessen; sie bog seinen Kopf zu sich herab und segnete ihn. Schmerz und Befriedigung vermischten sich in dem Ausdruck ihres Angesichts, schliesslich jedoch überwog wieder der Schmerz. Sie weinte bitterlich und sagte: »Sei es so; aber ich werde es nicht überleben.«

Der Tod des Kaisers Alexander I. war immer von den geheimen Gesellschaften als

der Zeitpunkt angesehen worden, an welchem eine entschiedene That stattfinden müsse. Dieser Tod trat aber so unerwartet ein in Taganrog, auf der Reise nach dem Süden Russlands, dass die Nachricht davon Jedermann überraschte und die Verschwörer ganz unvorbereitet fand. Rylejeff sah mit dem tiefsten Kummer den für die That günstigen Augenblick vorübergehen, ohne dass etwas geschah. Er verdoppelte seine Thätigkeit, sein Haus wurde der Mittelpunkt für die Berathungen der Verschwörer. Während des Tages gingen diese in der Stadt umher, um die Stimmung der Bevölkerung zu erforschen und am Abend vereinigten sie sich, um sich das Erfahrene mitzutheilen. Dies war jedoch wenig befriedigend. Die Armee hatte Constantin den Eid kalt, aber nicht unwillig geleistet. Die Abdankung Constantins war noch nicht bekannt. Die Couriere eilten hin und her zwischen Warschau und Petersburg und man glaubte, dass Alles entschieden wäre. Rylejeff und die beiden Bestuscheff durchstrichen die Stadt bei Nacht, um zu jedem Soldaten, dem sie begegneten, zu sprechen und ihm einzureden, dass sie betrogen worden seien, dass der verstorbene Kaiser die Emanzipation der Leibeigenen und die Herabsetzung des Militärdienstes auf nur 15 Jahre beabsichtigt habe. Diese Behauptung fand unbedingten Glauben und verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt. Rylejeff wurde krank durch die

grosse Aufregung und Anstrengung während mehrerer Nächte und Tage. Aber seine Krankheit gab den Vorwand, die Zusammenkünfte in seinem Hause zu vermehren. Anhänger kamen von allen Seiten und Rylejeff, ungeachtet seiner Krankheit, leitete Alles.

Bestuscheff gedenkt in seinen Aufzeichnungen mit Schmerz eines kleinen Vorfalls aus jenen Tagen, wo ein Scherz von ihm sich als eine furchtbare Prophezeihung, die nur zu bald erfüllt werden sollte, erwies. Rylejeff musste ein Pflaster auf den Hals legen; als es abgenommen wurde, wollte Bestuscheff ihm den Verband anlegen, berührte ungeschickt die Wunde und Rylejeff stiess einen kleinen Schrei aus. »Welch ein Feigling Du bist,« sagte Bestuscheff scherzend, »Du schreist bei solch einer Kleinigkeit und bist in ein Unternehmen verwickelt, welches Dir den ganzen Hals kosten kann.«

Inzwischen wurde die Ungewissheit über die Thronfolge beseitigt. Konstantin hatte abgedankt und Nikolaus sollte den Thron besteigen. Eine neue Gelegenheit bot sich den Verschwörern dar, da ein neuer Eid der Treue geleistet werden musste. Alle arbeiteten mit dem grössten Eifer und versuchten in der Armee das schon vorhandene Vorurtheil gegen Nikolaus zu verstärken. Rylejeff genas und war die Seele der Verschwörung. Aber obgleich die Thätigkeit der Verschwörer wuchs und neue Mitglieder hinzu-

traten, so war doch nicht viel Aussicht auf Erfolg, da sie noch nicht mit Sicherheit auf ein ganzes Regiment rechnen konnten, obgleich sie von Vielen Versprechungen hatten. Sie zweifelten selbst an der Zulänglichkeit ihrer Kräfte, aber sie fühlten die Nothwendigkeit, etwas zu thun. Rylejeff sagte: »Ich sehe voraus, dass wir keinen Erfolg haben werden, aber der Anstoss ist nöthig für das Volk; die Taktik der Revolution ist in dem einen Wort enthalten: wage! Wenn wir unglücklich sind, so werden wir doch andere durch unser Beispiel belehren.«

Am 12. Dezember kam Rylejeff aufgeregt und kummervoll zu Bestuscheff. Er erzählte, dass Prinz Obolenski, einer der Verschworenen, gerade von Rostoffzoff den Bericht eines Gespräches zwischen diesem und Nikolaus vernommen habe, in welchem Rostoffzoff dem Grossfürsten gesagt hätte, dass ein Plan existire, die Eidesleistung zu verhindern und ihn beschworen habe, dem Thron zu entsagen, um Blutvergiessen zu verhindern. Auf Obolenskis Forderung hatte Rostoffzoff die genauen Worte des Gesprächs niedergeschrieben, um der Gesellschaft zu beweisen, dass er sie nicht verrathen, sondern nur versucht habe, ohne Blutvergiessen das gewünschte Ziel zu erreichen. In diesem Schreiben war weder von dem Dasein einer geheimen Gesellschaft Erwähnung gethan, noch irgend ein Name genannt. Es enthielt nur die Behauptung,

dass ein Plan existire, die Thronbesteigung von Nikolaus zu verhindern, weil Blutvergiessen wahrscheinlich die Folge davon sein würde.

Bestuscheff fragte, als er das Papier las: »Bist Du sicher, dass das Gespräch nicht weiter ging, als hier geschrieben ist?«

»Obolenski schwur, dass der Bericht wahr sei und dass Rostoffzoff ihn freiwillig niederschrieb.«

»Obolenski glaubt dies, weil er zu gutmüthig ist, um Argwohn zu hegen,« erwiderte Bestuscheff, »aber ich glaube, dass Rostoffzoff, den Leuchter Gott und dem Teufel (Russisches Sprichwort) hinhält. Er hat uns verrathen und in dieser Schrift versucht er, sich zu entschuldigen. Aber selbst angenommen, dass er nichts mehr gesagt hat, als was hier geschrieben steht, so ist es doch sicher, dass Nikolaus jetzt das Dasein einer Verschwörung kennt, und wenn er im Augenblick zu sehr beschäftigt ist, oder aus Furcht und Politik nicht wagt, die Sache zu untersuchen, so könnt Ihr doch gewiss sein, dass er es den Tag nach seiner Thronbesteigung thun wird. Rostoffzoff wird dann genöthigt werden, mehr zu bekennen.«

«Du denkst also, dass die geheime Polizei uns in die Hand nehmen wird?»

«Ich wiederhole,« erwidert Bestuscheff, dass Nikolaus jetzt Furcht hat, etwas anzufangen. Der starke Punkt unserer Ver-

schwörung ist das Gefühl der Treue, welches in der Armee gegen den an Konstantin geleisteten Eid vorherrscht und die offenbare Abneigung, Nikolaus den Eid zu leisten. Seid sicher, dass die geheime Polzei Nikolaus von diesen Thatsachen unterrichtet hat, aber, wie schon gesagt, er wagt noch nicht gegen uns zu handeln, weil er noch ungewiss ist, ob Konstantin nicht nach Allem dennoch die Krone annehmen wird; denn in diesem Fall würde der nicht billigend auf Massregeln gegen Personen blicken, welche ihm treu gewesen sind.«

»Und Du glaubst, dass wir schon verrathen sind?« fragte Rylejeff.

»Ich zweifle nicht daran, und wir werden sicher nächstens, wenn nicht im Augenblick, aufgefordert werden, Nikolaus den Eid der Treue zu leisten. Mein Rath ist, diese Schrift Niemand zu zeigen und zu handeln. Es ist besser, dass es bekannt wird, was aus uns geworden ist, als dass wir geheimnissvoll verschwinden und die Welt nicht erfahre, für welche Sache wir gefallen sind.«

Rylejeff umarmte den Freund mit tiefer Bewegung und sagte: »Ich war überzeugt, dass dies Deine Meinung sein würde. Lass uns denn in Gottes Namen vorgehen! Unser Schicksal ist entschieden, wir sind verloren; aber wir müssen kämpfen; das Beispiel wird bleiben. Lass uns uns selbst das Opfer für die künftige Freiheit unseres Landes darbringen.«

Am Abend des 13. Dezember fand eine letzte Zusammenkunft der Gesellschaft statt. Bestuscheff war verhindert, aber Rylejeff kam, ihm die genommenen Beschlüsse mitzutheilen. Diese waren: den folgenden Tag, an dem der Eid geleistet werden sollte, mit den Truppen, auf die sie rechnen konnten, zum Winterpalast zu marschieren und Nikolaus nebst seiner Familie gefangen zu nehmen, in der Hoffnung, dass dessen Anhänger, sich ohne Anführer sehend, gelähmt werden und die noch unentschlossenen sich ihnen dann anschliessen würden.

»Ich wiederhole,« sagte Rylejeff, »der Erfolg einer Revolution ist in dem einen Wort enthalten: wage!«

Am Morgen des 14. Dezember kam Bestuscheff früh zu Rylejeff und fand ihn, sich vorbereitend, das Haus zu verlassen.

«Was hast Du beschlossen zu thun?« frug Rylejeff.

»Meinem Entschluss treu zu bleiben. Ich gehe zu den Garden, meine Gegenwart da wird nützlich sein.«

»Gut,« versetzte Rylejeff, »ich gehe zu dem Regiment Finnland und zu den Grenadieren und wenn sie marschieren, stelle ich mich in die Reihen, die Muskete in der Hand.«

»Wie, so in Deinen Zivilkleidern?« frug Bestuscheff.

»Vielleicht ziehe ich den Kaftan an und

vereinige so den Soldaten mit dem Bauer in dieser ersten Anstrengung für die allgemeine Freiheit.«

»Ich möchte Dir davon abrathen,« bemerkte Bestuscheff, »die Soldaten sind noch nicht reif genug, um solche Feinheiten des Patriotismus zu verstehen und würden vielleicht diese edle, aber einseitige Kundgebung schlecht aufnehmen.«

»Du hast Recht,« sagte Rylejeff nach einigem Nachdenken, »es ist besser einfach zu handeln. Wir können siegen und unsere Träume können Wirklichkeit werden — aber nein, es ist viel wahrscheinlicher, dass wir untergehen.« Er seufzte tief, die Freunde umarmten sich und schickten sich an, das Haus zu verlassen. Aber es erwartete sie noch eine peinvolle Prüfung. Rylejeffs Frau eilte ihnen nach, nahm Bestuscheffs Hand und sagte mit strömenden Thränen: »Nehmen Sie meinen Mann nicht von mir; ich weiss, er geht in's Verderben.«

Bestuscheff, dessen Seele mit Begeisterung erfüllt und zum Opfer bereit war — wie die Seelen aller seiner Freunde an dem denkwürdigen Tage — versuchte ihr dieselben Gefühle beizubringen, ohne zu bedenken, wie kalt ein solcher Trost für das Herz der Gattin und Mutter sein musste. Rylejeff versuchte ebenfalls, sie zu beruhigen, aber sie schien sie nicht zu hören und ihre grossen dunkeln Augen irrten mit dem Ausdruck der Ver-

zweiflung von dem Einen zum Andern. Dieser schmerzvolle Blick war schon beinahe zu viel für die Standhaftigkeit der Männer; und nun rief sie noch plötzlich: »Nastinka komm und bitte deinen Vater für uns Beide.« Die kleine Tochter lief herbei und umarmte weinend des Vaters Knie, während die Mutter ihm beinahe leblos in die Arme sank. Er legte sie sanft auf das Sopha, riss sich von dem Kinde los und verliess das Haus.

Es war spät, als Bestuscheff auf dem Platze ankam, wo der Eid geleistet werden sollte. Er fand Rylejeff dort, welcher sagte: »In diesem Augenblick sind wir Alle frei, wir fühlen diese Freiheit, wir athmen sie und sie ist es werth, freudig unser Leben für sie hinzugeben.«

Die Einzelheiten des Kampfes und das Misslingen des Unternehmens sind bekannt.

Am 15. waren die meisten der Verschwörer schon in der Festung und in den Gefängnissen. Während des Prozesses benahm sich Rylejeff mit der grössten Würde, leugnete nichts und lud so viel Verantwortung wie möglich auf sich. Der Prozess dauerte mehrere Monate. Am 12. Juli 1826 wurde endlich das Urtheil gesprochen. Rylejeff, Pestel, Murawieff, Bestuscheff (Bruder des Schreibers dieser Memoiren) und Kachoffski wurden zum Tod am Galgen verurtheilt; die Uebrigen, mehrere Hundert an der Zahl, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken von Sibirien.

Der folgende Brief, den er unmittelbar vor seiner Hinrichtung an seine Frau schrieb, ist das Letzte, was Rylejeff geschrieben hat:

»Gott und der Czar haben mein Schicksal entschieden. Ich muss sterben — den Tod eines Verbrechers sterben. Dieser Brief wird Dir, meine theure, meine unschätzbare Freundin, durch den ehrwürdigen Vater, den Metropolitan Mislowski überbracht werden. Er hat versprochen, für meine Seele zu beten. Gieb ihm meine goldene Tabaksdose, als ein Zeichen der Dankbarkeit oder vielmehr als eine Erinnerung, denn Gott allein kann ihn belohnen für das Gute, das er mir durch seine Gespräche gethan hat. Bleibe nicht lange mehr hier, beeile Dich, Deine Angelegenheiten zu ordnen und zu Deiner verehrten Mutter zurückzukehren; bitte sie, mir zu vergeben und das erbitte von Allen. Gieb meine liebevollsten Grüsse an K. H. und seine Kinder und sage ihm, mich nicht wegen M. L. anzuklagen. Nicht ich habe ihn in das allgemeine Verderben gelockt, er selbst bezeugt das.

Ich beabsichtigte um eine Zusammenkunft mit Dir zu bitten, aber nach reiflicher Ueberlegung dachte ich, es würde mich zu sehr erschüttern. Ich bete zu Gott für Dich, für meine Nastinka und meine arme Schwester, und ich werde die ganze Nacht im Gebet verbringen. Beim Morgengrauen wird der Metropolitan, mein Freund und Wohlthäter, mir das heilige Abendmahl reichen. Ich segne

Nastinka in Gedanken mit dem Bildniss unseres Erlösers, und ich empfehle Euch Alle dem Schutz des lebendigen Gottes. Ich bitte Dich, vor Allem über Nastinka's Erziehung zu wachen und ich wünsche, dass sie bei Dir erzogen werde. Suche ihr Deine Frömmigkeit einzuflössen, dann wird sie glücklich sein, was ihr auch im späteren Leben begegnen möge. Wenn sie sich verheirathet, möge sie ihren Gatten so glücklich machen als Du, meine theure, meine gute, meine würdige Freundin, mich während acht Jahren gemacht hast. Kann ich Dir mit Worten danken? Sie könnten meine Gefühle nicht ausdrücken; Gott wird Dich belohnen. Dem ehrwürdigen P. L. meinen aufrichtigen, tiefgefühlten Dank. Lebt wohl! Man befiehlt mir, mich umzukleiden. Sein heiliger Wille geschehe!

Dein wahrer Freund
Konrad Rylejeff.

In der Mitte der Nacht reichte der Metropolitan Mislowski vieren der Verurtheilten das Abendmahl. Pestel war ein Protestant und empfing den Besuch eines Predigers. Dann öffneten sich Thüren in den Gängen der Kasematten und zwischen dem Geklirr von Ketten, dem Geräusch von Stimmen und Fusstritten, hörten einige der Gefangenen, welche angstvoll lauschten, wie Rylejeff im Vorübergehen sagte: »Lebt wohl, lebt wohl, meine Brüder.«

Im Hof der Festung wurden die fünf

Opfer von Grenadieren mit aufgestecktem Bajonett umgeben. Der Tag brach an und in dem trüben Dämmerlicht verliess der traurige Zug die Festung und bewegte sich langsam nach dem Platz hin, wo die Galgen errichtet waren. Als sie ankamen, näherte sich Mislowski, der sie begleitete, Rylejeff, um ihm einige Worte des Trostes zu sagen. Rylejeff nahm seine Hand, legte sie auf sein Herz und sagte: »Fühlt, mein Vater, klopft es schneller als gewöhnlich?«

Er ging dem Tod nicht allein mit Ergebung, sondern mit der Befriedigung eines Märtyrers entgegen, welcher weiss, dass sein Opfer nicht umsonst gebracht wird.

Die fünf nahmen Abschied von einander und drückten sich noch einmal die Hand. Dann wurden ihnen die Stricke um den Hals befestigt. Mislowski ging von den Stufen weg und als er sich rückwärts wandte, sah er mit Entsetzen zwei der Verurtheilten hängen und drei mit zerrissenen Stricken auf die Plattform fallen. Murawieff war schwer verletzt, sein Bein war gebrochen und er rief aus: »Armes Russland, wo sie nicht einmal verstehen einen Mann zu hängen!« Kachowski fluchte; Rylejeff sagte kein Wort. General Tscherintscheff, welcher die Hinrichtung überwachte, befahl, die Stricke wieder in Stand zu setzen. Die Prozedur fing von vorne an und bald hatten Rylejeff und seine Leidensgefährten aufgehört zu leben.

Sie wurden in ein unbekanntes Grab geworfen.

Diese Hinrichtung brachte eine ungeheure Aufregung unter der grossen Zahl der Zuschauer und sogar unter den Gegnern der Opfer hervor. Einer der dabei gegenwärtigen Offiziere, welcher ein Jahr nachher starb, sagte, dass die Erschütterung, die ihm jener Anblick verursacht habe, die Veranlassung seines Todes sei. »Ich kann niemals,« sagte er, »ohne Thränen an diese unglücklichen Männer denken.«

II.

Die Memoiren des Iwan Dimitrieff Jakuschkin erzählen uns einige merkwürdige Einzelheiten von der Art, in welcher die Verfolgung der Angeklagten geführt wurde und von den willkürlichen und zugleich thörichten Massregeln, durch welche es dem Despotismus gelang, obgleich moralisch besiegt durch die edlen und offenen Charaktere der Angeklagten, diese eifrigen Vertheidiger des Rechts und der Gerechtigkeit gänzlich zu unterdrücken.

Nach dem unfruchtbaren Kampf für die Sache der Freiheit am 14. Dezember wurden viele der Verschworenen alsbald gefangen genommen.

Jakuschkin blieb in Freiheit bis zum 10. Januar 1826. Am Abend dieses Tages sass er mit den Seinigen beim Thee, als man ihm den Polizeiminister meldete, der ihn allein zu sprechen wünsche. Da er seine Gefangen-

nahme längst erwartete, war Alles darauf vorbereitet und er erklärte dem Polizeiminister auf dessen Frage nach seinen Papieren, dass er keine hätte, dass aber, hätte er welche gehabt, er sie gewiss verbrannt haben würde, da man ihm Zeit genug dazu gelassen hätte. Er hatte indess mit Absicht ein geschriebenes Prospekt zur Emancipation der Leibeigenen auf den Tisch gelegt, weil er wünschte, es solle von den Behörden gelesen werden.

Der Polizeiminister verschmähte, diesen »unnützen Pads« zu nehmen und befahl Jakuschkin, ihm zu folgen. Jakuschkin nahm in seiner Gegenwart Abschied von der Familie und wurde dann zu dem Oberpolizeimeister Schulgin geführt, welcher ihn mit der Bemerkung empfing, »dass er seiner Sache durch die Zerstörung seiner Papiere sehr geschadet habe.« »Dass Sie keine gehabt hätten, ist unmöglich,« setzte er hinzu. »Sie haben lesen und schreiben gelernt, Sie müssen Briefe bekommen und beantwortet haben.«

Jakuschkin erinnerte sich, zwei Briefe zurückgelassen zu haben, einen von seiner Schwester und einen andern von seinem Starost, die auf seinem Tische lägen.

»Das ist ganz genügend,« sagte Schulgin, »ich werde schicken, sie zu holen. Es ist durchaus nöthig, einige Papiere zu haben, da in dem vom Fürsten Galitzin unterschriebenen Verhaftsbefehl gesagt ist, Sie und alle bei Ihnen gefundenen Papiere festzunehmen.«

Hierauf wurde Jakuschkin auf das Oberpolizeiamt und von da auf das Generalstabsbüreau geführt; dort gab man ihm einen Adjutanten mit, der ihn zum General Potapoff führte, welcher ihn höflich empfing und ihn in den Winterpalast zu dem Kommandanten von Petersburg brachte, der ihm ein Zimmer zu ebener Erde anwies, dessen Thüren und Fenster von Soldaten mit gezogenem Säbel besetzt waren. Hier verbrachte er die Nacht und den folgenden Tag. Am Abend des letzteren wurde er in einen Saal der Eremitage geführt, wo General Lewascheff in voller Uniform an einem, mit grünem Tuch bedeckten Spieltisch sass und folgendermassen ein Verhör mit ihm begann:

»Gehörten Sie zur geheimen Gesellschaft?«

»Ja!«

»Was wissen Sie von deren Handlungen?«

»Nichts Besonderes.«

»Mein lieber Herr,« sagte Lewascheff, »glauben Sie, dass wir so unwissend sind? Der Aufstand am 14. war unzeitig, aber wir wissen, dass bereits im Jahr 1818 ein Plan gemacht war, den Kaiser Alexander zu ermorden, und dass das Loos Sie bestimmt hatte, dies auszuführen.«

»Ich bitte um Verzeihung, Sie irren sich, Excellenz,« unterbrach ihn Jakuschkin, »ich selbst erbot mich, den Streich auf den Kaiser zu führen, ich wollte diese Ehre keinem Andern überlassen.«

Lewascheff schrieb diese Worte nieder und forderte dann Jakuschkin auf, die Namen aller bei jener Entscheidung Gegenwärtigen zu nennen. Jakuschkin verweigerte es, indem er sagte, dass er beim Eintritt in die Gesellschaft gelobt habe, niemals den Namen eines Mitgliedes zu nennen.

«Dann muss ich Sie zwingen, dieses zu thun,« sagte Lewascheff. »Ich gehe zu der Pflicht des Richters über und sage Ihnen, dass in Russland die Tortur noch angewendet wird.«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, Excellenz, für diese Benachrichtigung, aber jetzt werde ich erst recht Niemand nennen.«

»Alle Ihre Gefährten versichern, dass das Ziel der geheimen Gesellschaft gewesen sei, die Autokratie mit der konstitutionellen Monarchie zu vertauschen.«

»Das ist sehr möglich.«

»Was wissen Sie von der Konstitution, die man in Russland einführen wollte?«

»Ich weiss entschieden gar nichts davon,« erwiderte der Gefragte, und wirklich kannte er den Entwurf Murawieffs nicht und hatte nur vor längerer Zeit einen Theil von Pestels »russischen Rechten« lesen gehört, in dem es sich aber nur um die Gemeinde-Organisation handelte.

»Was war Ihre besondere Thätigkeit in der Gesellschaft?« frug Lewascheff weiter.

»Ich beschäftigte mich besonders mit Plänen zur Befreiung der Leibeigenen.«

»Was dachten Sie darüber?«

»Dass dies ein Knoten sei, den die Regierung versuchen müsse aufzulösen, denn wenn er gewaltsam zerhauen würde, könnte es gefährliche Folgen haben.«

»Was könnte aber die Regierung dabei thun?«

Die Leibeigenen den Besitzern abkaufen.«

»Unmöglich, Sie wissen ja, dass die russische Regierung wenig Mittel hat.«

Hierauf folgt eine neue Aufforderung, die Namen der Verschworenen zu nennen, und auf eine abermalige Verneinung musste Jakuschkin das Blatt Postpapier unterschreiben, auf welches Lewascheff seine Antworten aufgeschrieben hatte; er that dies ohne es zu lesen. Dann wurde er in einen anderen Saal geführt und mit den Wachen allein gelassen. Während des Verhörs war es ihm ganz leicht um's Herz gewesen und er hatte mit Freude ein Bild der heiligen Familie von Dominichino angesehen, welches hinter Lewascheffs Stuhl hing. Jetzt allein und seinen Gedanken überlassen, fielen ihm die Worte wieder ein, dass in Russland die Tortur noch angewendet werde, und das machte ihn schaudern. Nach kaum zehn Minuten öffnete Lewascheff die Thür und winkte ihm, einzutreten. An dem Spieltisch stand der neue Kaiser Nikolaus. Er winkte Jakuschkin, näher zu kommen und sagte: »Sie brachen Ihren Eid.«

»Ich bitte um Vergebung, Majestät.«

»Was erwarten Sie in jener Welt? Ewige Verdammniss. Sie können die Meinung der Menschen verachten, aber Sie sollen zittern vor Dem, was Sie in jener Welt erwartet. Doch wünsche ich nicht, Sie auf ewig zu verderben. Ich werde Ihnen einen Priester schicken. — Nun, warum antworten Sie mir nicht?« rief er zornig.

»Was wünschen Sie von mir, Majestät?«

»Ich denke, ich habe deutlich genug gesprochen, wenn Sie Ihre Familie nicht ruiniren wollen, dass wir Sie wie ein Schwein behandeln, so müssen Sie Alles bekennen.«

»Ich gab mein Ehrenwort, Niemand zu nennen und was ich über mich selbst zu bekennen hatte, habe ich schon Seiner Excellenz gesagt,« erwiderte Jakuschkin, und zeigte auf Lewascheff, der in demüthiger Haltung zur Seite stand.

»Was, zum Teufel, habe ich mit Ihrem »Excellenz« und Ihrem dummen »Ehrenwort« zu thun.«

»Ich werde Niemand nennen, Majestät.«

Der Kaiser sprang drei Schritte zurück, ballte die Faust nach Jakuschkin hin und schrie: »Man muss ihn so in Ketten legen, dass er weder Kopf noch Fuss rühren kann.«

Jakuschkin, welcher gefürchtet hatte, der Kaiser würde ihn durch Mitleid erniedrigen, ihn von der Ohnmacht der Gesellschaft überzeugen und durch Grossmuth besiegen, war während des Gesprächs ganz ruhig geworden

und hatte sich dem Kaiser überlegen gefühlt. Aber als er auf einen Wink Lewascheffs abgeführt wurde, überfiel ihn von Neuem die Angst vor der Tortur. Er war überzeugt, man werde sie bei ihm anwenden und der Kaiser habe das Wort nur nicht ausgesprochen, weil er es nicht für schicklich gehalten habe. Er wurde in ein Zimmer geführt, welches vordem eine Kapelle gewesen war und dieser düstere Raum, so wie der Anblick der Diener und Beamten, welche noch in Trauer um den verstorbenen Kaiser waren — Alles arbeitete auf seine aufgeregte Phantasie. Endlich hörte er Stimmen und das Klirren von Ketten in dem anstossenden Raum. Der Befehlshaber der Festung trat ein mit seinen Gehülfen, näherte sich einem Licht, hielt ein Blatt Postpapier daran und las: »Auf den Befehl des Kaisers sollst Du in Ketten gelegt werden.« Darauf wurden ihm an Händen und Füssen Ketten angelegt und er fühlte sich fast getröstet, denn Ketten waren noch keine Tortur. Er wurde dem Adjutant Trussoff übergeben, wecher ihm ein Tuch über den Kopf warf und ihn in einem Schlitten in das Gefängniss der Festung abführte. Als sie die Zugbrücke passirten, gedachte Jakuschkin an Dantes Worte: »Lasst alle Hoffnung schwinden, die Ihr hier eintretet.« Denn von diesem Gefängniss insbesondere sagte man, dass von den Vielen, die hineingebracht waren, Keiner je wieder herausgekommen sei. Soldaten

führten ihn in ein kleines Zimmer, wo ihn der Kommandant, ein siebzigjähriger Greis, erwartete. Hier zwang man ihn, den Gefängnissanzug anzulegen, eine grobe Jacke und eben solche grobe Hosen, die schon sehr vertragen waren, und über welche seine Ketten wieder befestigt wurden. Der Kommandant wünscht ihm gute Nacht und setzte hinzu: »Gott rette uns Alle.« Darauf ward die Thür geschlossen und er war allein.

Das Zimmer, in welchem er sich befand, war nicht sehr gross und die Wände trugen die Spuren der Ueberschwemmung von 1824. Die Fenster waren mit weisser Farbe übermalt und mit starken Eisengittern versehen. Die Thür war verriegelt und vor derselben standen Wachen. Trotz dieses traurigen Aufenthalts und trotz der Ketten an Händen und Füssen, die 22 Pfund wogen, fühlte Jakuschkin sich fast glücklich, als er sich allein fand, der Tortur entgangen war und Zeit hatte, seine Gedanken zu sammeln. Um sieben Uhr Abends brachte ihm ein Soldat zu essen und da er beinahe 48 Stunden gefastet hatte, ass er mit gutem Appetit und würde eben so gut geschlafen haben, hätte ihn das Geräusch seiner Ketten nicht zuweilen geweckt.

Früh am folgenden Morgen erschien der Kommandant und zwei Subalterne, um nach seiner Gesundheit zu fragen. Er blieb den ganzen Morgen im Bett. Gegen 12 Uhr

hörte er Fusstritte vor seiner Thür und die geflüsterte Frage: »Wer ist hier?« und die ebenfalls geflüsterte Antwort: »Dimitrieff.« Die Thür wurde geöffnet und der Pope der Festung trat ein, setzte sich an sein Bett und nach einigen Worten der Theilnahme an Jakuschkins trauriger Lage, erklärte er, dass der Zar ihn geschickt habe und fing mit den gewöhnlichen Fragen und Ermahnungen an.

»Haben Sie wenigstens einmal im Jahr das heilige Abendmahl genommen?«

»Ich habe es während fünzehn Jahren nicht genommen, noch habe ich gebeichtet.«

»Hielten die Pflichten des Dienstes Sie ab, diese christliche Schuldigkeit zu vollziehen?«

»Nein, ich habe schon seit acht Jahren meinen Abschied; aber ich habe nicht gebeichtet und kumunizirt, weil ich es nicht als eine blosse Zeremonie thun wollte und weil ich weiss, dass man in Russland mehr als irgendwo Toleranz für religiöse Meinungen hat, denn ich bin in der That kein orthodoxer Christ.«

Der Pope ermahnte ihn nun nach besten Kräften und erinnerte ihn schliesslich daran, was sein Schicksal in der zukünftigen Welt sein würde.

»Wenn Sie an einen barmherzigen Gott glauben,« erwiderte Jakuschkin, »so müssen Sie überzeugt sein, dass uns Allen dort ver-

geben werden wird; Ihnen, mir und meinen Richtern.«

Der Pope war ein guter Mann, er weinte und beklagte es, dass er nichts für den Gefangenen thun könne. Als er fort war, brachte ein Soldat diesem etwas schwarzes Brod anstatt des Mittagessens. Gegen Abend hatte er einen anderen offiziellen Besuch, den Adjutant Trussoff und sein Gefolge; sie brachten ihm eine Pfeife und etwas Tabak. Jakuschkin fand erst später aus, dass dies ein Mittel der Bestechung hätte sein sollen. Am folgenden Tag bekam er wieder geistlichen Besuch, der Metropolitan der Kathedrale von Kasan, Mislowski, erschien bei ihm, fiel Jakuschkin um den Hals, küsste ihn zärtlich und bat ihn, sein Geschick mit Muth zu tragen, nach dem Beispiel der Apostel und der Väter der Kirche.

»Kommen Sie im Namen der Regierung?« frug Jakuschkin trocken.

Diese Frage verwirrte den Priester in Etwas und er sagte, dass er freilich ohne die Erlaubniss der Regierung nicht hätte kommen können, dass er aber gedacht habe, in Jakuschkins Lage könne selbst die Gegenwart eines Hundes angenehm sein und dass ihm daher sein Besuch nicht unwillkommen sein würde.

»Ein Besuch mit der einfachen Absicht der Unterhaltung würde allerdings in meiner Lage sehr willkommen sein. Aber es ist besser

ganz offen mit Ihnen zu sein, Sie sind ein Priester und als solcher können Sie mir durchaus keinen Trost gewähren, während Ihre Gegenwart vielleicht vielen meiner Gefährten sehr tröstlich sein wird.«

»Ich frage nicht nach Ihrem Glauben,« erwiderte Mislowski, »ich weiss nur, dass Sie leiden und ich würde glücklich sein, wenn meine Besuche, nicht die des Priesters, sondern des Menschen, Ihnen etwas gut thun könnten.«

Nach dieser Erklärung konnte Jakuschkin nicht anders, als ihm die Hand reichen und ihm danken. Mislowski kam nun täglich, benahm sich einfach theilnehmend, ohne von Religion zu sprechen und da er den langen Weg von der Kathedrale bis zur Festung zu Fuss machte, verschmähte er nie Jakuschkins Mittagessen, welches aus Schwarzbrod und Wasser, von ihnen im Scherz Champagner genannt, bestand, zu theilen.

Nach einigen Tagen wurde die Stille des Gefängnisses am Abend in einem der anstossenden Zimmer durch einen furchtbaren Lärm unterbrochen. Jakuschkin erfuhr später durch Mislowski, dass man einen der Gefangenen, den unglücklichen Bulatoff, in das Hospital gebracht habe, da er durchaus keine Nahrung zu sich habe nehmen wollen und halb von Sinnen und sterbend sei. Vor seinem Tode habe man ihm erlaubt, seine zwei kleinen Töchter, die er leidenschaftlich liebte, zu sehen,

aber sie erkannten ihn nicht wieder und liefen mit Entsetzen von ihm weg.

An einem andern Abend, als die letzten Gefängnissbesuche gemacht waren, trat ein Soldat in Jakuschkins Zimmer und brachte ihm etwas Weissbrod, das sein Offizier ihm schickte mit der ausdrücklichen Bitte, es gleich aufzuessen, damit man nicht am Morgen die Spuren davon fände, welche den Geber in Verlegenheit bringen würden. Jakuschkin hatte kein Verlangen zu essen, aber noch weniger wollte er dem Offizier Verdruss bereiten und so ass er alles auf. Da er aber durch seine bisherige Diät sehr geschwächt war, so verursachte ihm die ungewohnte Speise eine schlaflose Nacht und Magenkrämpfe. Am Morgen kam, wie gewöhnlich, der Doktor und er theilte ihm die Wirkung mit, ohne ihm die Veranlassung zu nennen, worauf der Doktor sagte, er dürfe nicht blos trockenes Brod essen. Wahrscheinlich in Folge des Berichts vom Doktor kam der alte Festungskommandant, um Jakuschkin zu sehen, drückte ihm die wärmste Sympathie mit seiner Lage aus und beschwor ihn, seine Mitverschworenen zu nennen und so derselben ein Ende zu machen. Jakuschkin erwiderte, dass nichts in der Welt ihn bewegen würde, dies zu thun, aber er war gerührt durch des alten Mannes Flehen und bedauerte seine Unfähigkeit, ihm etwas Angenehmes erzeigen zu können. Der Kommandant fing nun an, den neuen Kaiser zu

preisen, und ging so weit, ihn einen Engel zu nennen.

»Gebe Gott, dass dies wahr sei,« versetzte Jakuschkin.

»Sie haben sich umsonst in's Verderben gestürzt,« sagte der Alte, »solch ein ungeheures Reich, wie Russland, muss durch einen autokratischen Monarchen regiert werden. Gesetzt, Ihr Unternehmen am 14. wäre gelungen, so wäre das Resultat doch nur die Anarchie gewesen und es würde mehr als zehn Jahre erfordert haben, um nur irgend eine Ordnung einzuführen.«

»Wir dachten auch nie daran, dass Alles mit einem Mal gehen würde,« bemerkte Jakuschkin.

Nachdem er vergebens zur Nachgiebigkeit ermahnt hatte, sagte der Alte endlich, dass trotz der Hartnäckigkeit Jakuschkins er ihm jetzt zu essen schicken wolle und befahl ihm auf's Sorglichste, dass er erst warmen Thee trinken solle, ehe er Fleischsuppe ässe, von der sein Magen sich entwöhnt habe. Jakuschkin war gerührt von des alten Mannes Fürsorge und sprach davon in den dankbarsten Ausdrücken, als Mislowski am Abend kam. Dieser milderte jedoch in etwas seinen Ethusiasmus, indem er ihm versicherte, dass des Kommandanten Fürsorge wahrscheinlich aus der Angst entspringe, dass Jakuschkins Gesundheit sich verschlechtern und dass er vom trockenen Essen sterben könne, wie

Bulatoff vor Hunger gestorben sei; denn die Untersuchungskommission wäre besonders besorgt, dass keiner der Gefangenen vor Beendigung der Untersuchung sterben solle.

Anfangs Februar erhielt Jakuschkin einen Brief von seiner Frau, der ihn ganz glücklich machte. Der Gedanke an seine Familie war ihm bisher so schrecklich gewesen, dass er ihn von sich gewiesen hatte, da es ihm unmöglich schien, ihn zu ertragen. Dieser Brief aber brachte ihm die Nachricht, dass seine Frau einen Sohn geboren habe und dass sie und alle Kinder wohl seien. Jakuschkin fühlte sein Herz von schwerer Sorge befreit und konnte seinen Gedanken nun wieder erlauben, bei den ihm Theuersten zu verweilen. Er legte sich mit dem Gefühl schlafen, dass er einer der glücklichsten Menschen in Petersburg sei. Doch kaum war er eingeschlafen, so öffnete sich die Thür mit Lärm, der wachthabende Offizier mit Gefolge traten ein, brachten ihm seine eigenen Kleider, seinen Pelzmantel und befahlen ihm, sich anzukleiden. Während der Toilette wurden ihm die Ketten abgenommen und als dieselbe beendet war, wieder angelegt. Dann führte man ihn mit verbundenen Augen in das Haus des Kommandanten. Dort musste er lange warten, erst gegen Mitternacht wurde er wieder von Zimmer zu Zimmer und endlich in einen hellerleuchteten Saal geführt, wo man ihm das Tuch von den Augen nahm. Vor ihm stand ein Tisch mit rothem

Tuch bedeckt, um welchen die Mitglieder der Untersuchungskommission sassen und unter ihnen des Kaisers Bruder, Grossfürst Michael. Als man ihm das Tuch von den Augen nahm, herrschte einen Augenblick tiefes Schweigen, nur unterbrochen durch das Klirren von Jakuschkins Ketten, als er sich auf den feierlichen Wink des Generals Tschernitscheff dem Tisch näherte. Tschernitscheff begann jetzt das formelle Verhör. Jakuschkin antwortete, wie früher bei Lewascheff und dem Popen und sah mit einer Art von Verachtung auf die Mitglieder der Kommission, denn jetzt ward ihm plötzlich klar, dass man ihm den Brief seiner Frau geschickt habe, nur um ihn zu bestechen. Tschernitscheff, nachdem er dieselben Fragen, wie der Pope, in Bezug auf die Beobachtung religiöser Ceremonien gethan und dieselben Antworten erhalten hatte, sagte:

»Haben Sie dem Kaiser Nikolaus Treue geschworen?«

»Nein, das that ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich den Eid als unnütz und unpassend ansehe und durchaus nicht an seine Heiligkeit glaube.«

Abermals aufgefordert, seine Gefährten zu nennen, verweigerte er es von Neuem und Tschernitscheff fragte:

»Was macht Sie so hartnäckig in diesem Punkt?«

»Ich wiederhole, dass ich mein Wort gab, Niemanden zu nennen.«

»Sie hoffen, Ihre Gefährten zu retten, aber Sie irren sich.«

»Wenn ich das für möglich gehalten hätte, würde ich wahrscheinlich auch an meine eigene Sicherheit gedacht haben und General Lewascheff nicht gesagt haben, was ich ihm sagte.«

»Sie können sich nicht retten. Wenn die Kommission Sie aufforderte, Ihre Gefährten zu nennen, so war es mit dem Wunsch, Ihnen die Gelegenheit zu geben, Ihr Schicksal zu mildern. Aber da Sie hartnäckig bleiben, so wollen wir Ihnen diejenigen nennen, welche bei jener Versammlung im Jahre 1818 zugegen waren. Es waren Alexander, Nikita, Sergius und Mathias Murawieff, Lunin, von Wiesen und Jakowski. Einige Ihrer Gefährten sagen, dass Sie durch's Loos erwählt wurden, andere, dass Sie sich selbst erboten, den Kaiser zu tödten.«

»Die letzte Aussage ist die richtige, ich bestätige das.«

»Welch' schrecklicher Zustand muss es sein,« sagte Prinz Galizin, »den Gedanken eines solchen Verbrechens auf dem Gewissen zu haben. Haben Sie den Popen gesehen?«

»Ja, er kam, mich zu besuchen.«

Kutussoff, ein Mitglied der Kommission, welcher die ganze Zeit geschlummert hatte, fuhr plötzlich auf und schrie, ohne zu wissen,

was gesagt war: »Was, er wollte nicht einmal den Popen sehen?«

Galizin beruhigte ihn darüber, als aber Jakuschkin erklärte, dass er kein orthodoxer Christ sei, rief ein anderes Mitglied der Kommission spottend aus: »Ah so, wir sind weiser als unsere Voreltern, wir brauchen nicht zu glauben, was die für wahr hielten.«

Tschernitscheff begann sein Verhör auf's Neue und fragte, warum Jakuschkin, da er doch eines der kühnsten Mitglieder gewesen sei, nachher die geheime Gesellschaft verlassen habe? Jakuschkin erwiderte, dass er, überzeugt, dass Russland nicht unglücklicher werden könnte, als es unter Alexander I. gewesen sei, sich auf jener Versammlung in Moskau erboten habe, den Kaiser zu tödten und dass sich Niemand dieser Idee widersetzt habe. Am folgenden Tag hätten aber seine Gefährten erklärt, er würde Alles durch solch eine That verderben und hätten ihn beschworen, es aufzugeben. Dies hätte ihn bestimmt, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen, denn es wäre ihm klar geworden, dass er entweder absichtlich veranlasst worden sei, ein solches Verbrechen begehen zu wollen, oder dass man ihm die Gelegenheit verweigert habe, eine That zu vollbringen, welche nur aus der heissesten Liebe für sein Land beabsichtigt und gerechtfertigt werden konnte.

»Aber war denn Keiner da,« fragte Tscher-

nitscheff, »der Ihnen von Anfang an rieth, die That nicht zu begehen?«

»Ja, Michael von Wiesen that es,« erwiderte Jakuschkin, in der Hoffnung, von Wiesen durch dieses Geständniss zu nützen. Während des letzten Theils des Verhörs kam ihm wieder der furchtbare Gedanke der Tortur, denn er konnte nicht hoffen, ein zweitesmal verschont zu werden. Um so angenehmer war er überrascht, als Tschernitscheff ihm sagte, dass er ihm in Zukunft schriftliche Fragen zuschicken werde, die er ebenfalls schriftlich beantworten solle. Schon am folgenden Tag brachte ihm Trussoff solche. Es waren beinahe dieselben, welche man ihm mündlich am Tag vorher gestellt hatte. Jakuschkin schrieb seine Antworten langsam und bedächtig während zehn Tage. Seine Aussagen waren auch fast dieselben, wie zuvor, nur als er an die Frage nach dem Namen seiner Gefährten kam, zögerte er. Es blieben nur noch wenige zu nennen, ausser denen, welche den Richtern bereits bekannt waren. Indem er sie nannte, konnte er sie kaum einer Gefahr aussetzen, denn einer war im Ausland und die andern hatten einen zu geringen Antheil an den Handlungen der Gesellschaft gehabt, um dafür verantwortlich gemacht zu werden, während seine Weigerung für ihn selbst verderblich werden und ihn vielleicht auf immer von seiner Familie trennen konnte. In dieser Unschlüssigkeit suchte er Rath bei

Mislowski, mit dem er jetzt sehr vertraut geworden war. Dieser hatte ihm einen zweiten Brief von seiner Familie gebracht und hatte seine Dienste als Vermittler zwischen dieser und ihm angeboten. Jakuschkin hatte zuerst gezögert, diese Hilfe anzunehmen, aus Furcht, Mislowski dadurch zu schaden. Aber der war über diesen blossen Gedanken empört gewesen, indem er sagte, dass er es nicht für ein Verbrechen halte, einem Mitmenschen in Jakuschkin's Lage zu helfen und dass er die Folgen nicht fürchte. Auch hatte er so vorsichtig gehandelt, dass Jakuschkin sich beruhigt fühlte und durch ihn mit seiner Familie verkehrte.

Auf die obige Frage um Rath, erwiderte Mislowski, dass er die Weigerung Jakuschkin's für blossen Eigensinn halte und dass er, während alle seine Gefährten bekannt hätten, durch seine Hartnäckigkeit den Gang der Untersuchung aufhalte.

»So sind denn auch Sie gegen mich, Vater,« sagte Jakuschkin traurig, »das hätte ich nicht erwartet«.

Als er diese Worte hörte, fiel Mislowski ihm um den Hals und rief aus: »Theurer Freund, handle nach Deinem Gewissen und möge Gott Dich leiten«.

Jakuschkin schickte seine Antworten ein, ohne Jemanden zu nennen, aber er fühlte selbst, dass seine Festigkeit erschüttert sei, und dass die entsittlichenden Einflüsse des

Gefängnisses, der Ketten und angedrohten Torturen ihr Werk gethan hatten. Er überredete sich mit allerlei Sophismen, dass seine Aussagen vielleicht seinen Gefährten eher nützlich werden könnten, und schrieb am folgenden Tag einen Brief an die Kommission, worin er sagte, dass er zu dem Beschluss gekommen sei, sein Geständniss könne dienen, einige seiner Gefährten zu rechtfertigen. Dies war die erste Folge von den unmoralischen Wirkungen des Gefängnisslebens. Er erhielt sogleich die betreffenden Fragen und fügte darauf zu den der Kommission schon bekannten Namen die von zwei andern Mitgliedern hinzu, von denen das eine im Auslande weilte und das andere eben gestorben war, für beide war also das Bekenntniss nicht gefährlich.

Hierauf wurde Jakuschkin eine Zeit lang in Ruhe gelassen. Dann kam die Fastenzeit. Er wurde gefragt, ob er fasten wolle oder nicht und auf seine Antwort, dass es ihm einerlei sei, erhielt er Fastenspeise, d. h. jeden Tag Kohlsuppe. Er hatte bis dahin nicht wieder über Religion mit Mislowski gesprochen, aber jetzt konnte er nicht umhin, demselben vorzuhalten, dass die russische Regierung niemals Jemand wegen der Beobachtung religiöser Ceremonien belästigt habe. Mislowski erwiderte, dass dies allerdings der Fall sei, dass es aber doch vorkäme, dass die Regierung die von der Kirche Abgefallenen

zuweilen in ein Kloster stecke und sie dort halte, bis sie ihren Irrthum eingesehen hätten. Diese Worte wurden eine neue Versuchung für Jakuschkin. Er bedachte nun, dass die Regierung zufrieden sein würde, wenn er die Ceremonien des Kultus vollziehe und erklärte daher Mislowski, dass er beichten und das Abendmahl nehmen wolle, dass er es jedoch nur als eine Formalität thue, da Mislowski seine Ansichten über den Gegenstand wohl kenne. Mislowski fragte ihn darauf einfach, ob er an Gott glaube, und da Jakuschkin dies bejahte, sagte er ein Gebet und reichte ihm das Abendmahl. Später erfuhr Jakuschkin, dass dies ein wahrer Triumph für Mislowski gewesen sei, und dass derselbe sich gerühmt habe, den hartnäckigsten Atheisten zum Christenthum bekehrt zu haben.

Zu Ostern wurden Jakuschkin die Ketten abgenommen und er blieb einen ganzen Monat lang unbelästigt. Doch wurde ihm die Zeit entsetzlich lang und nur hie und da von fröhlichen Empfindungen unterbrochen. So erinnerte er sich z. B., dass er in Moskau durch Familienrücksichten genöthigt gewesen war, jeden Sonntag bei seinem Onkel zu speisen, und dass die Stunden, die er dort verbrachte, voll tödtender Langeweile für ihn gewesen waren. Jetzt freute er sich an jedem Sonntag, wenn der Soldat ihm seine Gefängnisssuppe brachte, dass er nicht mehr bei seinem Onkel speisen musste.

Als der Sommer kam, wurde es allen Gefangenen erlaubt, in dem kleinen Garten des Gefängnisses spazieren zu gehen. In diesem Garten befand sich das Grab einer Prinzessin Jarakanoff. Das Leben dieser reizenden und ausgezeichneten Frau würde der Feder eines Novellisten einen interessanten Stoff liefern. Sie war die Tochter der Kaiserin Elisabeth und Rasumoffski's und hatte demnach einen unzweifelhaften Anspruch auf den Thron. Wohl wissend, dass dies allein genügte, sie zu einem Gegenstand der Eifersucht von Katharina II. zu machen, zog sie sich freiwillig nach Florenz zurück, um die wahrscheinliche Verfolgung zu vermeiden. Die Vorsicht war indess nicht ausreichend, es war nicht so leicht, der Ungunst Katharina's auszuweichen. Ein russisches Schiff, unter dem Befehl des Grafen Orloff, wurde an die Küste in der Nähe von Florenz gesandt, mit dem ausdrücklichen Auftrag, sich der unglücklichen Prinzess zu bemächtigen. Nachdem der Graf sich auf jede Weise um ihre Gunst beworben hatte und dahin gelangt war, ihr Vertrauen völlig zu gewinnen, lud er sie zu einem Fest auf seinem Schiffe ein. Nicht von fern an einen Verrath denkend, nahm sie die Einladung an und fand sich bald als eine Gefangene auf dem Wege nach Petersburg. In der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit wurde sie eingekerkert und starb im Gefängniss in ihrem siebzigsten Jahr, zur Zeit der grossen

Ueberschwemmung. Man kann denken, dass der Anblick dieses Grabes nicht dazu dienen konnte, die Spaziergänge der Gefangenen zu erheitern.

Am Anfang Juni wurde Jakuschkin vor den obersten Gerichtshof beschieden, um seine Aussagen zu bestätigen. Man zeigte ihm eine ungeheure Menge von Papieren und fragte, ob er ihren Inhalt anerkenne? Sie sorgsam durchzulesen, würde unmöglich gewesen sein, denn 121 Angeklagte mussten durch dieselbe Förmlichkeit in dem Zeitraum von achtundvierzig Stunden gehen. Jakuschkin sah mit einem Blick auf die Papiere eine grosse Anzahl falscher Aussagen, ausser seinen eigenen. Aber man forderte ihn auf, zu unterzeichnen, und er that es. Es war eine Scheinformalität, um den Anschein eines regelrechten Gerichtshofes aufrecht zu erhalten.

Am 12. Juli 1826 wurde Jakuschkin wieder in das Haus des Kommandanten geführt und in einem Zimmer gelassen, wo er zu seiner grössten Freude Nikita und Mathias Murawieff, Wolkonski und zwei andere ihm unbekannte Mitglieder der Gesellschaft fand. Dies Zusammentreffen und die Unterhaltung, besonders mit Nikita Murawieff, thaten Jakuschkin unendlich wohl. Mathias allein sah bekümmert aus, er schien seines Bruders Sergius Schicksal zu ahnen (eines der fünf Gehenkten). Die Anderen waren hoffnungsvoll und erfreuten sich des Zusammen-

seins. Jakuschin sah jedoch mit Betrübniss die Veränderung in dem Aussehen all der Gefangenen, als sie durch das Zimmer geführt wurden. Zuletzt kam Mislowski, nahm Jakuschkin bei Seite und flüsterte ihm zu: »Sie werden etwas von Todesstrafe hören, aber seien Sie ruhig, es wird nicht so weit kommen.«

Die sechs Angeklagten blieben längere Zeit zusammen, dann wurden sie durch eine lange Reihe von Gemächern vor die Versammlung des obersten Gerichtshofs geführt. Metropolitane, Popen, Mitglieder des Staatsraths und Generale sassen um einen Tisch, der mit rothem Tuch bedeckt war. Hinter diesen sass der Senat. Aller Blicke richteten sich auf die Angeklagten, welche, einer nach dem andern, aufmarschierten. Der Justizminister, Fürst Lobanoff, schrieb genau die zu befolgende Ordnung der Verhandlung vor. Die Namen der Angeklagten wurden ausgerufen und ein Jeder hatte seine Identität durch eine Verbeugung zu bezeugen. Als einer von ihnen nicht schnell genug antwortete, schrie Lobanoff: »Antworten Sie auf der Stelle!« Hiernach wurde das Urtheil verlesen. Jakuschkin, als er das seinige hörte, konnte kaum ein Lächeln unterdrücken, so sehr erschien ihm das ganze Verfahren wie eine Komödie. Das Todesurtheil wurde für sämmtliche Gefangenen in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt. Als die Cere-

monie vorüber war, wurden die Gefangenen in ihre Zellen zurückgeführt. Jakuschkin hatte kaum seine Gefängnisskleider wieder angelegt, als der Arzt kam, nach seiner Gesundheit zu fragen. Zu seiner Ueberraschung versicherte ihm Jakuschkin, dass er sich sehr wohl befinde mit Ausnahme von etwas Zahnweh. Der Arzt wurde zu allen Gefangenen geschickt, um zu sehen, ob die eben stattgefundene Ceremonie ihnen nicht geschadet habe. Jakuschkin nahm sein Abendessen wie gewöhnlich und fiel bald darauf in tiefen Schlaf. Um Mitternacht wurde er geweckt, musste seine eigenen Kleider wieder anziehen und wurde auf die Brücke geführt, welche vom Gefängniss in die Festung führt. Hier traf er wieder mit Nikita, Murawieff und anderen Freunden zusammen, denn all die Gefangenen wurden aus den verschiedenen Zellen zu demselben Platz geführt.

Als sie alle versammelt waren, marschierten sie, von dem Regiment Pawloff begleitet, durch die Festung zu derem Thor. Aus diesem heraustretend, erblickten sie ein Gerüste, das noch nicht das Ansehen eines Galgen hatte. Jakuschkin fühlte keine Furcht, da Mislowski ihm versichert hatte, dass keine Todesstrafe stattfinden würde. Auf den Wällen der Festung standen einige wenige Personen, meist fremden Gesandtschaften angehörig. Sie waren gekommen, dem Vorgang zuzusehen und erstaunten über die Fassung der Ge-

fangenen, welche ruhig miteinander sprachen, obgleich sie im Begriff waren, Alles zu verlieren, was dem Leben Werth verleiht. Die Gefangenen wurden vor dem Gitter des Thores aufgestellt, den Rücken nach der Festung gewandt. Während das Urtheil verlesen wurde, mussten sie knieen. Das Verfahren begann bei Jakuschkin, sein Degen wurde über seinem Kopfe zerbrochen. Der Soldat, welcher dies vollbringen musste, gab ihm, ohne es zu wollen, einen furchtbaren Schlag, ohne dass ihm das Experiment gelang. Jakuschkin fiel hin und sagte: »Wenn Du mich noch einmal so schlägst, so wirst Du mich todtschlagen.« Zugleich fiel sein Blick auf General Kutussoff, welcher dem Vorgang lachend zusah.

Alle Uniformen und Dekorationen wurden zu einem Scheiterhaufen getragen, welcher hundert Schritte davon entfernt errichtet worden war.

Die Vollziehung dieses Urtheils geschah zu solch früher Stunde, dass, wie schon gesagt, nur wenig Zuschauer beiwohnten. Als es vorüber war, wurden die Gefangenen zu ihren früheren Zellen zurückgeführt. Der Soldat, der, wie gewöhnlich, Jakuschkins Mittagessen brachte, sah sehr blass aus und sagte, dass etwas furchtbares hinter der Festung vor sich gegangen sei und dass fünf der Angeklagten gehenkt worden wären. Jakuschkin lächelte ungläubig, doch wartete

er mit ängstlicher Spannung auf Mislowski. Dieser kam gegen Abend. Jakuschkin eilte ihm entgegen und fragte, ob die schreckliche Nachricht wahr sei. Mislowski versuchte der Frage auszuweichen, als aber Jakuschkin auf einer Antwort bestand, fiel er auf einen Stuhl und weinte bitterlich,

Als er seine Fassung wiederfand, erzählte er die ganze traurige Geschichte. Pestel, Rylejeff, Sergius Murawieff, Bestuscheff und Kahoffski waren nach dem Urtheil in besondere Zellen gebracht worden. Die Schwester Murawieffs, als sie hörte, dass ihr Bruder sterben müsse, eilte nach Tsarskojeselo, um den Kaiser anzuflehen, ihren Bruder noch einmal sehen zu dürfen. Es wurde bewilligt, und die Zusammenkunft fand im Hause des Kommandanten statt. Murawieff war ruhig und beschwor seine Schwester, ihren Bruder Mathias zu trösten. Der Kommandant jedoch, welcher Zeuge der traurigen Szene war, erzählte, dass der Augenblick des ewigen Abschieds schrecklich gewesen sei. Als Murawieff in seinen Kerker zurückkehrte, näherte sich ihm der Major Paduschkin mit dem Ausdruck wahrer Trauer. Murawieff kam seinem Auftrag mit den Worten zuvor: »Sie sind gekommen, mir die Ketten wieder anzulegen.«

So war es in der That; er und die andern vier Verurtheilten wurden wieder in Ketten gelegt. Sie sahen Alle ruhig auf die Vor-

bereitungen zur Hinrichtung, ausgenommen Bestuscheff, der noch sehr jung war und den Tod fürchtete. In der Nacht kam Mislowski, ihnen allen das Abendmahl zu reichen, nur Pestel empfing es von einem protestantischen Geistlichen. Als Jakuschkin und seine Gefährten nach der Ceremonie zu ihren Zellen zurückkehrten, wurden jene fünf auf den Platz hinter der Festung geführt. Es war zwei Uhr Morgens. Mislowski musste Bestuscheff, welcher sich schwach fühlte, unterstützen. Als Murawieff dies sah, bat er den Freund um Vergebung, weil er ihn überredet hatte, an der Verschwörung Theil zu nehmen und sich so ins Verderben zu stürzen. Als sie beim Galgen angekommen waren, bat Murawieff um Erlaubniss, zu beten, fiel auf die Kniee und sagte: »Mein Gott, errette Russland und den Zar.« Viele wunderten sich über dieses Gebet, aber Murawieff hatte tief christliche Gesinnungen und betete für den Zar, wie Christus am Kreuz für seine Feinde gebetet hatte. Darauf kam der Priester zu einem Jeden von ihnen mit dem Kreuz. Als er zu Pestel kam, sagte dieser: »Ich bin zwar kein orthodoxer Christ, doch bitte ich, dass Ihr mich segnet für die weite Reise.«

Die Freunde nahmen Abschied von einander und drückten sich warm die Hand. Dann wurden ihnen weisse Hemden übergeworfen, Kappen über den Kopf gezogen und die Hände gebunden. Ungeachtet dieses

Hindernisses gelang es Pestel und Murawieff, sich noch einmal die Hand zu drücken. Endlich standen sie auf dem Schaffot und die Stricke wurden ihnen um den Hals gelegt. Mislowski wendete sich noch einmal um und sah mit Entsetzen drei von ihnen wieder herunter fallen und die schreckliche Ceremonie sich wiederholen.

Am 25. Juli wurde auf dem Isaaksplatz eine grosse Parade gehalten, um den Sieg über die Insurgenten zu feiern und der Metropolitan sollte, umgeben von seinem ganzen Klerus, die Messe lesen. Aber Mislowski liess das Bild der Mutter Gottes aus der Kathedrale von Kasan in den Händen der anderen Priester, zog einen schwarzen Talar an und las in der Zeit in der Kathedrale eine Todtenmesse für die fünf Märtyrer. Der Minister Bibikoff, welcher zufällig in die Kathedrale ging, zu beten, war nicht wenig erstaunt und geärgert, als er Mislowski im schwarzen Gewand im Gebet laut die Namen Sergius, Paul, Michael, Konrad aussprechen hörte.

III.

Der Fürst Obolenski war unter der Zahl der nach Sibirien zur Arbeit in den Minen Verurtheilten. Am Abend des 21. Juli 1826 brachte man ihm einen grauen Ueberrock und ebensolche Beinkleider von dem groben Tuche, wie es die Soldaten tragen, in das Gefängniss und befahl ihm, sich zur weiten Reise vorzu-

bereiten. Seine Brüder hatten ihm einen besseren Anzug und Wäsche geschickt, da er aber kein Geld hatte, beschloss er, den groben Anzug zur Reise anzuthun, um den anderen zu schonen. Nach Mitternacht führte man ihn in das Haus des Festungskommandanten, wo er mit mehreren seiner Gefährten zusammen traf, die ebenso gekleidet waren, wie er, was ihnen Veranlassung zum Scherzen wurde. Der Kommandant der Festung, General Sukin, öffnete die Thür und rief mit grobem Ton: »Auf Allerhöchsten Befehl werdet Ihr in Ketten nach Sibirien gehen.« Obolenski wandte sich zu ihm mit der Bitte, ihm seine goldene Uhr, die man ihm bei der Gefangennahme weggenommen hatte, zurückzugeben. Der General gab den Befehl und die Uhr wurde gebracht. Darauf wurden sämmtliche Gefangenen an den Füssen mit Ketten gefesselt und Gensdarmen wurden ihnen zur Begleitung gegeben.

Im Augenblick des Scheidens nahte sich der Platzmajor Poduschkin Obolenski und reichte ihm die Hand. Obolenski erwiderte dies Zeichen der Theilnahme mit herzlichem Druck, da hörte er kaum vernehmlich die Worte flüstern: »Nehmen Sie, es ist von Ihrem Bruder.« Zu gleicher Zeit fühlte er Geld in seiner Hand. Schweigend dankte er Poduschkin durch einen Händedruck und freute sich im Stillen über die unerwartete Hülfe.

Am Thor der Festung standen vier Troikas. Als Obolenski in die seinige steigen wollte, trat Koslow, Adjutant des Kriegsministers und geschickt, um Zeuge der Abreise zu sein, an ihn heran und umarmte ihn mit strömenden Thränen, als wenn er sein Bruder gewesen wäre, obgleich sie sich früher wenig gekannt hatten. Mit Windeseile führten die Troikas sie nun davon; auf jeder Station wurden frische Pferde vorgespannt und die Schnelligkeit der Reise und die neue, ungewohnte Lage liessen den Reisenden kaum Zeit, sich äusserer Eindrücke bewusst zu werden. Die allgemeine Theilnahme konnte sich auch nur, überall wo sie hinkamen, mit Blicken kund geben. In Nischni kaufte sich Obolenski mit einem Theil der 150 Rubel, die er erhalten hatte, einen Pelz und einige unentbehrliche Dinge und sparte den Rest für fernere Nothfälle auf. Gegen Ende August kamen die Gefangenen in Irkutsk an.

Der Staatsrath Girloff, der in Abwesenheit des Generalgouverneurs dessen Stelle vertrat, nahm sie freundlich auf. Während der Unterredung mit demselben bemerkte Obolenski, dass einer der jüngeren Beamten mit inniger Theilnahme auf ihn blickte. Als der Staatsrath und die übrigen Beamten sich entfernt hatten, nahte er sich Obolenski und, die Augen voll Thränen, sagte er ihm mit vor Bewegung zitternder Stimme: »Um Gotteswillen verweigern Sie mir nicht dies anzu-

nehmen« und legte 25 Rubel in Obolenskis Hand. Dieser zögerte, die Gabe anzunehmen, aber der Beamte flüsterte noch einmal: »Um Gotteswillen, nehmen Sie.« Es war keine Zeit zu Hin- und Herreden und Obolenski konnte ihm nur mit einem Händedruck danken. Der Beamte that dasselbe bei den übrigen Gefangenen und nöthigte alle, die Liebesgabe anzunehmen. Auch von anderen Einwohnern von Irkutsk, reichen Kaufleuten und Beamten, erfuhren die Gefangenen die herzlichste Theilnahme; alle waren bestrebt, deren Lage zu erleichtern. Aber dieser verhältnissmässig gute Zustand dauerte nicht lange. Die näheren Bestimmungen über das Schicksal der Gefangenen trafen ein und Obolenski wurde mit einem der Gefährten, Jakubowitsch, in die Salzwerke von Usolje abgeführt, die 60 Werste von Irkutsk entfernt lagen, während die übrigen Leidensgefährten nach anderen Orten vertheilt wurden. Sie trennten sich, in der Hoffnung auf ein Wiedersehen unter glücklicheren Verhältnissen.

Als die Beiden an dem Salzwerke ankamen, wurden sie in das Bureau geführt, wo man ihnen das Geld, das sie bei sich hatten, abnahm und sie dann in dem Hause einer Wittwe in deren einzigem Wohnzimmer einquartierte, während diese in die Isba (das Bauernhaus) wohnen ging.

Der Vorsteher des Salzwerkes war noch abwesend, es wurden daher weiter keine An-

ordnungen getroffen und sie genossen in den ersten Tagen ziemlich viel Freiheit. Die Polizei überwachte sie nur insgeheim. Berührungen mit Menschen hatten sie keine, ausser mit dem Polizeimeister. Mit den das Salzwerk umgebenden Landleuten kamen sie nur in Berührung, wenn sie ihre Lebensmittel von denselben kauften und sie für kleine geleistete Dienste bezahlten. Trotz der Ueberwachung der Polizei, gelangte aber doch die Nachricht zu ihnen, dass die Prinzess Trubetskoi in Irkutsk angelangt sei, um sich mit ihrem Manne, der unter den Gefangenen war, zu vereinen. Sie konnten an der Wahrheit dieser Nachricht nicht zweifeln, da in Usolje Niemand etwas von der Existenz dieser Prinzess gewusst hatte und man die Nachricht demnach nicht erfunden haben konnte. Sie waren ungefähr zwei Wochen in Usolje, als sie dies erfuhren. Zu derselben Zeit langte auch der Berghauptmann Krukoff, der Vorsteher des Salzwerks, an. Die Gefangenen wurden zu ihm geführt, um zu erfahren, welches ihre Bestimmung sei. Krukoff empfing sie nicht nur freundlich, sondern mit so herzlicher Theilnahme, dass es sie tief rührte. Der gebildete Mann wusste dem Gespräch eine solche Wendung zu geben, dass es die Unglücklichen in keiner Weise verletzen konnte. Nach einiger Zeit kam seine Tochter herein und brachte vortrefflichen Kaffee, den sie selbst bereitet hatte. Erst später erfuhren sie, dass man sogar die Diener

aus dem Hause entfernt hatte, damit es nicht verrathen werden könne, wie freundlich man den Gefangenen begegnet sei. Der Berghauptmann versicherte ihnen auch, dass sie sich nicht zu beunruhigen brauchten, da man ihnen nur des Scheins wegen Arbeit auferlegen werde und dass sie keinerlei Demüthigung erfahren würden. Beruhigt kehrten sie in ihre Wohnung zurück, denn es war ihnen schon Angst gewesen wegen dem, was ihnen bevorstand, als sie die wirklichen Sträflinge aus den Salzwerken zurückkommen gesehen hatten, um ihre bestimmte Anzahl Eimer mit salziger Flüssigkeit in der Siederei abzuliefern. Die Haare, die Bärte, die Kleider dieser armen Leute waren ganz mit Salzkrystallen bedeckt.

Am Tag nach dem Besuch beim Berghauptmann kam der Polizeimeister, brachte ihnen zwei Aexte und sagte, dass sie zum Holzfällen bestimmt seien; leise aber setzte er hinzu, dass ihnen das nur ein Spaziergang sein solle und dass ihre Arbeit von Anderen gethan würde. Es wurde ihnen ein Platz im Walde in der Nähe des Salzwerks angewiesen und sie kehrten nach Hause zurück, zufrieden mit dem Spaziergang und mit der Behandlung. Inzwischen verliess sie der Gedanke an die Prinzess Trubetskoi nicht, da sie sicher annehmen konnten, dass dieselbe ihnen Nachrichten von den Ihrigen mitgebracht hätte; aber sie wussten nicht, wie sie sich mit ihr in Verbindung setzen sollten.

Am Morgen des Tages, an dem ihre regelmässige Arbeit beginnen sollte, nahm Obolenski seinen Mantel um, steckte die Axt in den Gürtel, nahm Abschied von Jakubowitsch, der eine Augenentzündung hatte und das Haus nicht verlassen konnte, und begab sich in den Wald, an den ihm zum Holzfällen bezeichneten Orte. Hier überlegte er, dass es besser sei, die Zeit mit Arbeiten hinzubringen, als unthätig zu bleiben, umsomehr, da es dem Berghauptmann doch hätte Schaden bringen können, wenn seine Nachsicht bekannt geworden wäre. Er fing also tapfer an, Holz zu fällen, hatte aber grosse Mühe, bis er den ersten Baum zu Falle brachte. Dann aber, wenn schon in Schweiss gebadet, trat er fröhlich den Rückweg an, im Bewusstsein, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren gütigen Vorgesetzten erfüllt zu haben. Auf dem Weg durch den Wald begegnete er einem Menschen in einem guten Anzuge, einem mit Tuch überzogenem Halbpelz und mit bedeutenden Gesichtszügen, der ihm mit dem Ausdruck besonderer Theilnahme den gewöhnlichen Gruss bot. Am Abend desselben Tages zeigte sich derselbe Mensch in der Nähe des Hauses, wo die zwei Gefangenen wohnten, und es schien ihnen, als mache er ihnen geheimnissvolle Zeichen. Am Morgen darauf, als Obolenski zur Arbeit ging, sah er den Unbekannten wieder, der ihm mit einem geheimnissvollen Zeichen auf den Wald hindeutete, nach dem

er seine Schritte lenkte. Obolenski vertiefte sich wieder so eifrig in seine Arbeit, dass er den Mann beinahe vergessen hatte, als er ihn plötzlich wieder im Dickicht des Waldes erscheinen und ihn mit flüchtigem Wink dorthin einladen sah; Obolenski bedachte sich nicht lange und ging zu ihm hin.

Der Unbekannte empfing ihn feierlich mit den geheimnissvollen Worten:

»Wir wussten längst von Eurer Ankunft; im Propheten Hesekiel wird von Euch gesprochen und wir erwarten Euch. Unserer sind Viele hier; hofft auf uns, wir werden Euch nicht verlassen.«

An diesen Worten erkannte Obolenski sogleich den Sektirer, es war aber keine Zeit, sich auf eine Diskussion einzulassen, denn der grosse Weg durch den Wald, den die Bauern fuhren, führte nahe vorbei; schon hörte man das Knarren einer Telega und sie hätten leicht gesehen werden können.

Ohne sich lange zu besinnen, sagte daher Obolenski: »Du irrst Dich, mein Freund, aber wenn Du mir einen Liebesdienst erzeigen willst, so besorge mir einen Brief an die Prinzess Trubetskoi in Irkutsk. Bezahlen kann ich Dich aber nicht dafür, denn ich habe kein Geld.«

Der Unbekannte erwiderte nach kurzem Ueberlegen:

»Sei ruhig; morgen in der Abenddämmerung werde ich auf jenem Platz sein; bring den Brief, er soll besorgt werden.«

Obolenski errieth, dass sein Unbekannter zu der Sekte der Duchobarzeff (eine sehr zahlreiche Sekte in Russland mit vielen mystischen Ideen, aber ganz demokratisch-kommunistischen Tendenzen) gehöre. Er berieth sich mit Jakubowitsch, schrieb den Brief und brachte ihn dem Sektirer, der noch dieselbe Nacht nach Irkutsk abging. Der Auftrag wurde treu vollführt und nach zwei Tagen erhielt Obolenski eine Antwort der Prinzess Trubetskoi, welche beiden Gefangenen beruhigende Nachrichten über deren, in Russland zurückgebliebenen Verwandten gab und ihnen einen zweiten Brief versprach, vor ihrer Abreise nach den Branntweinbrennereien von Nikolajeff, wohin ihr Mann geschickt war. Auch dieser Brief kam nach einiger Zeit glücklich in ihre Hände, durch die Fürsorge eines trefflichen Kaufmanns aus Irkutsk, der ihnen schon bei ihrem Aufenthalt daselbst viel Freundschaft erwiesen hatte. In dem Brief befanden sich 500 Rubel, welche die Prinzess ihnen sandte, und das Anerbieten, ihnen Briefe in die Heimath durch den Sekretär ihres Vaters besorgen zu lassen; derselbe hatte sie nach Irkutsk begleitet und kehrte nun nach Petersburg zurück. Natürlich benutzten die Gefangenen dies Anerbieten mit Freuden.

Die Prinzess Katharina Iwanowna Trubetskoi war eine geborene Gräfin Lawal. Ihr Vater, ein Franzose, hatte sich zur Zeit der französischen Revolution in Russland

land niedergelassen und eine reiche, junge Russin geheirathet, deren Vermögen dazu verwendet wurde, dem Leben im Hause jene Vollendung zu geben, in der der Luxus nur die Blüthe der höchsten Bildung und des edelsten Kunstsinns ist. Umgeben von Glanz, Geschmack und Schönheit, war Katharina Iwanowna von Kindheit an der Gegenstand der grenzenlosen Liebe und Zärtlichkeit von Eltern und Verwandten gewesen.

Im Jahr 1820 war sie mit ihrer Mutter nach Paris gegangen, hatte dort den Prinzen Trubetskoi kennen gelernt und ihm Herz und Hand geschenkt. Das höchste Familienglück war die Frucht dieser Ehe gewesen. Aber die Verehrung und warme Freundschaft, welche der Prinzess von Allen, die sie kannten, zu Theil wurden, verwandelten sich in die heisseste Bewunderung, als sie, nach der Verurtheilung ihres Mannes zur Zwangsarbeit in Sibirien, freiwillig aus dem Glanz und der Verwöhnung ihres Lebens schied, um ihrem Manne in die Verbannung zu folgen. Vergebens boten ihre Eltern, ihre Freunde, selbst der Kaiser alle Ueberredungskunst auf, sie zurückzuhalten; sie blieb bei ihrem Entschlusse und erbat es sich als einzige Gnade von dem Kaiser. Endlich begab sie sich, nur von dem Sekretär ihres Vaters begleitet, auf die weite Reise. Unterwegs zerbrach ihr Wagen, es war unmöglich ihn an dem unwirthlichen Ort, wo es geschah, herzustellen.

Sie bedachte sich nicht lange, bestieg eine Bauerntelega, ein entsetzliches Fuhrwerk für die nicht daran Gewöhnten, und fuhr hundert Werst weit bis nach Krasnojark, wo sie einen Wagen kaufte, den sie zurücksandte, um ihren Reisegefährten zu holen, welcher zurückgeblieben war, weil er das Fahren in der Telega nicht vertragen konnte.

Sie konnte sich endlich mit ihrem Gatten vereinen und wurde von da an der Schutzengel und die Trösterin von Vielen jener Unglücklichen, deren hartes Loos sie 26 Jahre lang theilte.

Uebrigens war sie nicht die Einzige, deren heroisches Liebesopfer den russischen Frauen in der Geschichte eine erhaben schöne Stelle sichert. Viele edle Frauen, Gattinnen, Mütter und Schwestern der Verurtheilten thaten das Gleiche, gaben Vermögen, Rang, Heimath, ja das Recht, nach Russland zurückzukehren, auf, um die leidenvolle Existenz der Verbannten zu theilen.

Um aber zu unseren Gefangenen in den Salzwerken zurückzukehren, so ging ihr Leben eine Zeit lang in der oben beschriebenen Weise weiter. Jeden Morgen begaben sie sich an die Arbeit im Wald und erlangten bald grosse Gewandtheit im Holzfällen. Um drei Uhr Nachmittags kehrten sie nach Haus zurück, nahmen ihr einfaches aber genügendes Mittagsmahl ein und verbrachten den Abend entweder in Gesprächen oder mit Schachspielen.

Obolenski war so zufrieden mit ihrer Lage, dass er jede Veränderung fürchtete, da er dachte, sie könne nur zum Schlechteren sein. Jakubowitsch hingegen hoffte bestimmt, der Kaiser Nikolaus werde am Tage seiner Krönung eine Amnestie erlassen und ihnen die Heimkehr gestatten. Jeder blieb bei seiner Ansicht, als am 5. Oktober plötzlich der Polizeimeister Abends, als sie beim Schach sassen, bei ihnen eintrat und verkündete, dass ein Befehl gekommen sei, sie nach Irkutsk zu bringen. Jakubowitsch hoffte alsbald, man werde ihnen dort die Begnadigung ankünden. Obolenski schwieg und packte in der Stille so viele Sachen, als der Koffer halten wollte, zum Gebrauch im fortgesetzten Exil ein. Ein Jeder von ihnen wurde in eine besondere Troika zusammen mit zwei Kosaken gesetzt, der Polizeimeister fuhr in einer dritten hinterher. Jakubowitsch, der in der ersten sass, winkte dem Freund öfter mit dem Taschentuch, je näher sie Irkutsk und der gehofften Freiheit kamen. Während sie durch Irkutsk fuhren, wehte das Taschentuch unaufhörlich, aber als sie zu der Stadt hinausfuhren, ohne anzuhalten, hörte es auf zu wehen Sie fuhren weiter und weiter, bis sie endlich ein Gebäude vor sich sahen, welches von berittenen Kosaken und von Infanterie umgeben war. Die Wachen liessen sie durch, die Troiken hielten an und die Gefangenen mussten aussteigen. Sie befanden sich in den Kasernen der Kosaken.

Jakubowitsch sagte scherzend zu deren Führer: »Ihr habt hier Kavallerie und Infanterie, wo ist denn Eure Artillerie?«

Der Kosakenchef lächelte, führte sie aber schweigend in ein Zimmer, wo sie zwei ihrer Gefährten fanden, die Fürsten Trubetskoi und Wolkonski, und auch das wirkliche Ziel ihrer Reise erfuhren: man brachte sie alle Vier in die Minen von Nertschinsk.

Während die Troiken zur ferneren Reise bereitet wurden, gab man den Reisenden Thee und Frühstück. Obolenski stand am Fenster und sah eine ihm unbekannte Dame in den Hof fahren, aus dem Wagen steigen und mit den Kosaken reden. Er wusste durch Trubetskoi, dass dessen Frau noch in Irkutsk sei, dachte, die unbekannte Dame käme vielleicht von ihr und lief hinunter, sie zu fragen. Es fand sich, dass es die Prinzess Schachoffski war, welche ihre Schwester, Gemahlin von Alexander Murawieff, zu diesem nach Verchne-Utinsk begleitete, wohin er auf Lebenszeit verbannt war. Ihre erste Frage war, ob Fürst Trubetskoi da sei, und als es bejaht wurde, sagte sie: »Katharina Iwanowna (die Fürstin Trubetskoi) folgt mir auf dem Fuss, um ihren Mann noch vor der Abreise zu sehen. Sagen Sie ihm das«. Obolenski berichtete das eiligst an Trubetskoi, aber der Kommandeur wünschte nicht, dass die Begegnung stattfände und beschleunigte die Anstalten zur Abreise. Die

Gefangenen suchten zu zögern, so lang es irgend ging, aber endlich mussten sie in die Troiken steigen. In demselben Augenblick kam die Fürstin in einer Miethskutsche an, sprang aus dem Wagen und rief ihrem Gatten. Trubetskoi flog aus der Troika in die Arme seiner Frau und sie hielten sich unter strömenden Thränen fest umschlungen. Der Polizeimeister wurde unruhig und befahl ihnen, sich zu trennen, aber sie hörten ihn nicht, bis sie endlich doch scheiden mussten und die Troiken die Gefangenen mit verdoppelter Eile entführten.

Die Fürstin blieb in Ungewissheit über ihres Gatten Schicksal, denn Niemand hatte den Muth gehabt, ihr den neuen Bestimmungsort zu nennen. Aber sie war fest entschlossen, ihn zu wissen, ihrem Manne dorthin nachzufolgen und sein Schicksal, welches es auch sein möchte, zu theilen. Sie wandte sich an die Behörden in Irkutsk, um die Erlaubniss zu erhalten, ihm folgen zu dürfen. Eine Zeit lang gelang es, sie mit ausweichenden Antworten hinzuhalten, aber als auch die Prinzess Wolkonski ankam, ebenfalls entschlossen, ihrem Mann zu folgen, vereinigten sie ihre Bemühungen und weder Ueberredung noch Drohungen konnten sie in ihrem Entschluss wankend machen. Man ergriff endlich das Mittel, ihnen die Gesetze für die Frauen von Sträflingen in den Anstalten der Zwangsarbeit vorzulesen. Dieselben mussten allen Rechten der Geburt

und des Ranges entsagen, durften weder Geld noch Briefe empfangen, die nicht erst von den Vorgesetzten gelesen waren und mussten sich für Zeit und Ort des Zusammenseins mit ihren Männern der Anordnung der Vorgesetzten fügen. Diese Letzteren endlich konnten sie zu den allerniedrigsten Dienstleistungen, wie das Waschen von Fussböden und dergleichen, verpflichten. Beide Frauen bedachten sich nicht einen Augenblick und unterschrieben die einzugehenden Verbindlichkeiten. Dies nöthigte die Behörden, endlich zuzugeben, dass sie nach den Minen von Nertschinsk nachreisen durften.

Während dieser Unterhandlungen der Frauen mit den Behörden hatten die Gefangenen schon auf einem kleinen zweimastigen Schiff den Baikalsee überschifft und sich am anderen Ufer mit noch vier ihrer Leidensgefährten vereinigt. Sie fuhren in acht Troiken auf der grossen Landstrasse nach Nertschinsk weiter, von Kosaken unter dem Befehl von zwei Offizieren begleitet. Alle diese waren gute Leute, bereit, ihnen zu helfen und zu nützen und überzeugt, dass die Gefangenen nichts thun würden, was sie, die Begleiter, in Widerstreit mit ihrer Pflicht bringen könnte. So waren sie eines Abends hinter Werchne Udinsk an das Ufer eines Flusses gelangt, der überfahren werden musste. Das sollte am folgenden Tage geschehen und sie wollten daher die Nacht in der Isba (Bauernhaus) des Fährmanns zubringen.

Man brachte ihnen den Samovar und sie fingen an, Thee zu trinken, als ein gut gekleideter junger Mann eintrat und ihnen auf gut russisch sagte: »Mein Grossvater bittet Euch, Salz und Brod von ihm anzunehmen.« (Die Sitte der russischen Bauern ist, Salz und Brod zum Zeichen der Gastfreundschaft anzubieten.) Bei diesen Worten überreichte er ihnen einen Korb mit Weissbrod, mit Semmeln und Zwieback. Alles das war so gut, reinlich und kunstvoll bereitet, das sie nicht wenig erstaunt waren, einen solchen Luxus in diesem fernen, öden Lande anzutreffen. Sie dankten dem Jüngling auf das herzlichste und drückten den Wunsch aus, den Grossvater zu sehen, wenn es anginge. Nach einiger Zeit kam dieser wirklich und sie verbrachten eine angenehme Stunde im Gespräch mit ihm. Er nannte sich einen Ursibirier, denn seine Vorfahren waren zur Zeit der ersten Niederlassungen in jenen Gegenden hergekommen und nach und nach durch Feldarbeit und den Handel mit Pelzthieren zu dem Wohlstand gelangt, dessen sie sich jetzt erfeuten. Noch lange nachher erinnerten sich die Gefangenen öfters des freundlichen alten Mannes und der Geschichte des Landes, das er ihnen mit so viel Liebe beschrieben hatte. Auf dieser Reise wurden ihnen auch noch andere angenehme Eindrücke zu Theil, die Zeugniss gaben von der Sympathie, mit der das gute russische Volk die

Unglücklichen betrachtet. So wurden sie z. B. an ihrem nächsten Ruheort von einem Kaufmann so freundlich bewirthet, dass sie voll Dank und Rührung von ihm schieden. Ein Umstand jedoch fiel ihnen, Mitleid erregend, auf, nämlich dass sie in den Dörfern, durch die sie kamen, kleine Kinder völlig nackt, bei einer Kälte von zehn Graden und mehr, vor den Hütten stehen und sich von der Sonne bescheinen lassen sahen. Im Verhältniss zu dieser Armuth mussten sie es sich sagen, dass es die Kronbauern bei den Minen und Salzwerken noch sehr gut hätten.

Endlich langten die Gefangenen an ihrem Bestimmungsorte Nertschinsk an und die Troiken hielten vor den für sie bestimmten Baracken. Dieselben bestanden aus zwei Isbas, eine für die Kosaken, die andere für die Gefangenen. In dieser Letzteren befand sich links vom Eingang der grosse russische Ofen; an der rechten Seite waren der ganzen Länge der Hütte nach drei Verschläge angebracht, durch dünne Bretterwände voneinander geschieden und mit eingehängten Thüren, zu denen zwei Stufen emporführten. Die zwei kleineren derselben wurden von Jakubowitsch und Dawidoff einzeln in Besitz genommen; in der dritten grösseren richteten sich Trubetskoi, Wolkonski und Obolenski ein. Der Raum war aber so eng für drei Betten, dass Obolenski noch halb mit auf Trubetskois Bett lag. Dem Eingang

gegenüber wurde an der Wand noch ein Verschlag aus Brettern gezimmert, für Murawieff und die zwei Brüder Borisowitsch. Die Wache bestand aus einem Unteroffizier und drei der Bergwerksoldaten, die nicht gewechselt wurden, für die Gefangenen kochten, sie bedienten, sie liebten und ihnen auf alle Weise nützlich zu sein suchten.

Man gab ihnen drei Tage Zeit, sich von der Reise auszuruhen. Ihr Geld wurde ihnen abgenommen, aber mit der Erlaubniss, sich so viel Vorräthe dafür zu kaufen, als sie wollten. Der Berghauptmann Burnascheff kam, sie zu sehen, seine Worte und sein Aussehen waren hart und rauh, aber mit seinen Anordnungen zeigte auch er den Wunsch, das Schicksal der Unglücklichen möglichst zu erleichtern und ihnen jede unnöthige Demüthigung zu ersparen. Am vierten Tag musste jedoch die Arbeit beginnen. Um 5 Uhr Morgens kam ein Obersteiger mit Sträflingen, die es um gemeiner Verbrechen willen waren und die Lehrer beim Anfang der Arbeit sein sollten. Der Obersteiger rief: »Trubetskoi« und als dieser geantwortet: »hier«, wurde der Name eines Sträflings gerufen, der ihm zugetheilt wurde und so fort bis Alle in Paare getheilt waren. Jeder erhielt ein Talglicht, einen Hammer, eine Axt und nun wurden sie in die verschiedenen Schachte geführt. Die Arbeit war nicht sehr schwer, die Temperatur unter der Erde nicht kalt und wenn es

einmal kalt war, so genügten ein paar Hammerschläge, um sich zu erwärmen. Um elf Uhr verkündete eine Glocke das Ende der Arbeit; dann kehrten sie in ihre Kaserne zurück und machten Anstalten zum Mittagsmahl. Jakubowitsch war von ihnen zum Haushalter erwählt, da er lange im Kaukasus gedient hatte und an einen Soldatenhaushalt gewöhnt war. Im Innern ihrer Kaserne erfreuten sie sich einer relativen Freiheit, hatten ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten und fanden ihren Trost darin, dass sie beisammen waren und hier in ihrer armen Behausung den Bund fester schliessen und dieselben Ideen und Ueberzeugungen aussprechen konnten, wie einst in den prunkvollen Palästen Petersburgs. Die Freundschaft, die sie vereinte, wurde mit jedem Tage fester und inniger.

In den ersten Wochen quälte sie die Ungewissheit über das Schicksal der Fürstinnen Trubetskoi und Wolkonski sehr. Aber bald wurden sie auch hierüber beruhigt, denn die beiden Damen langten wohlbehalten an und richteten sich in einer kleinen Isba bei den Minen, in geringer Entfernung von den Baracken der Männer, ein. Die Besuche der Damen in der Kaserne wurden sogleich geregelt; es wurde ihnen aber immer nur eine Stunde des Zusammenseins mit den Gatten erlaubt. Die Fürstin Trubetskoi kam zuerst und die Gefangenen zogen sich in die übrigen kleinen Räume zurück, um sie mit

dem Gemahl allein zu lassen. Ebenso machten sie es mit der Prinzess Wolkonski, die nachher kam.

Die Anwesenheit dieser beiden edlen Frauen gab den Gefangenen das Gefühl des Familienlebens zurück und wurde für sie ein unaussprechlicher Segen. Sie sahen mit Bewunderung und Ehrfurcht zu ihnen auf und wurden dagegen die einzigen Gegenstände der weiblichen Fürsorge und liebevollsten Theilnahme. Mit eigenen Händen nähten die Frauen Alles, was die Gefangenen brauchten, und was sie nicht selbst machen konnten, kauften sie für sie ein. Sie wurden Köchinnen und Bäckerinnen, um den Mittagstisch der Gefangenen mit Weissbrod und mancher feinern Speise zu versorgen, die, so gering sie auch sein mochte, den Gefangenen herrlicher schien als alle Leckerbissen, die einst auf prächtigen Schüsseln die Tische in Petersburg bedeckten. Aber der grösste Trost, welchen die Männer ihnen verdankten, war die Verbindung und der Verkehr mit den fernen Lieben, die sie herzustellen wussten. An den Tagen, wo keine Zusammenkunft mit ihren Gatten stattfinden konnte, brachten sie zwei Stühle mit, setzten sich dem einzigen Fenster der Kaserne gegenüber und verbrachten da eine Stunde in stummem Gespräch mit ihren Gatten. Die Kälte stieg oft bis zu 20 Grad, aber, eingehüllt in ihre Pelze blieben sie, bis ihnen die Glieder steif wurden. Obolenski bemerkte

eines Tages, dass die Fürstin Trubetskoi die Füsse so bewegte, dass man sah, sie litt an der Kälte daran. Er machte Trubetskoi darauf aufmerksam und dieser sah nun, dass sie alte und verbrauchte Stiefel an hatte. Den folgenden Tag bei der Zusammenkunft schalt Trubetskoi die Gattin, dass sie nicht ihre neuen, starken und warmen Stiefel bei einer so intensiven Kälte angezogen habe. Da gestand sie denn, dass sie es nicht habe thun können, weil sie die Bänder der neuen Stiefel zu einer seidenen Mütze für Obolenski gebraucht habe, um ihn vor den Erzen zu schützen, die bei jedem Hammerschlag herunter fielen und sich fest in Obolenskis dichtes Haar einsetzten, während er in den Minen arbeitete.

Nach einiger Zeit wurde jedoch dies verhältnissmässig ruhige Leben gestört, durch die Ankunft eines jungen Beamten der Bergwerke, welcher besonderen Befehl hatte, die Gefangenen zu überwachen. Sie dachten nicht an eine besondere Veränderung ihrer Lage, als sie plötzlich den Befehl erhielten, ihre Schlafkammern nie mehr, ausser zur Zeit der Arbeit, zu verlassen und auch ihre Mahlzeiten in denselben zu nehmen, noch dazu bei geschlossenen Thüren. Sie zeigten Rick diese Kammern und bemerkten ihm, dass es unmöglich sein werde, achtzehn Stunden lang ohne Unterbrechung darin zu athmen und dass keine Gesundheit solch eine Probe werde

aushalten können. Aber alle Vorstellungen waren vergeblich; Rick dachte nur, sie wollten sich seiner Autorität widersetzen und tief den Soldaten zu: »Jagt sie hinein«. Die Gefangenen wichen darauf schweigend der Uebermacht und gingen hinein und die Soldaten, welche ihre Resignation kannten und sie liebten, rührten sich nicht. Als Rick fort war, beriethen sich die Unglücklichen, was nun zu thun sei. Es war vollständig wahr, dass die Luft in diesen Räumen ungesund werden musste, denn sie waren so eng und niedrig, dass sie sich nur auf dem Bette sitzend oder liegend darin aufhalten konnten, und Trubetskoi, der sehr gross war, konnte nicht aufrecht darin stehen, sondern musste sich bücken, um nicht mit dem Kopf anzustossen. Nachdem sie lange überlegt und hin und her berathschlagt hatten, schlug einer vor, sie wollten sich der Nahrung enthalten und entweder Hungers sterben oder die Behörden so zwingen, den Beschluss zu ändern. Alle stimmten damit überein und sie führten den Vorsatz sogleich aus, tranken sogar das Wasser nicht mehr, das man ihnen brachte. Am dritten Tag rief man sie nicht mehr zur Arbeit, sondern sagte ihnen, der Oberberghauptmann Burnascheff werde kommen. Sie bereiteten sich auf eine harte Behandlung vor. Um Mittagszeit kamen ein Unteroffizier und zwei Soldaten mit ausgestreckten Bajonetten und holten Trubetskoi und Wolkonski ab zum Direktor. Die

Freunde liessen sie voll Sorge und trüber Ahnung gehen; Obolenski sah ihnen aus dem Fenster nach und bemerkte die zwei Prinzessinnen, welche am Wege standen, trotz der schrecklichen Kälte, um ihre Männer gehen zu sehen und ihnen durch Zeichen ihre Angst auszudrücken. In peinlicher Spannung erwarteten Alle die Rückkehr der Beiden und als diese endlich erfolgte, wurden Obolenski und Jakubowitsch alsbald zum Direktor beschieden. Trubetskoi berichtete, dass Burnascheff in grossem Zorn und auf's Aeusserste heftig und grob gewesen sei, sie beschuldigt habe, sie wollten eine Verschwörung machen, versichert hätte, er werde das nicht dulden und im Nothfall den Knut anwenden lassen. Die Gefangenen, die nach und nach alle vor ihn geführt wurden, antworteten einfach und ruhig, dass er sich erinnern solle, wie sie sich bisher ohne Widerrede allen Verordnungen gefügt und sich immer mit seinen Einrichtungen zufrieden gezeigt hätten, ohne je dagegen zu verstossen; wie ihre einzige Verschwörung die gewesen sei, nicht mehr zu essen in jenen dunklen, engen Räumen, in welche Rick sie eingeschlossen habe, ihnen dadurch die einzige unschuldige Freiheit nehmend, die ihnen noch geblieben sei. Der Direktor besänftigte sie in etwas, gab ihnen aber keine Hoffnung auf Zurücknahme des grausamen Gebots.

Zur Zeit des Mittagessens jedoch wurden

die engen Verschläge wieder geöffnet und Alles kehrte in die frühere Ordnung zurück. Die Gefangenen mussten wie früher arbeiten, aber sie freuten sich ihres gehabten Muthes, denn es gab sogar eine kleine Verbesserung, indem Trubetskoi und Wolkonski die Erlaubniss erhielten, ihre Frauen in deren Isba zu besuchen, allerdings in Begleitung zweier Soldaten, welche während der Zusammenkunft Wache standen.

Als der Frühling kam, wurde es den Gefangenen auch erlaubt, in den Mussestunden durch die reichen Wiesen spazieren zu gehen, welche sich bis an die Ufer des Flusses Argun erstrecken. Im Anfang wagten sie sich nicht mehr als zwei oder drei Meilen weit weg von ihren Baracken, bald aber wurden sie kühner und gingen bis zum Flusse selbst, der neun Meilen weit entfernt war. Sie erstaunten über den Reichthum der Flora und die Naturschönheiten von Sibirien, das so wenig gekannt und so viel verleumdet ist. Die zwei Brüder Boriseff insbesondere, die sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt hatten, machten eine prächtige Sammlung getrockneter Blumen und Pflanzen, die später die Bewunderung vieler Männer der Wissenschaft erregte und ebenso eine werthvolle zoologische Sammlung, besonders Käfer, von ungemeiner Schönheit.

Nach einiger Zeit kam ein Beamter aus Irkutsk, um aus dem eigenen Mund der Gefangenen zu vernehmen, ob die Arbeit unter

der Erde ihrer Gesundheit nicht schade und sie nicht vorzögen, in freier Luft zu arbeiten. Sie versicherten einmüthig, bei der Arbeit unter der Erde bleiben zu wollen, da dieselbe nicht zu hart sei und sie weniger dem Wechsel der Temperaturen aussetze. Ungeachtet dieser Erklärung wurden sie aber am folgenden Tag doch zu neuer Beschäftigung beordert, die sich entschieden als eine Verschlimmerung ihres Zustandes erwies. Unter der Erde hatten sie kein bestimmtes Mass der Arbeit gehabt, sondern nur so viel gethan, wie sie wollten, und sich auch dazwischen ausgeruht. Dann hörte die Arbeit überhaupt um 11 Uhr auf und vou da an waren sie in ihrer Kaserne ganz frei. Ausserdem aber hatten sie auch bei ihren Gefährten, den Sträflingen für gemeine Verbrechen, so viel rührende Theilnahme gefunden, dass auch dies sie dort festhielt. Auf jenen armen Leuten ruhte der bei weitem schwerere Theil der Arbeit. Erstens trugen sie Ketten, dann mussten sie neue Schachte aufgraben, unterirdische Gallerien bauen, die mit Säulen gestützt und durch Gallerien verbunden werden mussten, das Wasser, das die neu gegrabenen Oeffnungen füllte, herauspumpen, endlich das von Allen gemeinsam abgehauene Erz zu der Stelle tragen, von wo es, mittelst Stricken nach Oben, zur Weiterbeförderung gezogen wurde. Diese armen Menschen, die sich hier um irgend eines Verbrechens willen befanden, bewiesen den Gefangenen von An-

fang an eine stumme, aber herzliche, unzweideutige Theilnahme. Einer von ihnen, mit Namen Orloff, ein berüchtigter Räuber und ein schöner kräftiger Mensch, hatte unter andern Dingen sich eine besonders rührende Art, sie zu trösten, ausgedacht. Wenn er die Gefangenen, müde von der Arbeit, sich ein wenig ruhen sah, so gab er seinen Gefährten ein Zeichen, stimmte mit einer hellen, wohltönenden Stimme eines jener melancholischen russischen Volkslieder an, welches Jenen wehmüthig süsse Erinnerungen an die Heimath erwecken musste, und seine Gefährten begleiteten ihn im Chor. Auf diese Weise drückten sie in Tönen aus, was sie in Worten nicht sagen konnten oder durften. Oefter auch nahmen sie die Hämmer aus den Händen der Gefangenen und vollendeten in kurzer Zeit eine Arbeit, die Jenen viele mühevolle Stunden gekostet hätte. Und das Alles geschah einzig aus uneigennütziger Theilnahme und aus Mitleid, denn sie wussten sehr wohl, dass die Gefangenen nichts als flüchtige Worte des Dankes zu geben hatten für die vielen rührenden Aufmerksamkeiten, da sie beständig überwacht waren und kein Geld besassen.

Nun fing aber die Arbeit über der Erde an und damit hörte jener herzliche Zusammenhang auf. Hier war das Maass der Arbeit bestimmt. Zunächst musste das brauchbare Erz von dem unbrauchbaren geschieden werden, doch dies war hauptsächlich das Geschäft der

Unterbeamten der Minen, da es für die Gefangenen zu viel Zeit erfordert hätte, das kostbare Metall von dem werthlosen unterscheiden zu lernen. Dann musste das Erz auf grossen hölzernen Tragen von dem Orte der Auswahl zu einem andern, etwa 200 Schritt weit entfernten Platz, getragen werden und diese Aufgabe fiel den Gefangenen zu. Jedes Paar Männer hatte am Tag dreissig solcher Tragen, mit Erz gefüllt, zu bringen und jedesmal zu dem Gewicht von 40 Pfund. Nicht Alle waren der Aufgabe gewachsen, aber die Stärkeren halfen den Schwächeren und so ging es. Um 11 Uhr rief eine Glocke sie zur Ruhe; diese dauerte nur eine Stunde und danach fing die Arbeit wieder an und zog sich bis 5, 6 Uhr Abends hin. Danach war also nicht blos die Arbeit selbst, sondern auch die Zeit für dieselbe verdoppelt — und die früheren Erholungen, sowie die lieblichen Spaziergänge in den Wiesen des Argun unterblieben fast gänzlich, denn am Abend und an den arbeitsfreien Festtagen waren sie froh, sich gründlich ausruhen zu können. Dennoch war ihre Lage immerhin noch erträglich; nach der Arbeit genossen sie doppelt die Augenblicke der Freiheit in den Baracken und das Glück, ihre Freundinnen und Wohlthäterinnen zu sehen, die nicht selten Zeugen ihrer Mühen und Arbeiten waren und sie ihnen durch herzliche Gespräche zu erleichtern suchten.

Leider blieb ihnen auch das karge Glück

nicht lange ungetrübt. Ein Jahr nach ihrer Ankunft in Sibirien wurden sie benachrichtigt, dass ein neuer Gouverneur der Bergwerke von Nertschinsk angekommen sei und sie sehen wolle. Einige der Gefangenen hatten ihn in Russland als Oberst eines Regiments gekannt und erinnerten sich, dass er von seinen Untergebenen sehr geliebt worden sei, als ein leutseliger, gütiger Mann. Alle freuten sich daher auf ihn und hofften auf eine Verbesserung ihrer Lage. Er zeigte sich auch bei der ersten Zusammenkunft sehr freundlich und trostreich. Aber die dadurch erweckten Hoffnungen wurden bitter getäuscht. Am folgenden Tag wurden sie zu einem Schmied geführt, der ihnen Ketten an die Füsse legte; zu gleicher Zeit wurde ihre Wache um zwanzig Kosaken und einen Unteroffizier vermehrt und eine neue Art der Ueberwachung wurde eingeführt. Die Beamten und der Direktor der Bergwerke hatten Furcht, ihre Theilnahme zu zeigen, weil sie dachten, die Kosaken könnten sie verrathen und diese fürchteten das Gleiche von Jenen. Auf diese Weise waren die Unglücklichen zwischen zwei Mächte gestellt, die sich wechselsweise kontrolirten. Dessenungeachtet konnten sie nicht umhin, die Kosaken zu bewundern und zu lieben als Typen einer jungen, herrlichen Rasse. Fast Alle konnten lesen und schreiben, hatten einen regelmässigen Cursus von Studien in einer Provinzialschule durchgemacht und erregten das Erstaunen der Gefangenen durch

ihre mannigfaltigen Kenntnisse und ihre Intelligenz; eine kaum geahnte Sache in einem fast unbekannten Land, das man eine Wüste glaubte und wo man Natur und Menschen noch in ihrer primitiven Rohheit vermuthete. Nun fanden sie ganz das Gegentheil, und die Kosaken, die bald anfingen, die Gefangenen zu lieben, erfreuten sie durch ihren Wissensdurst, durch das Interesse, das sie an den Gesprächen derselben nahmen und durch ihr feines und herzliches Benehmen.

Sonst blieb Alles beim Alten, ausgenommen, dass die Schwere ihrer Ketten an den Füssen ihnen die Arbeit ermüdender machte und ihnen die Lust benahm, die schönen Spaziergänge zum Argun zu erneuen. So vergingen Tage und Wochen in einförmiger Weise, ohne irgend eine Hoffnung auf Verbesserung, einzig erhellt und getröstet durch die unermüdlichen Anstrengungen der zwei edlen Frauen, deren liebende Sorgfalt nie abnahm und Jene mit solchen Banden der Freundschaft und Dankbarkeit fesselte, dass nur der Tod sie lösen konnte.

Inzwischen war eine neue Festung erbaut worden in Tschitya und in ihr wurden die Verschworenen von 1825, die bisher in verschiedenen Theilen Sibiriens zerstreut gewesen waren, vereinigt. Auch an unsere Gefangenen in den Salzwerken kam die Reihe. Im November sassen sie wieder in ihren Troiken und fuhren, begleitet von ihren Kosaken, auf

der grossen Fahrstrasse, auf der sie hergekommen waren. Bald sahen sie den neuen Bestimmungsort vor sich auftauchen. Ein hoher Wall umgab die Festung, am Thor wurden sie von dem Platzmajor empfangen, die Wache liess sie ein und bald darauf befanden sie sich in den Armen der vor ihnen angekommenen Freunde. Die Neuangekommenen wurden in die vier, schon von den Andern besetzten Zimmer vertheilt. Anfangs störte das Geräusch ihrer Ketten die Freude des Wiedersehens. Aber bald gewöhnten sie sich auch daran und konnten kein Ende finden, sich ihre Erlebnisse und ihre Gedanken mitzutheilen. Alle fühlten sich eng verbunden durch Sympathie und gemeinschaftliche Ziele und Ideen. Der politische Charakter ihrer »geheimen Gesellschaft« war erloschen, aber der Geist hoher Moralität und edler Bestrebungen, welcher deren Grundlage gebildet hatte, war geblieben, hielt sie aufrecht unter den schweren Prüfungen des Exils und gab ihrer Vereinigung, selbst in den Ketten und Gefängnissen Sibiriens, eine Würde, die, im Verein mit der Freundschaft, welche sie unauflöslich verband, ihnen, trotz allen Leiden, noch die edelsten Freuden bereitete, die dem Menschen zu Theil werden können.

Dreizehn Jahre hatten sie so noch zu verbringen, theils in Tschitya, theils in den Bergwerken von Petroffsk, dann begnadigte sie der Kaiser Nikolaus so weit, dass sie sich,

als Kolonisten in Sibirien niederlassen durften. So wurden sie wenigstens dem Familienleben zurückgegeben und der würdevolle Einfluss ihres Charakters wurde in ganz Sibirien gefühlt. Ihre Nachkommen und die ähnlicher Verurtheilter wie sie, bilden jetzt einen grossen Theil der Bevölkerung von Sibirien. Sie sind mit Grundsätzen der Freiheit und Tugend erzogen und scheinen für eine grosse, unabhängige, glückliche Zukunft bestimmt, in einem Lande, dessen Schätze unermesslich sind und das sich jetzt durch die Handelsstrasse des Amur schnell dem Weltverkehr öffnet.

Es kann sein, dass diese Nachkommen jener zum Exil Verurtheilten, weil sie die Freiheit geliebt und gefordert hatten, eines Tages die Zivilisatoren und Führer jener grossen Erdhälfte werden, in welcher die Wiege unseres Geschlechts stand und von wo die Geschichte zuerst ihr strenges, sphynxähnliches Haupt erhob.

Es ist noch hinzuzufügen, dass die edle Frau, deren heroische Entsagung Allem gleichkommt, was je heiliger Opfermuth auf Erden vollbracht hat, die Fürstin Trubetskoi (sie war die erste der Frauen, die ihrem Manne nach Sibirien folgte) den gesegneten Tag nicht sah, der den Ueberlebenden jener Verbannten, durch die Amnestie, die der Kaiser Alexander II. gab, die Freiheit, das Vaterland und die bürgerlichen Rechte zurückgab. Sie starb im Jahre 1854 in Irkutsk, zwei Jahre vordem die Amnestie proklamirt wurde. Diejenigen,

welche dieses Glückes noch theilhaftig wurden, fühlten, dass es nicht vollkommen sein konnte, weil sie es nicht theilte. Sie liegt im Nonnenkloster zu Irkutsk begraben. —

In dem trefflichen, zu Anfang erwähnten Buch des Fürsten Krapotkin findet sich eine sehr interessante, anmuthige Schilderung eines Aufenthalts in Sibirien, zu wissenschaftlichen Zwecken, noch ehe seine politisch-revolutionäre Laufbahn begann, wo er gerade von jener jungen Bevölkerung dort und den sibirischen Kosaken mit solcher Anerkennung spricht, dass man sieht, wie auch dort der Same aufging, den jene edlen Märtyrer durch Wort und Beispiel gesät.

Joseph Mazzini



Es sind nun schon 29 Jahre, dass einer der edelsten Menschen, denen ich auf meinem langen Lebensweg begegnet bin, starb. Er war der Grössten Einer aus der Schaar herrlicher Männer, die für das Ideal von Italiens Einheit und Grösse freudig das Märtyrerthum des Exils, der Verfolgungen aller Art, des Todes auf sich nahmen. Und noch steht ihm kein würdiges Monument in der Hauptstadt, in der einst sein hoher Idealismus auf kurze Zeit an die Verwirklichung seiner Hoffnungen glauben konnte. Umsomehr aber sollten Diejenigen, welche ihn gekannt, verehrt und geliebt haben, sein Bild aus der Erinnerung hervorrufen und ihr Theil dazu beitragen, dass er nach und nach in seiner wahren Grösse vor seiner Nation dastehe, eine unsterbliche Gestalt, den Guten zur Freude, der Jugend zum Antrieb der Nachahmung, den Schlechten zum vernichtenden Vorwurf.

Einen der schönsten Beiträge zu diesem Bild hat das Buch von D. Melegari, 1895 herausgegeben, gebracht. Es enthält Briefe an die zurückgebliebenen Freunde in der

Schweiz, wo er die erste Zeit seines Flüchtlingslebens zugebracht hatte, und enthüllt uns in diesen Briefen das intimste Seelenleben des noch so jungen, aber schon durch die bittersten Erfahrungen geprüften Exilirten, zeigt uns den Reichthum seines Herzens an Liebe, Freundschaft, Mitgefühl, Erbarmen, die grosse Kraft seiner Intelligenz, die Poesie seiner Anschauungen, die unerschütterliche Stärke seines Glaubens an Gott, an eine neue, edlere, gereinigte Religion der Zukunft, an einen Bund der Menschheit durch Tugend und Liebe; dieses Glaubens, der ihn aufrecht hielt in den dunkelsten Stunden des Zweifels, der äusseren und inneren Noth, des Verlassenseins und der bittersten Entbehrung. Man kann diese Briefe nicht lesen, ohne sich zu beugen vor solch einer erhabenen Seele, ohne sich zu sagen: das ist der Seltenen Einer, die auf die Erde kommen, um von dem Dasein des Ideals in der Erscheinung zu zeugen. — Wer ihn damals in England gekannt hatte, konnte nicht aufhören, von dem Zauber seiner, auch äusserlich so edel-schönen Persönlichkeit zu reden.

Zwischen der Zeit aber, in welcher jene Briefe geschrieben wurden, und der, in welcher ich Mazzini kennen lernte, lag eine lange, ereignissschwere Epoche, lag die nun endlich siegreiche Revolution in Italien, das Jahr Achtundvierzig, die römische Republik, das Triumvirat in Rom, dessen Haupt er war, die kurze Dauer des verwirklichten Traumes

seiner Jugend, das trostlose Ende der Republik durch die brudermörderischen Waffen einer anderen Republik, der Sieg endlich der düstersten Reaktion, die sich wie ein schwarzer Gewitterhimmel über der kurzen Blüthezeit der Freiheit in Europa ausbreitete. Mazzini war, ein Flüchtling wie vorher, nach England zurückgekehrt, nicht ganz so arm und einsam wie damals, denn er hatte seitdem einen treuen, ihn liebenden und verehrenden Freundeskreis in England gefunden, aber noch tiefer verwundet und enttäuscht — nicht mehr in seinen individuellen Gefühlen, um seines persönlichen Glücks, aber um seiner grossen Hoffnungen willen, deren Erfüllung einen Augenblick in seiner Hand gelegen hatte und ihm nun wieder so brutal entrissen war. Er war kein Jüngling mehr, dem immer noch, trotz allem schmerzlichen Erleben, ein leises Hoffen in der Seele lebte, er war ein früh ergrauter Mann, auf dessen edles Antlitz Schmerz und bittre Erfahrungen tiefe Furchen gezogen hatten, um dessen Mund ein herber Zug nur selten durch ein Lächeln gemildert wurde, dessen feine, magere Gestalt, in dem bis unter das Kinn zugeknöpften schwarzen Rock, eher einen Denker oder Mann der Wissenschaft vermuthen liess, als einen kühnen Mann der That, und dessen kategorische scharfe Art im Gespräch mit Männern über politische Prinzipien und Ansichten im Anfang befremdend wirkte. So sah ich ihn zuerst im

Jahre 1853 in London, als ich, auch eine Exilirte, einem geselligen Abend im Hause Alexander Herzens, des russischen Patrioten, beiwohnte. Schon seit meiner Ankunft in London hatte ich gewünscht, den grossen Italiener zu sehen, dessen glühender Patriotismus seit mehr als zwanzig Jahren in seinem Volk die heilige Flamme nährte; aber in den englischen Häusern, wo er allein verkehrte, war ich nicht bekannt. An jenem Abend sprach ich nicht lange allein mit ihm, hörte aber mit tiefem Interesse einem Gespräch zwischem ihm, seinem Freund Saffi und Herzen zu, in welchem Mazzini das Dogma der revolutionären Aufgabe, die Pflicht der »heiligen That« vertheidigte und heftig gegen den blossen Skeptizismus, die blosse Negation des Bestehenden eiferte, welche er für ein demoralisirendes Prinzip erklärte, und sagte, dass nur das Bewusstsein einer zu erfüllenden Mission des Guten, zu welchen man die Völker führen müsse, die Aufgabe der wahren Revolution sei. Er wiederholte mehrere Male, dass ihm Italien gleichgiltig würde, wenn es nichts anders wolle, als materielle Grösse und Wohlhabenheit; dass er den Kampf nur für gerecht und erlaubt halte, wenn er eine erhabene Aufgabe des Fortschritts für die Menschheit erfülle. Dabei kam er auf seinen fast mystischen Glauben an die Bedeutung Roms, dessen Name schon umgekehrt (Roma-Amor) andeute, wie es zum

dritten Mal die Welt beherrschen solle, aber diesmal durch die Macht der Liebe und Brüderlichkeit, durch die es die anderen Völker mit leuchtendem Vorbild sich nachziehen werde. Der Eindruck, den ich an jenem Abend von dem wunderbaren Mann empfing, war ein tiefer, nachhaltiger; aber leider führte mich das Schicksal erst nach einer langen Pause wieder mit ihm zusammen. Ich war, sehr ermüdet von vieler Arbeit, im Sommer an das Meer gegangen, in einen der vielen kleinen Seebadorte von England, welche nicht der Mode unterworfen und Stätten des Luxus und eitler Vergnügungen sind, sondern, für alle Bedürfnisse und Geldmittel eingerichtet, wahrhafte Ruhe und Stille für Erholungsbedürftige bieten. Ich genoss meine ruhige Einsamkeit sehr und sass täglich viele Stunden unten auf dem Meeressand mit meinen Büchern und Schreibereien, wo mir die Gedanken in Fülle gleichsam mit den Wellen heranrauschten. Eines Tages fiel da plötzlich, von dem etwas erhöhten Quai über mir, ein ganzer Regen von kleinen Steinchen auf mich herunter. Verwundert blickte ich auf und sah zwei Damen und einen Herrn oben stehen, welche lächelnd auf mich niedersahen. Ich erkannte alsbald in dem Herrn: Mazzini; ich hatte ihn nur einmal, wie schon gesagt, gesehen, aber das genügte, um ihn nie wieder zu vergessen. Die Damen waren Engländerinnen, in deren Familie Mazzini einheimisch war und die ihn

bewundernd liebten und verehrten. Mit der Einen war ich in der Zwischenzeit näher bekannt geworden, und sie hatte mich auch da von oben erkannt. Es fand sich, dass wir schon einige Zeit am selben Orte waren, ohne uns begegnet zu sein; nun lud mich die andere Schwester, die verheiratet war, gleich ein, den folgenden Tag bei ihnen zu Mittag zu essen, wo auch Mazzini sich einfinden würde. Hier, in dieser Intimität von vier Personen, sah ich den berühmten Agitator, vor dem die Männer auf den Thronen zitterten, zuerst in seiner ganzen einfachen, herzgewinnenden Liebenswürdigkeit und Güte. Die eine der Schwestern, die mich für eine Positivistin hielt, bat ihn, mir seine Lebensanschauung auseinanderzusetzen und er that es mit freundlicher Bereitwilligkeit. Der Grund alles Seins war ihm ein geistiges Prinzip, welches er Gott nannte; aus ihm flossen alle Ideen des Guten, Wahren, Schönen, deren Verwirklichung im Leben unsere Aufgabe und Pflicht sei. Er verglich das Dasein mit einer um einen hohen Berg herumlaufenden Spirale; von jedem höheren Punkt aus sähe man ein grösseres Stück des zurückgelegten Wegs, aber erst auf dem Gipfel würde man das Ganze überschauen und den inneren Zusammenhang, Grund und Zweck des Daseins, ganz verstehen. Die Perfectibilität der Welt war ihm ein Dogma, und Glaube ohne That bedeutete ihm nichts; hätte er die Bibel über-

setzt, er hätte geschrieben: »Im Anfang war die That.« Es war ein seltener Genuss, ihn so reden zu hören. Die Heftigkeit und Schärfe, die ihn bei politischen Discussionen überfiel, blieb hier ganz aus; er war ein Prophet, ein Weiser, der eine grosse, heilige Wahrheit zu verkünden hat; seine schönen dunklen Augen erglühten von innerem Feuer, seine Stimme wurde melodisch und er sprach das Englische, dessen er vollkommen mächtig war, mit dem weichen Wohllaut seiner Muttersprache. Ich stimmte ihm durchaus nicht in Allem bei, aber der Zauber einer so erhabenen Persönlichkeit weckte auch in mir das Gefühl tiefster, bewundernder Anhänglichkeit, und mit Freuden nahm ich die Einladung der verheiratheten Schwester an, ihr gastfreies Haus in London zu besuchen, wo Mazzini stets seine Abende zubrachte. Schnell wurde ich ein vertrautes Mitglied des Kreises, der sich dort allabendlich versammelte, und der stete Sonntagsgast beim Familienmittagessen, dem sonst nur der kleine Sohn des Hauses und Mazzini beibeiwohnten. Natürlich kam ich bald in die freundschaftlichste Beziehung zu ihm und lernte seine Verhältnisse und seine Art zu leben näher kennen. Seine Mutter hatte ihm jetzt eine bescheidene pecuniäre Unabhängigkeit gesichert, aber er lebte das Leben eines Anachoreten, um nur stets etwas für arme Landsleute und für Dinge im Dienste seiner Sache übrig zu haben. Er bewohnte ein kleines

Zimmer, in dem er sich jeden Abend selbst das Sopha zum Bett herrichtete. Kein Luxus irgend einer Art schmückte sein Leben, ausser Cigarren, deren er allerdings viele rauchte, sie aber auch bei der unablässigen Arbeit des Tages als ermunterndes Mittel vielleicht brauchte. Kam er dann am Abend in den ihn erwartenden Freundeskreis, so nahmen oft Alle um einen grossen Tisch Platz und es begann ein Kartenspiel, das wir alle um seinetwillen gern mitmachten, weil es für ihn eine Erholung war, in müheloser Weise die aufreibende Gedankenarbeit des Tages zu unterbrechen. War er nicht zu sehr ermüdet, so nahm er meist seinen Platz vor dem Kamin stehend ein und redete über das, was ihn gerade am meisten beschäftigte; dann hingen wir alle an seinen Lippen, denn es war immer hoch und edel, was er sagte, auch wenn man seine Ansicht nicht theilte. Er ereiferte sich leicht im Sprechen über Theorien, mit denen er fertig war, und die Menschen nannten ihn deshalb intolerant. Ich verstand ihn bald besser und begriff, dass seine Heftigkeit die Ungeduld eines Menschen war, der mit solchen Theorien abgeschlossen und keine Zeit mehr hat, das für ihn Fertige zu wiederholen, während es ihn weiter drängt zur That für sein Ideal. Ich wusste von seiner Abneigung gegen Louis Blanc und dessen sozialistisches Dogma und befragte ihn eines Tages deshalb. Er antwortete, dass er nur gegen den Sectarianismus

sei, gegen die sozialistischen Systeme, welche als Grundprinzip einer Regeneration der Gesellschaft die materiellen Interessen hinstellten. Er meinte, wir sollten uns Alle zunächst vereinigen auf dem Gebiet der That, um eine Anzahl von Wahrheiten, die bereits gemeinsam anerkannt seien, zu verwirklichen, indem sich ein Jeder die Freiheit vorbehielte, nachher nach seiner Ueberzeugung zu organisiren. Sehr interessant erzählte er dann aus der kurzen Zeit seines Triumvirats in Rom über seinen praktischen Sozialismus; u. a. wie er dem Räuberwesen ein Ende gemacht habe, indem er verkünden liess, dass, wer ein ordentliches Leben führen wolle, Beschäftigung und ehrliches Brod finden solle, wie sich darauf Viele eingefunden hätten und aus Vagabunden ordentliche Leute geworden wären. Wie herrlich hätte es werden können bei der genauen Kenntniss, die er von seinem Volke hatte! Man konnte nicht ohne Schmerz daran denken, dass es hatte scheitern müssen, und zum Theil war sein Idealismus daran Schuld, denn er hatte es nicht für möglich gehalten, dass die französische Republik eine andere Republik werde zerstören wollen, und hatte Garibaldi deshalb von energischer Verfolgung der Franzosen abgehalten. Es war dies ein tief schmerzlicher Punkt in seinen Erinnerungen, an den man nicht gern rührte.

Ich war einer Lesegesellschaft beigetreten, für die Mazzini die Auswahl der Bücher be-

sorgte. Ich wohnte ihm auf dem Wege der Circulation am nächsten, und so schickte er mir die Bücher, gewöhnlich mit einem begleitenden Worte, welches Bezug auf vorhergegangene Gespräche oder auf Aufträge, die er mir gegeben hatte, enthielt. So kam eines Morgens, nachdem wir Abends zuvor von Deutschland gesprochen hatten, folgender Brief:

. . . . Ach ja, wir werden noch von dem »armen heiligen Deutschland« sprechen, so viel Sie wollen. Nur hat Deutschland ein grosses Unrecht, welches Sie nicht auslöschen können. Nämlich: auch gar nichts von dem einfachen revolutionären Axiom zu verstehen, dass der Sieg nur die Folge der Concentrirung aller möglichen Kräfte auf einen Punkt sein kann. Für Deutschland ist eine Initiative unmöglich; die Initiative ist aber möglich für Italien. Das sollte genügen, wenn die Frage in einem europäischen Sinne verstanden würde, damit das ganze patriotische Deutschland sich mit uns und für uns erklärte. Wir suchen die initiative That: wir werden sie suchen, bis sie gelungen ist. Ich bin der Einzige, der es thut. — Warum der Einzige?

Ich sammle jetzt Fonds unter uns, vermittelst Subscriptionen von 200 Franken. Glauben Sie, dass wir nur vierzig deutsche Unterschriften haben würden? Nein! Das ist das grösste Argument, welches ich gegen Deutschland habe. Diese Thatsache beweist, dass Deutschland den Gedanken haben kann,

aber dass die That, die Incarnation des Gedankens in die Handlung, ihm nicht eigen sind. Deshalb bleibt es hinter seinen Pflichten und seiner Mission zurück. Das ist Alles, was ich gegen Deutschland zu sagen habe. Sie sollen mich bei der ersten Gelegenheit widerlegen, wenn Sie können.

Ich bin geblieben, was ich war; Jene sind nicht geblieben, was sie waren.

Ihr Freund J. Mazzini.

Immer mehr lernte ich auch durch diese Briefe die tiefe Güte und das Zartgefühl des Mannes kennen, den man als den rücksichtslosen Verschwörer und Prediger des politischen Mordes in Europa verschrieen hatte. Irgend eine Missstimmung oder Kränkung im Herzen der Freunde veranlasst zu haben, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Er hatte mich eines Abends mit Hinneigung zu Communismus, Atheismus etc. geneckt und am Morgen danach erhielt ich folgendes Billet*) mit einer von mir gewünschten Schrift:

Meine liebe Freundin!

Hier das Verlangte, obgleich ich glaube, dass Sie es nicht werden brauchen können.

Eine Benachrichtigung: Nehmen Sie niemals meine Scherze über T . . . ., über Communismus, Atheismus u. s. w. im Ernst. Ich kenne Sie jetzt; ich schätze und achte Sie, wie Sie es verdienen. Es ist möglich, dass Sie sich

*) Mehrere dieser Briefe sind bereits in meinem Buch: »Memoiren einer Idealistin« veröffentlicht.

intellectuell zuweilen verirren, wie ich, wie alle Welt es thut. Aber Sie haben zu viel Poesie in der Seele, um Atheistin, Communistin, Feuerbachianerin zu sein. Ich scherze zuweilen, als ein Zeichen der Freundschaft, weil ich viel Bitterkeit auf dem Herzen habe und in ein absolutes Schweigen verfallen würde, wenn ich nicht scherzte. Verzeihen Sie mir und glauben Sie mich

Ihren Freund
Joseph Mazzini.

In die grösste Aufregung wurde die Emigration, aber auch ganz England, versetzt durch die unvermuthete Nachricht von dem Attentat Orsinis. Auch Mazzini war tief ergriffen. Er hatte nichts davon gewusst, wie gern die Welt ihn auch als Anstifter desselben angesehen hätte. Er war seit lange mit Orsini entzweit, ich hatte diesen nie in seinem Kreise gesehen, und Monate lang war Orsini nicht mehr in London gewesen, sondern reiste in England umher und hielt Vorlesungen in den Provinzstädten. Erschütternd traf uns Alle die Nachricht von seiner Hinrichtung. Ich war Zeugin von Mazzinis tiefem Seelenschmerz und kann es den künftigen Geschichtsschreibern beglaubigen, dass er nichts von Orsinis Unternehmen wusste, sowie dass er keinen Antheil hatte an einem anderen Mordversuch, den ein Italiener auf den damaligen König von Neapel machte. Dieser Mann, Milano mit Namen, war bei ihm gewesen

und hatte ihm sein Vorhaben mitgetheilt. Mazzini hatte alles gethan, um ihn davon abzubringen, und war sehr unglücklich, als der Versuch dennoch gemacht wurde.

Die Aufregung in England steigerte sich noch nach Orsinis Tod, da man von französischer Seite feindselig herausfordernd auftrat und sogar die Aufhebung des Asylrechts, des stolzen Vorrechts britischer Freiheit, verlangte. Sie wuchs zum höchsten Grad, als der Franzose Bernard, ein Freund Orsinis, von Frankreich aus der Mitwissenschaft angeklagt, gefangen genommen und ihm der Prozess gemacht wurde, wobei als Zeugen lauter französische Spione herüber kamen. Ich wohnte drei Tage lang den Verhandlungen des Prozesses im Gerichtshof von Old-Bailey bei und theilte den Jubel des englischen Nationalgefühls, als der Angeklagte freigesprochen wurde und die Vorzüge der Institutionen des freien Insellandes glorreich vertheidigt worden waren. Mazzini hatte mich gebeten, gleich am Abend zu den englischen Freunden zu kommen und das Erlebte mitzutheilen. Dies geschah und er verlangte einen geschriebenen Bericht für sein Blatt »Dio ed il popolo.« Schon vorher hatte ich ihm über deutsche Zustände geschrieben, in französischer Sprache, da ich damals der italienischen Sprache noch nicht so mächtig war. Nach dem eingesandten Bericht schrieb er mir am folgenden Morgen:

Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen von Grund des Herzens für Ihren Bericht, den ich selbst übersetzt und abgeschickt habe.

Wie konnten Sie denken, dass ich etwas an Ihrer Auffassung der Vertheidigungsrede von James geändert hätte? Sie halten mich also für recht intolerant?

Was Sie gethan haben, entbindet Sie aber durchaus nicht von der zweiten deutschen Correspondenz. Wenn Sie die deutschen Journale lesen, suchen Sie sich auf einige Thatsachen für Ihre Reflexionen zu stützen. Sie wissen, was die Correspondenzen der politischen Journale sind. Ich möchte, dass es von Zeit zu Zeit ein Gesammtüberblick über den politischen Gang der Ereignisse in Deutschland, von der Höhe eines philosophischen Gedankens aus, würde. Könnten Sie nicht auch eine Stunde einem Ueberblick über die gegenwärtige politische deutsche Presse und ihre Tendenzen gegenüber Frankreich, England und Russland widmen?

Verzeihung für all diese Anforderungen, aber Sie sind gut und der Sache ergeben; ich brauche und missbrauche das.

Ihr Freund und Bruder

Joseph.

Was ihm am meisten am Herzen lag, das war die Organisation der revolutionären Partei, zunächst in jeder einzelnen Nationalität und schliesslich zu einer europäischen Partei der

That. Er hatte sehr wohl erkannt, dass die Macht des Ultramontanismus und der Despotie zum grossen Theil der geschlossenen Organisation derselben zu danken sei, und hatte es sich zur Aufgabe gestellt, eine gleiche, im Dienste der Freiheit, zu Stande zu bringen. Ganz besonders dachte er hierbei an die Arbeiter und wünschte, dass, so wie er aus der Ferne für seine Italiener sorgte, um sie über ihre Rechte, aber ebenso über ihre Pflichten aufzuklären und ihnen geläuterte, sittliche Begriffe beizubringen, dies auch bei den andern Völkern geschehen möge. Unaufhörlich fragte er mich, was in Deutschland hierin gethan würde und da, bei der damals herrschenden Reaktion, wenig zu hoffen war, so forderte er mich auf, zu versuchen, ob ich die zahlreichen, in London lebenden deutschen Arbeiter, unter denen ich einige tüchtige und gebildete Männer kannte, zu einer Gesellschaft vereinigen könne, in der man klare, gesunde Ideen statt des verworrenen Communismus und der halb verstandenen Theorien, zu verbreiten suchen müsste. Ich sprach darüber mit einigen jener Leute und fand sie alle bereit. Darauf schrieb ich an Mazzini und sagte ihm, dass ich zunächst für kurze Zeit an das Meer gehe, um mich zu erholen, weil ich traurig sei von persönlichem und allgemeinem Leid. Er antwortete mir:

»Sie sind traurig; ich bin auch traurig. Sie gehen an das Meer; ich möchte auch hin-

gehen, aber ich kann nicht. Meine Arbeit ist die des Handwerkers, der nicht von der Maschine fort kann. Ich verdorre dabei, aber es muss sein. Hier schicke ich Ihnen einige Zeilen für Kossuth. Sie müssen seine Wohnung in Ventnor suchen. Jedermann wird sie Ihnen zeigen können; ich nenne Sie im Anfang des Briefes als meine Freundin.

Warum denken Sie, dass ich nicht zufrieden sei? Ich bin vollkommen zufrieden mit allem, was Sie zu thun suchen. Ich halte Ihre Arbeit mit den Arbeitern für sehr wichtig. Wenn Sie mir sagen werden, dass Sie ein wenig Grund gewonnen haben und Sie es für gut halten, dass ich mich an Sie wende, so werde ich es thun.

Adieu, meine Freundin! Zweifeln Sie nie an meiner Achtung und Zuneigung, sie sind Ihnen sicher. Seien Sie stark und tapfer. Die endliche Krisis bereitet sich trotz allem.

Ihr Bruder

Joseph.

Die Erholung, die ich auf der Insel Wight in lieblicher Natur und stärkender Meerluft fand, wünschte ich auch dem armen geplagten Freund und schrieb ihm, sich etwas Ruhe zu gönnen und zu kommen. Erst nach ziemlich langer Pause erhielt ich folgende Antwort:

»Liebe Freundin! Ich hätte Ihnen früher antworten sollen, aber ich war mit Arbeit überhäuft und auch ein wenig schlechter Laune. Nein, ich komme nicht auf die Insel. Es ist

unmöglich und es ist unnütz, darüber zu sprechen. Ich habe wohl Lust, mich irgendwo an das Meer hin zu flüchten, aber wenn ich es thue, geschieht es später und nicht auf die Insel Wight. Sie ist zu schön für mich. Wahrscheinlicher aber ist es, dass es bei der Lust bleibt und dass ich nirgends hingehe. Wozu auch? Im Vergleich mit dem, was in mir vorgeht, bin ich noch gut genug, wo ich bin; traurig und finster, macht mich die schönste Landschaft, wie die schönste Musik, noch tausendmal finsterer. Wenn ich in dieser Stimmung bin, gibt mir alles Schöne einen wahren Krampf der Verzweiflung und ein Gefühl von Ermattung, das nicht gut ist.

Sie haben »Glauben und Zukunft« gelesen. Ist es nicht ein wenig mehr deutsch, als Sie geglaubt hätten?

Unsere Organisation in Italien geht vorwärts. Es wird doch noch wieder dort sein, glauben Sie mir, wo die Initiative unserer Sache ergriffen werden wird. Die Geldfrage ist immer die grösste Schwierigkeit, aber ich verzweifle nicht, sie zu überwinden.

Adieu! Arbeiten Sie und denken Sie zuweilen an Ihren Freund

Joseph.

Dann schrieb ich wieder besorgt, weil ich längere Zeit nichts hörte und die versprochene Nummer eines neuen Journals, das er herausgab, nicht erhalten hatte. Darauf kam folgender Brief:

»Ich erhalte Ihren besorgten Brief. Sie haben Recht, aber seien Sie nicht argwöhnisch mit mir. Ich wechsle nicht, ich bin nicht launisch in meiner Zuneigung, und nichts missfällt mir, wenn ich einmal Vertrauen in die Zuneigung Andrer habe. Ich habe aber Zeiten, in denen es mir schwer wird, zu schreiben, ausgenommeu Geschäftliches; das ist, wenn ich traurig bin; ich mag nicht heucheln, wenn ich schreibe, und ich mag auch die Andern nicht betrüben. Nun war ich eben traurig. Jetzt bin ich besser und bedaure mein Schweigen sehr. In einer der ersten Nummern meines Journals werde ich eine allgemeine Aufforderung machen hinsichtlich der Organisation der Partei. Vergessen Sie nicht, mir einige deutsche Verleger oder sonstige Deutsche anzugeben, denen ich, wenn Sie glauben, dass sie es erhalten, ein Exemplar meiner ersten Nummer zuschicken könnte. Ich möchte, dass das Journal in Deutschland bekannt würde; es könnte ja auch sein, dass uns einige Abonnements von da zukämen. Wir brauchen 600, um die Kosten zu decken. Die Empfänger riskiren nichts. Es ist natürlich, dass wir suchen, das Journal bekannt zu machen, und die einfache Zusendung hat nicht die Gefahren eines Briefes, der zeigen würde, dass man liirt ist.

Ich habe Ihren Brief über deutsche Verhältnisse abgeschickt. Er ist sehr interessant.

Ich werde an Kinkel schreiben, wie Sie

mir gerathen, wegen eines Beitrages zum Journal, aber ohne Hoffnung auf Erfolg. Ich könnte wohl Ruge bitten, aber was Teufel würde er mir schreiben? Ich fürchte seine Excentricität und seine Rachsucht gegen die Individuen. Was denken Sie davon? Würde er in solcher Weise schreiben, um nützlich zu sein? Sie können wohl denken, dass man es nicht abschlägt, einen Artikel von Ruge einzurücken, ohne sich einen Feind aus ihm zu machen.

Es sind uns sechzig italienische Abonnenten aus Alexandrien in Aegypten zugekommen. Man schreibt mir von allen Seiten, es wäre wohl etwas zu thun zur Einigung der Partei; aber wirklich, ich kann nicht alles allein thun. Ich habe mich heute nicht vom Schreibtisch gerührt, ich habe den ganzen Tag geschrieben und ich habe nicht die Hälfte von dem gethan, was ich thun sollte.

Adieu! Ihr Bruder

Joseph.

Endlich schrieb ich ihm noch von dort aus über Lothar Bucher, den ich auf der Insel getroffen hatte, dass ich ihn mehr für einen klugen, besonnenen Staatsmann als für einen Revolutionär halte, dass seine Mitwirkung beim Journal mir aber sehr wünschenswerth schiene. Mazzini anwortete:

»Ja, ich kenne Bucher dem Namen nach und würde stolz sein, seine Hilfe zu haben. Er wird nach der esten Nummer beurtheilen können, ob er mir etwas schicken will. Ich

35*

möchte, dass das Journal die Frage der Nationalität, vom Gesichtspunkt der zukünftigen Allianz und ihrer Nothwendigkeit für den Sieg behandelte. Die Organisation der Partei scheint mir gegenwärtig das zu lösende Problem für uns Alle. An dem Tag, an dem wir Alle organisirt sein werden, wie eine Armee, an dem Tag wo ein Jeder, der jetzt vereinzelt, unthätig bleibt, sein Contingent an Geld, an Berichten, an Einfluss, an Reisen, an Propoganda der Ideen hinzubringen wird, an dem Tage werden wir siegen. Es ist eine Schande, dass, wenn wir es können, wir es nicht thun. Das Journal kann dabei nützen, indem es die Idee predigt und zeigt, dass wir einig sind.

Nach London zurückgekehrt, beschäftigte ich mich alsbald mit der Association der Arbeiter und schrieb an Mazzini, dass ich sehr zuverlässige Männer zusammen hätte, denen die weitere Propaganda für den Verein unter den ihnen bekannten Arbeitern aufgetragen war. Er antwortete:

»Liebe Freundin! Das ist gut — Sie haben Sechs zusammen. Wenn ein Jeder festen Willen hat und täglich unausgesetzt thätig ist, wenn ein jeder der Sechs sich an jedem Abend fragt: Was habe ich heute versucht, für unsern Zweck zu thun? so werden Sie bald eine grosse Anzahl haben. Versuchen Sie, den deutschen Arbeitern begreiflich zu machen, dass die Organisation des Volkes das beste Mittel ist, um zu verhüten, dass die

Revolutionen nicht in dem engen Kreise der Politik stecken bleiben. Wenn eine grosse Liga des Volkes die beste Kraft der europäischen Partei der That bilden wird, so werden die Rechte der Völker und der arbeitenden Klassen nicht mehr hintan gesetzt werden können; seien Sie dessen gewiss. Wenn Sie Ihr Programm gemacht haben, so werde ich dem Verein die Definition des Bandes, welches uns vereinigen soll, und der Reihe von Pflichten, welche dasselbe praktisch ausdrücken soll, zusenden.

Ja, es geht nichts über die Arbeit für eine grosse gute Jdee. Das reinigt und veredelt die persönlichen Schmerzen. Gott weiss, dass ich auch meinen Theil davon gehabt habe.

Ihr Freund

Joseph.

Als sich nach einiger Zeit wirklich einige zwanzig Arbeiter zusammengefunden und sich organisirt hatten zu bestimmten gemeinschaftlichen Bestrebungen nach Bildung, nach klaren Ideen über die staatlichen Ziele, über die Rechte und Pflichten ihres Standes und die dafür zu machende Propaganda, forderte ich Mazzini auf, seinem Versprechen gemäss, den kleinen Verein einzuweihen. Er war freundlichst bereit und bestimmte einen Abend, wo er sich mit Jenen bei mir treffen wolle. Die Arbeiter erschienen in einer feierlichen Spannung, da sie wussten, wen sie sehen sollten. Mazzini kam und nie habe ich ihn

edler und liebenswürdiger gesehen, als hier im Verkehr mit dem Volk; er erschien mir wie das Ideal eines Volksführers, nicht in dem Sinn, wie Garibaldi, der die Massen begeisterte zur kriegerischen That, sondern wie der weise milde Lehrer der Bergpredigt, der veredelt und zu sich hinauf hebt, indem er belehrt. Er sprach lange zu den Leuten von der Nothwendigkeit, das Gefühl der Solidarität in den Völkern zu wecken und zu stärken und sich zunächst zur Verwirklichung grosser, allgemein anerkannter Grundwahrheiten zu vereinigen, vorzüglich aber, wie er es auch seinen Italienern immer sage, sich klar zu werden über die Rechte und Pflichten eines Jeden in der menschlichen Gesellschaft. Die Mehrzahl der Leute hörte ihm ehrfurchtsvoll und aufmerksam zu. Einige machten ihm Entgegnungen und Einer, ein kluger, aber trotziger Mensch, wie ich später erfuhr, ganz unter dem Einfluss von Marx stehend, frug ihn plötzlich: »Welche Garantien geben Sie uns für die Zukunft? Wenn die allgemeine Republik sich verwirklicht, was werden Sie für den Arbeiterstand thun?«

Mazzini lächelte und sagte: »Aber lieber Freund, welche Garantien soll ich Euch geben?« Sollte ich die Verwirklichung unserer Ideen erleben, so werde doch nicht ich es sein, welcher die neue Organisation der Gesellschaft zu machen hat, besonders bei Euch in Deutschland. Wir werden es alle thun müssen,

Ihr so gut wie ich. Dann ist es Eure Aufgabe, dem Arbeiterstand seine Rechte zu wahren und seine Pflichten zu bestimmen.«

Hatte ich ihn nun hier von der Seite seines human organisatorischen Verkehrs mit den unter ihm Stehenden kennen gelernt, so erhielt ich fast täglich neue Beweise seines tiefen Gemüths und liebevollen warmen Herzens. Eines Morgens begegnete ich ihm in der Strasse, was eine Seltenheit war, da er am Tage fast nie ausging. Wir sprachen lange miteinander und ich bemerkte, dass er mich in eigenthümlich forschender Weise ansah. Kurz darauf consultirte ich einen Arzt wegen meiner sehr leidenden Augen und dieser erklärte mir, dass deren Zustand sehr bedenklich sei. Ich erwähnte dies in einem Brief an Mazzini und er schrieb darauf:

»Ich wusste es im Voraus, meine arme Freundin. Ich war betroffen von der Gefahr, als ich Ihnen neulich in der Strasse begegnete. Ich sagte es am selben Tag zu Caroline. Da ich aber kein Arzt bin und kein Recht habe gehört zu werden, so wartete ich, bis Andere, Berechtigte Ihnen die strenge Vorschrift gegeben hätte. Resigniren Sie, concentriren Sie sich und denken Sie: Sie sind noch jung genug, und die Welt ist verwirrt genug, um Ihnen die Zeit zu gewähren, nützlich sein zu können. Wenn Sie fort müssen von hier, sagen Sie es mir, damit ich Sie vorher sehe. Dann werde ich Ihnen schreiben

— uncompromitirende Briefe, die ein Jeder lesen kann. Ja, wir werden den europäischen Krieg haben, und das ist gut. Wir sprechen darüber.

Ich gehe heute auf das Land zu M . . ., werde aber morgen zurück sein. Adieu, ich liebe und achte Sie!

Ihr Freund
Joseph.

Als ich ihn danach sah, drückte er mir mit warmer Theilnahme die Hand und sagte, dass, wenn der Arzt mir riethe, in ein wärmeres Klima zu gehen, er mir Genua vorschlüge, wohin er mir Briefe mitgeben wolle, nach denen man mich dort wie eine Schwester empfangen und pflegen würde. So sorglich und liebevoll war er auch im Hause der englischen Freunde; wenn z. B. dem kleinen Sohn etwas fehlte, so wachte der viel beschäftigte Mann, der sich meist tagelang nicht vom Schreibtisch erhob, Nachts am Lager des Knaben und sorgte für ihn, wie nur eine liebevolle Mutter es gekonnt hätte. Er verstand aber auch die feinsten Regungen des Seelenlebens und wo er ein verborgnes Leid sah, legte er sanft und tröstend die Hand auf die geheimen Herzenswunden. So fragte er mich eines Abends, als ich ungewöhnlich still und schweigsam gewesen war, nach dem Grund, und als ich ihm gesagt hatte, dass das grosse Weh des Lebens und der Einsamkeit schwerer als sonst auf mir gelegen hätte, schrieb er mir am folgenden Tag nach anderen Sachen:

»Sie waren noch stiller als gewöhnlich, ich bin es auch oft so sehr; die Empfindung, von der Sie mir sprachen, ist die meine. Es begegnet mir häufig, dass das Gefühl der Leere, einer ganzen persönlich einsamen Vergangenheit, eines ganzen persönlich verlorenen Lebens, mich mit unerträglicher Gewalt erfasst. Dann erhebe ich mich wieder, ein wenig mehr Skelett, als vorher.«

Solche Worte gaben mir einen Einblick in die Tiefe seines grossen Herzens, welches die Welt nur von ehrgeizigen, tollkühnen, ja verwerflichen Plänen erfüllt glaubte, und ich neigte mich voll Ehrfurcht vor diesem Märtyrer des Ideals, der sein persönliches Leben ebenso vollkommen einer erhabenen Idee zum Opfer brachte, wie nur je die edelsten Kämpfer und Glaubenshelden es gethan. Er konnte irren in der Wahl seiner Mittel, er irrte vor Allem in der Ueberzeugung, dass sein Italien reif sei für eine Republik, wie sie ihm im Geiste vorschwebte, als eine Organisation, die den sittlichen und geistigen Fortschritt des Volkes als höchstes Ziel vor Augen hätte, da er es immer wieder betonte, dass ihm nichts an Italien und an Rom gelegen sei, wenn diese nichts Anderes wollten, als bloss materielles Wohlsein. Aber worin er nie irrte, das war die Reinheit und Selbstlosigkeit seines Wollens und die unerschütterliche Konsequenz seines Handelns. Und wenn er einem treuen Freundesauge für einen Augenblick den Schleier ge-

lüftet hatte, welcher den Abgrund von Schmerzen, den seine Seele barg, verdeckte, so kehrte er doch alsbald zu der ganz unpersönlichen Thätigkeit zurück, durch die er der Verwirklichung seines Ideals zu dienen glaubte. Ich hatte ihm von einem Polen gesprochen, den ich als zuverlässig kannte und der sich ihm ganz und gar zur Verfügung stellte. Zugleich bat ich ihn, mir nicht zu zürnen, weil die organisatorische Arbeit, an der ich mich betheiligte, nicht schneller ging. Er schrieb darauf:

»Beste Freundin! Ich erzürne mich nie, ausser zuweilen mit meinen Italienern; besonders aber könnte ich mich nie gegen Sie erzürnen, ein Wesen, so voll Herz, edlen Willens und sanft, wie es nur je eins gab.

Arbeiten Sie also, aber wissen Sie zugleich, woran ich selbst bin, um sich danach zu richten.

Ich bin mit dem Comité der demokratischen polnischen Centralisation in Verbindung und muss gewisse Rücksichten für sie haben. Ist Ihr Pole in Verbindung mit Jenen? Wenn nicht, so ist es einerlei. Jede Arbeit im Innern ist mir willkommen und wird gern von mir angenommen. Wenn er mit Jenen in Verbindung ist, so möchte ich nicht, dass es schiene, als entzöge ich ihnen ihre Elemente. Alles, was Ihnen auf dem angedeuteten Wege zu thun gelingt, hat meine Billigung und Hilfe. Ich werde mit jedem Verein der Partei der That, wo er sich auch bilden mag, in Verbindung treten.

Was T. betrifft, so wollen wir den Artikel abwarten. Im Allgemeinen will ich Ihnen sagen: Handeln Sie so wenig als möglich mit Franzosen zusammen und so viel als möglich mit Deutschen. Die Franzosen kenne ich fast Alle, und ich weiss, was von ihnen zu erwarten ist. Wir haben eine Arbeit einer geheimen Association unter ihnen, welche sich in diesem Augenblick ausbreitet; wir müssen uns begnügen, derselben einzeln diejenigen Individuen beizufügen, welche wir anderen Vereinen, die wir für schlecht organisirt oder zu sehr spionirt halten, entführen können.

Glauben Sie nicht, dass ich die Franzosen aus der republikanischen Verbrüderung ausschliessen will. Aber ich kenne sie; ich glaube, im Grunde und als Masse werden wir nichts Positives für unsere Sache durch sie gewinnen. Nur die Einzelnen muss man nach und nach in eine neue Organisation von uns einführen.

Adieu, meine liebe Freundin!

Joseph.

Gegen die Franzosen war er entschieden misstrauisch, nur mit Ledru-Rollin und dessen Anhängern verkehrte er. Ein junger Franzose wünschte glühend, ihn kennen zu lernen und da ich denselben kannte und achtete und es für unendlich wichtig hielt, dass junge Leute sich durch das Vorbild dieser hohen Persönlichkeit zu reinem kräftigen Handeln bestimmt fühlen sollten, so gab ich

ihm Mazzini's Adresse und benachrichtigte diesen davon. Er schrieb wieder:

»Liebe Freundin! Indem Sie T . . . meine Adresse gaben, haben Sie sie der Polizei gegeben. Die Partei, welcher T . . . angehört und welcher er Alles mittheilt, wimmelt von Spionen. Ich mache Ihnen damit keinen Vorwurf, ich constatire nur eine Thatsache. Was mich betrifft, so kann Alles, was ich schreibe, ausgenommen das, was Operationen betrifft, an alle Polizeibehörden der Welt gehen. Ich kann es im Falle der Noth sogar drucken.

Nennen Sie mich exclusiv, intolerant, Alles, was Sie wollen, aber lassen Sie mich Ihnen eine Sache sagen: Arbeiten Sie mit Ungarn, mit Polen, mit Serben, mit Montenegrinern und Circassiern, wenn Sie können, mit den Deutschen vor allen Dingen, wenn es gelingt — aber, ich wiederhole es, bemühen Sie sich nicht zu viel mit den Franzosen. Sie sind zu gut und vertrauensvoll, um das zersetzende Element entdecken zu können, welches bei ihnen vorhanden ist. Sie sprechen mir z. B. von Bernard; es sind kaum drei Tage her, dass in einer Versammlung, wo jemand den Franzosen vorschlug, eine Subscription für einen jährlichen Beitrag von einem Schilling, als Pfand der Solidarität, zu zeichnen, Bernard sich erhob und dagegen sprach. Er behauptete, dass das vorgeschrittenste italienische Journal nicht l'Italia del Popolo sei, sondern die Ragione. Dies ist ein materialistisches Journal, welches

in Turin herauskommt, sich sozialistisch nennt, ohne jedoch eine einzige ökonomische Frage ernst zu erörtern, und das gegen die Bewegung schreit, weil man vor allen Dingen erst das Volk sozialisiren müsste. Abgesehen davon, ist l'Italia del Popolo mehr als dreissig Mal mit Beschlag belegt worden, die Ragione einmal; es ist also die Italia, der man helfen muss. Bernard, der zur Zeit seines Prozesses eine immense Theilnehme unter den Italienern gefunden hat, ist der Letzte, der eine solche Sprache halten sollte.

Sie sprechen mir von einem Meeting zur Vereinbarung aller Nationalitäten. Ich weiss wohl, dass Leute aller Nüancen der Partei dazu kommen würden. Aber glauben Sie mir, es käme nichts dabei heraus, und ausserdem werde ich, wie schon gesagt, nur mit Individuen, nicht mit Vereinen verhandeln. Die Commune ist voller Spione.

Für mich besteht die wichtige Arbeit darin, die italienische Bewegung mit den Nationalitäten in Verbindung zu bringen, welche sich noch konstituiren. Frankreich ist in einer besondern Lage. Dort ist nur eine Sache zu thun; wenn die unmöglich ist, so muss man erwarten, was von innen heraus geschieht. Eine Verschwörung würde niemals zu einer siegreichen Insurrection führen. Eine ausgedehnte Propaganda ist in Frankreich unmöglich, ohne entdeckt zu werden. Arbeiten Sie also, liebe Freundin, so viel Sie können mit

den Nationalitäten der Zukunft, aber lassen Sie sich auf keinen Versuch mit den französischen Communisten ein. Ich würde Ihnen dabei nicht folgen. Es wäre etwas anderes, wenn sich neue Elemente, wenn sich Franzosen aus dem Innern präsentirten. Das einzige Gute, was die Andern thun könnten, wäre, ihre Sprache zu mässigen, ein gemeinschaftliches Programm anzunehmen und der Welt zu zeigen, dass man einig ist. Jede geheime Arbeit mit ihnen zusammen ist unmöglich und gefährlich.«

Noch in einem spätern Briefe kam er auf dies Thema zurück und schrieb:

»Was die gemeinsame Arbeit betrifft, so beeilen Sie sich nicht — ich meine mit den Franzosen. Wenn man mir Vorschläge macht, so werde ich natürlich antworten. Ich will und kann Ledru-Rollin nicht verlassen; ich werde es nie thun, es sei denn, dass er die Fahne wechselte. Aber nichts hindert mich zu arbeiten, mit wem es immer sei und niemals werde ich es verweigern, mich mit ehrlichen Patrioten zu verbinden, die sich redlich mit mir verständigen wollen. Erinnern Sie sich aber daran, dass meine Zeit ganz besetzt ist. Sie wissen, ich gehe nirgends hin. Ich bin mit Arbeit überhäuft und obgleich ich von acht Uhr Morgens an bis Abends neun Uhr an meinem kleinen Schreibtisch sitze, so kann ich doch nicht die Hälfte der Arbeit vollbringen, die ich für Italien machen müsste, wo ich,

ausser der Emigration, eine ganze Partei im Innern zu dirigiren habe. Diese Arbeit ist heilig, ich kann sie nicht aufgeben. Es ist gut, dass man das wisse und dass man meine gezwungene Zurückgezogenheit nicht falsch auslege. Ich kann keine Meetings, keine häufigen Unterredungen haben. Es ist besonders schriftlich, dass ich handeln und mich mittheilen kann.«

So kam das Jahr 59 heran. Napoleon III. hatte sein Wort gesprochen, dem die damalige Politik gehorchte; das Testament Orsinis war nicht umsonst geschrieben worden und Frankreich rüstete zum Krieg für Italien gegen Oesterreich. Die italienische Emigration war in vollster Aufregung. Mazzini verdoppelte seine gewohnte Thätigkeit, um die Parteigenossen zu gemeinsamem Handeln zu vereinen. Er schrieb mir in den Tagen: »Mir ist klar, dass, wenn vor den deutlichen Projecten der beiden Zaren, vor der erneuten Drohung eines zweiten Tilsit oder Erfurt und der Theilung der europäischen Welt zwischen die Despoten die Patrioten nicht Alle das Bedürfniss fühlen, praktisch zu arbeiten, so bleiben sie hinter ihrem Glauben und ihrer Aufgabe zurück.«

Alle die italienischen Freunde, Mario, Saffi, Quadrio etc. schieden, um im Vaterland im ersehnten Augenblick der That zu sein. Dann kam auch Mazzinis Abreise heran. Man hat so oft, nur um Flecken auf sein edles Bild zu werfen, gesagt, er habe nur

immer die Andern zur That getrieben und in Gefahr und Tod geschickt; dem ist aber nicht so. Er hat nie gefehlt, wenn eine revolutionäre Bewegung in Italien war, nur konnte er natürlich nicht unter seinem Namen reisen, da überall auf dem Continent die Polizei auf ihn lauerte und er sogar im eignen Lande nur durch die Wachsamkeit seiner Freunde der ihm stets drohenden Gefangennahme entzogen wurde.

(Er erzählte mir, wie einmal, aus Italien zurückkehrend, er in Paris benachrichtigt wurde, dass die Polzei ihm auf der Spur sei und ihn verhaften werde. Ohne einen andren Ausweg zu sehen, schrieb er an Prinz Jerome Napoleon, der viel mit ihm verkehrt hatte, erhielt auch sogleich die Weisung, sich zu bestimmter Stunde im geschlossenen Wagen an einem bezeichneten Haus in der bezeichneten Strasse einzufinden. Dies geschah und dort erwartete ihn ein Mann, in einen Mantel gehüllt, in dem er alsbald den Prinzen erkannte, und übergab ihm einen Pass, mit dem er glücklich bis aufs Schiff und zurück nach England gelangte.)

Am letzten Abend vor seiner Abreise waren wir noch einmal bei den englischen Freunden zusammen. Er war in hoch gehobener Stimmung, feierlich ernst. Die grosse Entscheidung nahte. Italien frei von einem Meer zum andern, so hatte es in Paris geheissen. Das Ideal, für das er sein Leben

geopfert, schien wie eine neue Morgenröthe endlich heraufzusteigen und den ersehnten Tag zu verkünden. Da gab es kein Zögern, kein sentimentales Zagen. Er musste hin, sein Geschick zu erfüllen. Das fühlte ich, als ich ihm zum Abschied die Hand reichte und ihn einen Augenblick voll Wehmuth und Rührung ansah, eine der tragischesten Gestalten der Geschichte, Märtyer des Ideals, wie Arnoldo da Brescia, wie Giordano Bruno es gewesen und wenn auch nicht, wie sie, den erhabenen Irrthum des Idealisten im Flammentod büssend, so doch in der kaum minder grossen Qual des Exils, der Entfernung von der Heimath, die seine Seele liebte. Ihn in meinem Herzen segnend, schied ich von ihm, um ihn nie wiederzusehn. Ich verliess bald darauf England für immer. Aber von seiner von Gefahren begleiteten Reise aus kam ein Brief an die englische Freundin, den diese mir mittheilte und der mich tief rührte. Er schrieb von seiner Fahrt über den Vierwaldstätter-See, dass er daselbst eine jener Stunden erlebt habe, wie sie der von einem grossen Glauben erfüllten Seele nahen, wo man die Gegenwart des Weltgeistes lebhafter empfindet, als gewöhnlich, und sich über Schicksal, Irrthum und Leiden hinaus gehoben fühlt in die Freiheit der Ueberwinder. Ich schrieb ihm unter dem tiefen Eindruck dieses Briefes und erhielt bald darauf folgende Antwort:

»Meine liebe Freundin! Heute nur zwei

Worte als Antwort auf Ihre Zeilen! Habe ich nöthig, Ihnen zu versichern, wie lieb Sie mir waren? Ich verdiene nicht Alles, was Sie mir darin sagen, ich erreiche zu wenig von dem, was ich erstrebe, aber ich glaube, mein Herz ist mehr werth als meine Intelligenz, während bei den meisten Andern die Intelligenz mehr werth ist, als das Herz. Das ist der Grund, warum Jene nicht handeln. Hätte ich einige zwanzig Männer mit Ihrem Herzen und Ihrer Fähigkeit der Hingebung zur Seite, ich hätte zu dieser Stunde Europa regenerirt. Aber solche existiren nicht. Deshalb müssen Sie fortfahren, mich zu lieben um dessentwillen, was ich hätte thun mögen. Caroline, die mir oft von Ihnen schreibt, sagt mir nichts von Ihren Augen. Sie selbst sagen mir auch nichts davon. Wie geht es damit? Lassen Sie es mich durch C . . . . oder Sie selbst wissen.

Vor vierzehn Tagen glaubte ich an die Wahrscheinlichkeit, Sie bald wiederzusehen; jetzt weiss ich wieder nicht wann. Ich muss noch bleiben. Ich habe Euch Alle zusammen in Eastburne recht beneidet.

Ich lebe hier nur durch den Kopf, durch die Indignation und durch das Gefühl der Pflicht; das Herz hat dabei nichts zu thun und ist fern von hier. Was halten Sie von der Agitation für die Einheit, die sich in Deutschland regt? Was denken K . . . , B . . . und die Andern davon? Was hoffen Sie?

Hier hat die Krisis nur erst angefangen.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, ich hege für Sie eine aufrichtige und unzerstörbare Freundschaft.

Joseph.

Um noch einen Zug zu diesem Bild hinzuzufügen, will ich anführen, was Alexander Herzen schrieb, als Mazzini aus dem von Garibaldi eroberten Neapel, der einzige noch immer Verbannte, zurückkehrte nach London. Er schrieb an Herzen und bat ihn, zu kommen. »Ich eilte beklommenen Herzens zu ihm und erwartete ihn traurig und in seiner höchsten Liebe beleidigt zu finden, denn seine Lage war äussert tragisch. Ich fand ihn allerdings körperlich gealtert, aber geistig geradezu verjüngt. Er kam mir entgegen, fasste nach seiner Gewohnheit meine beiden Hände und sagte: »So ist es denn endlich vollbracht!« Dabei glänzten seine Augen vor Entzücken, und seine Stimme bebte vor Erregung. Er erzählte mir von der letzten Zeit und von den Ereignissen, welche der Expedition nach Sicilien vorangegangen waren. Aus der Hingerissenheit und Liebe, mit der er über die Waffenthaten und Siege Garibaldis sprach, leuchtete die Freundschaft für diesen ebenso klar, wie aus seinem Unwillen über dessen blindes Vertrauen in die Menschen und seine Unfähigkeit, dieselben zu beurtheilen und zu unterscheiden. Indem ich ihm zuhörte, dachte ich, ob ich wohl nur einen Hauch, einen Ton

der beleidigten Eigenliebe entdecken würde — aber nein! — Er war nur traurig, traurig wie die Mutter, welche der verliebte Sohn auf eine Zeit lang verlassen hat. Sie weiss, dass der Sohn zurückkehren wird, und, was ihr noch mehr gilt, dass er glücklich ist, das ist ihr Ersatz für Alles. So ist auch Mazzini voller Hoffnung für Italien, er und Garibaldi stehen sich näher als je. Er erzählte mit Lächeln, wie die Volkshaufen Neapels, von den Agenten Cavours aufgewiegelt, sein Haus umgeben und geschrieen hätten: »Tod dem Mazzini!« da man ihnen unter anderen Dingen glauben gemacht hätte, dass er »ein bourbonischer Republikaner« sei. »Es waren,« sagte er, »gerade mehrere unserer Leute bei mir, unter ihnen ein junger Russe. Der war ganz erstaunt, dass wir, als das Geschrei etwas aufgehört hatte, unser Gespräch ruhig fortsetzten. «Fürchten Sie nichts,« sagte ich ihm, »sie werden mich nicht tödten, sie schreien nur.«

— — — — — — — — — — — — — —

In einem früheren Artikel hatte Herzen erzählt, wie er aus Zartgefühl, um die Gefühle Mazzini's nicht zu verletzen, des damals existirenden Zerwürfnisses mit Garibaldi nicht gedacht habe. Es musste Mazzini's rein republikanischen Patriotismus kränken, den besten seiner Italiener einen andern Weg zur Erreichung des hohen Ziels gehen zu sehen, als den seinen und Herzen wollte das schon so viel und bitter verwundete Gemüth

des edlen Freundes schonen, indem er diese Seite nicht berührte.

Nach diesem Besuche aber, tief bewegt von der reinen Selbstlosigkeit und Seelengrösse Mazzini's, rief Herzen voll Begeisterung aus: »Nein, solche Menschen braucht man nicht zu schonen!«



Epilog



Mit dieser einen grossen Gestalt, die jetzt schon in einsamer Hoheit für immer in der Geschichte dasteht, sich selbst ein edleres Monument, als je Künstlerhand es schaffen könnte, will ich die Reihe dieser Individualitäten beschliessen. Es handelt sich jetzt nicht mehr um die Berechtigung der Individualität, die immer da war und immer da sein wird, es handelt sich um das Verhältniss zwischen Individualismus und Altruismus, die sich immer noch feindlich gegenüber standen, indem der erstere fürchtete, von dem zweiten erdrückt zu werden und die doch zu einem harmonischen, Alles vervollkommnenden Ausgleich kommen könnten, wenn zu rechter Zeit das Richtige geschähe, ehe Irrthum und Uebertreibung das Unkraut zwischen den Weizen säen und verdammenswerthe Thaten an den Tag bringen.

Die Frage ist: leben wir für ein Culturwerk, für die fortschreitende Entwicklung und Veredlung der Menschheit im Allgemeinen, wie sie der Einzelne individuell an sich zu vollziehen hat? Wenn ja, so ist damit schon gegeben, dass der Einzelne sich nicht ausschliessen

kann von der Arbeit für die Andern und mit den Andern. Aber es dauert lange, bis die Ideen heran schreiten durch die Nacht der Zeiten und sich zu einem klaren, leuchtenden Bewusstsein ausbilden. Die Individuen sind die Träger und Verkündiger der Weltideen und so sprach schon in ferner Zeit einst eine seltene, rührend schöne Individualität das grosse altruistische Wort aus: dass wir Alle gleich sind vor dem ewigen Urquell des Lebens und dass es kein Hoch und Niedrig giebt im Bereich der grossen menschlichen Brüderschaft, nur ein grösseres oder geringeres Maass sittlicher Vollendung.

Im Namen dieser Individualität änderte sich der Lauf der Geschichte, aber nicht in dem reinen Sinn, in dem sie ihr Wort gesprochen. Das Chaos der menschlichen Leidenschaften liessen aus dieser Friedensbotschaft eine Welt des Hasses und Streits hervorgehen, der trennenden Unterschiede, die, ärger wie zuvor, die Menschheit in Herren und Sclaven theilte, des Strebens nach individueller Macht und nach dem Genuss auf der einen und dumpfer Resignation auf der andern Seite. Die Individualität behielt ihr ewiges Recht und es traten oft leuchtende Sterne hervor aus den wogenden Wolkenmassen, die den Himmel der Geschichte bedeckten, aber es war noch kein klares Erfassen der Idee, die zur Verwirklichung heran nahte durch die Jahrhunderte.

Dann kam die französische Revolution und

sprach ihr unsterbliches Wort von den Menschenrechten, aber noch immer war die Zeit nicht reif für das volle Verständniss und die Durchführung der Idee. Die dämonischen Mächte in der menschlichen Brust stürzten sich mit verheerender Gewalt über das so edel und hoch erfasste Ideal, befleckten es mit Blut und Mord und drückten auf den Untergang einer alten Weltordnung das Siegel eines tiefen Missverstehens, was diese neue bedeute. Hohe, sittlich vollendete Individualitäten, wie der Herzog von Nivernais, begriffen, inmitten der übermüthigen, alles Ethische ausser Acht lassenden Lebenslust ihrer Zeit, was Noth thäte, um schlimmen Entwicklungen vorzubeugen und thaten im Bereich ihrer Möglichkeit, was sie konnten; aber es war zu wenig gegen den Ocean der entfesselten wilden Triebe, der heranbrauste. Doch bleibt es eine rührende, liebliche Episode in der Brutalität jener Tage, dass das Volk den edeln Greis, eben der Guillotine entronnen, erwählte, als einen der kleinen Zahl, welche durch ihre reine Tugend, das entwürdigte Bild menschlicher Vollkommenheit ihm wieder herstellen sollte.

Die alte Welt, nicht belehrt durch die furchtbare Erfahrung, kehrte triumphirend in ihren alten Besitz zurück. Es fehlte noch immer die einzige Weisheit aller Regierenden, die der Preventivmassregeln, das verständnissvolle Erforschen der Erfordernisse des Fort-

schritts, welche sich in der Zeit bewegen, und das bereitwillige Entgegenkommen gegen dieselben. Man glaubte noch immer mit Repressivmassregeln auskommen zu können, die doch gerade der traurige Beweis sind, dass zu rechter Zeit versäumt wurde, einzugreifen.

Aber der Same der Ideen war aufgegangen und fing an Thaten zu zeugen, natürlich wie immer bitter bekämpft und seine Märtyrer fordernd, wie jene edlen Russen, die mit dem Tod am Galgen und den furchtbaren Qualen des Exils, ihre reine Freiheitsliebe besiegelten. Der Kampf zwischen dem Individualismus, der nur an sich denkt und an die Erhaltung seines wolkenlosen irdischen Himmels, und den altruistischen Forderungen der zum Bewusstsein erwachenden Massen begann. Anstatt aber mit feinem humanistischen Verständniss in die Tiefe der Sache zu blicken und zu sehen, was Noth thue, nämlich: den alten Fluch von der Arbeit zu nehmen und den zum Lastthier entwürdigten Mensch zu einem sittlicher Veredlung fähigen Wesen zu erheben — häufte man die Mittel der Macht; der Militarismus nahm den obersten Platz in den modernen Staatsordnungen ein; die Nationalitäten standen sich feindlich, immer zum Angriff bereit, gegenüber; der inneren Wohlfahrt öffnete man die traurigen Quellen der Speculation, der übertriebenen Produktion, des Hinstürzens auf den Gewinn, wo immer die Erde ihre goldnen Schatzkammern öffnete. Anstatt begnügte

Existenzen zu schaffen, die, im Besitz des Nothwendigen, neben der Arbeit noch Zeit behielten zum Denken und Lernen, entflammten sich Habsucht und Begier nach Genuss, colossale Vermögen entstanden und stürzten wieder krachend zusammen, den Abgrund der unlautersten Motive und Mittel offenbarend und eine Menge bisher geachteter Persönlichkeiten hinunter ziehend. All diesen nach Besitz jagenden Thoren möchte ich das Wort des Cardinals Mazarin zurufen, der, als er den Tod nahen fühlte, voll Schmerz auf die kostbaren Gegenstände sah, die er um sich gesammelt hatte und traurig ausrief: »Und alle diese schönen Sachen soll ich verlassen?«

Dieser breiten Strömung der brutalen Macht und des krampfhaften Jagens nach Besitz gegenüber, wuchs nun aber naturgemäss, wie eine starke, zum Gedeihen befähigte Pflanze, der durch Prinzipien entwickelte Altruismus als Socialismus empor, eine zum Dasein reif gewordene Idee, die nicht mehr auszustreichen ist aus dem Lauf der Weltgeschichte. Abermals beging die individualistische Gesellschaft den Fehler, sich feindlich dagegen zu stellen, anstatt ihr verständnissvoll entgegen zu kommen, und so entwuchs, wie natürlich, der reinen gesunden Bewegung auch die Uebertreibung, das falsche Gebot: Gewalt gegen Gewalt und der fast blödsinnige Irrthum, als ob der Mord je ein Culturmittel sein und das Verschwinden einzelner Persönlichkeiten Systeme und ein-

gewurzelte Lebensformen ändern könnte. Gegen solche Verirrungen der menschlichen Intelligenz helfen dann allerdings auch nur radikale Mittel. Die sich selbst ausserhalb des Gesetzes stellen, brauchen auch nicht nach dem Gesetz behandelt zu werden. Die einzelne Menschenjagd ist hässlich und unnütz. Man nehme sie alle zusammen aus ihren Centren, mit Frau und Kind und Habe und führe sie auf eine unbewohnte Insel des grossen Oceans, wo sie, in strengem Getrenntsein von der übrigen Welt, ihren anarchischen Traum austräumen können.

Uns aber, unserem Culturcontinent, was thut ihm Noth? Die Antwort wär einfach, könnten wir hoffen, dass endlich eine Individualität erschiene, die, mit unbegrenzter irdischer Macht ausgerüstet, den Muth hätte, g a n z g r o s s zu sein und, indem sie den Altruismus im höchsten Sinn auffasste, zugleich die Vollendung der Individualität verwirklichte. Was bliebe einem solchen erhabenen Geist, der sich selbst als das Werkzeug höherer ewiger Mächte begriffe und die Aufgabe höher schätzte, als alle Ehre der Welt, zu thun?

Zunächst: Friede auf Erden. Aber nicht der Friede, der sich auf Heeresmassen, Kanonen und Bayonette stützt. Solch ein Friede ist nur ein Deckmantel der Eifersucht und der Furcht des Einen vor dem Andern. Nein, der Friede, welcher durch gütliche, verständige Uebereinkunft freundlich nebeneinander leben-

der Völker erhalten wird, die ihre Interessen vielmehr gefördert sehen durch vernünftigen Ausgleich, als durch Krieg und Streit.

Ferner: allgemeine Entwaffnung; nicht mehr Militair, als gerade zur Ordnung des bürgerlichen Lebens nothwendig ist. Rückgabe der unzähligen Arbeitskräfte, die jetzt in öden Casernen und fruchtlosen Exerzierübungen vergeudet werden, an die gesunde naturgemässe Arbeit des Feldes, der Bebauung der unermesslichen brach liegenden Strecken des Erdballs, die der Verwandlung in blühende Oasen warten, aber nicht zur Befriedigung der Habgier des Mutterlandes, sondern zu humanen Zwecken wahrer Cultur, ohne welche das Leben hassenswerth und die Colonisation verdammenswerth ist.

Dann, und vor Allem, die unanrührbare, heilig zu haltende Unabhängigkeit der Völker, seien sie gross oder klein. Sowie das Individuum in seiner persönlichen Unabhängigkeit geschützt und gesichert sein muss, so auch ein jedes Volk, das doch auch nichts Anderes ist, als ein Völkerindividuum. Wie in einem gerecht organisirten Staat der reichere Nachbar, der gewaltthätig in das Haus des Aermeren eindränge, um Besitz zu ergreifen, verurtheilt und der Andere geschützt werden würde, so müsste das auch in weiteren Verhältnissen geschehen, damit wir nicht, wie es leider heut zu Tage der Fall ist, das empörende Schauspiel sähen, dass ein kleines Bauernvolk, von dem einzigen europäischen Staat, der Monarchie

und freiheitliche Institutionen zu vereinen gewusst hatte, ungehindert überfallen und bis zur Vernichtung verfolgt würde. Freilich steigt dadurch der moralische Werth des kleinen Volks, das aus friedlichen Arbeitern zu einem seltenen Heldenvolk wird, in eben dem Maasse, als der Ruhm und die Grösse jenes stolzen Inselvolks in den Staub sinkt. Das ist aber kein Ersatz für das heiligste Recht eines Jeden, sei er ein Einzelner oder ein Volk, sein theuerstes Gut, seine Unabhängigkeit, gewaltsam bedroht zu sehen.

Und nun das Wichtigste von Allem: die inneren Culturfragen eines jeden Landes und Volks. Zunächst: so wenig Gesetze, aber so viel sittliche Erziehung als möglich. Anstatt Heere und Flotten in ferne Culturreiche zu schicken, in denen schon vor Jahrtausenden tiefe Denker, wie Confucius und Laotse, Gedanken höchster Weisheit aussprachen, als Europa noch im Nichtsein lag, anstatt dabei die heiligsten Gefühle von Millionen Menschen zu kränken, indem man an fromme Gebräuche rührt und trotz des hohen Tons von Culturzwecken, uralte, unersetzbare Schätze alter Cultur zerstört oder weg führt — anstatt alles dessen, sollte man die Millionen, die das kostet, zunächst für die Volkserziehung verwenden. Man wird mir entgegen rufen: »oh, wie viel geschieht da nicht, Schulen über Schulen!« Ja, aber die Schulen sind die rechten nicht, sie schaden dem Körper durch das tagelange

Sitzen in den Schulstuben und vertrocknen den Geist durch meist pedantische, wenig entwickelnde Methoden. Wer, wie die Deutschen, das herrlichste, unübertrefflichste Programm wahrhaft cultureller Volkserziehung besitzt, wie das in der Erziehungsprovinz von Goethe's Wilhelm Meister, der wird doch schuldig, wenn er es nicht ausführt. Schon allein das Erwecken des Gefühls der Ehrfurcht, nicht vor irdischer Grösse, vor Kronen und blitzenden Ordenssternen, sondern vor der Ahnung eines »Höheren, Reineren, Unbekannten«, das in lichten Fernen über uns und um uns schwebt und unser Handeln richtet, das schon allein muss ein bleibendes Bewusstsein sittlicher Verpflichtung besser wecken, als der conventionelle Kirchenbesuch und die trockne, dort gelehrte Moral. Solche Erziehungsprovinzen sollten überall in Menge erstehen und die Geldsummen, die jetzt im Dienste zum Theil thörichter, zum Theil verderblicher Politik, vergeudet werden, würden mehr als hinreichen, um auch die ärmsten Eltern in den Stand zu setzen, die Kinder nicht zu verfrühter, ihre Kräfte übersteigender Arbeit zu zwingen, sondern sie dahin zu schicken, wo der Keim zu sittlichem Dasein in ihnen geweckt wird. Dass auch nach oben in den geistigen Bestrebungen und Instituten vieles zu ändern und zu vervollkommnen wäre, versteht sich, denn nur wo die Wissenschaft blühendes Leben wird, erreicht sie ihren höchsten Zweck und ein sitt-

lich erzogenes Volk zu schaffen ist mehr werth, als eine Unzahl Gelehrter.

Schliesslich nun die Krone des Lebens, die Wunderblüthe der menschlichen Erscheinung: Kunst und Poesie. Was soll man von Culturvölkern sagen, die ihre grossen Genien gehabt haben und nun es zulassen, dass ihre Literatur, dass ihre Schaubühnen und ihr öffentliches Leben überschwemmt wird von den erbärmlichsten, geistlosesten, unsittlichen, verwerflichsten Produktionen! Auf denselben Bühnen, wo die Werke der unsterblichen Meister doch nur selten zur Erscheinung kommen, sieht man die Erzeugnisse krankhafter, überspannter oder tief verderbter Gehirne und die Jugend geht dahin und lernt sich daran zu vergnügen und ach, wie viel Gift einzusaugen! In der Literatur, auf dieser Unzahl von gedrucktem Papier, wie viel Verderbliches, Abscheuliches steht darauf und wie leicht machen es die geringen Preise, dass jeder Bursch, dass jedes Mädchen sich solcher Lektüre bemächtigt und ihren unheilvollen Einfluss erleidet. Hier müsste absolutes strenges Eingreifen stattfinden, vielleicht sogar — und warum nicht? — einige Scheiterhaufen, wie einst die Savonarola's für die Eitelkeit der Welt, so heute für die Erzeugnisse der sittlichen Verkommenheit unserer Zeit.

Oh, welche Fülle der erhabensten Aufgaben für eine solche Individualität, welche, wie ich schon sagte, den Muth hätte, ganz

gross zu sein! Welch eine leuchtendere Krone, wie die aus Gold und Edelstein, wäre die, ein wahrer Culturschöpfer zu sein! Und müsste es das Herz nicht seliger beglücken, sich von einem sittlich erzogenen, nach wahrer Cultur strebenden Volke zugejubelt zu sehen, als diese pomphaften conventionellen Feste und dieser oft so unlautere Enthusiasmus?

Oh, wenn diese Individualität käme! Wir ersehnen, wir rufen sie — aber — wird sie kommen?



Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

